gr. 1/ll 23700

Wilhelm Hauff

Eine nach neuen Quellen bearbeitete
Darstellung seines Werdeganges

Mit einer Sammlung seiner Briefe
und einer Auswahl aus dem unveröffentlichten

Nachlaß des Dichters

von

Dr. Hans Hofmann

Frankfurt a. M.
Moritz Diesterweg
1902

Gebundene Exemplare
von **Hofmann, Wilhelm Hauff**
sind durch alle Buchhandlungen zum Preise von 5 M.
zu beziehen.

Dr. Hans Hofmann

Wilhelm Hauff

Wilhelm Hauff
um 1824.

Stich von E. Oertinger nach dem Gemälde von J. M. Kolbet.

Wilhelm Hauff

Eine nach neuen Quellen bearbeitete
Darstellung seines Werdeganges

Mit einer Sammlung seiner Briefe
und einer Auswahl aus dem unveröffentlichten

Nachlaß des Dichters

von

Dr. Hans Hofmann

1902. 2370

Frankfurt a. M.
Moritz Diesterweg
1902

Mit Vorbehalt aller Rechte.

Typograph-Maschinensatz von Oscar Brandstetter in Leipzig.

Zum Geleit.

Hundert Jahre werden es heuer, daß in Stuttgart der Dichter des Lichtenstein, der Phantasieen im Bremer Ratskeller, der Märchen vom Kalif Storch und vom kleinen Muck, der Herausgeber der Memoiren des Satan geboren wurde. Hat schon seit einiger Zeit das Interesse für Hauff als literarische Persönlichkeit zugenommen, so dürfte ein Beitrag zur näheren Kenntnis seines Lebens und Schaffens gerade jetzt besonders willkommen sein.

Im folgenden übergebe ich den Nachlaß Wilhelm Hauffs im Zusammenhang und in all der Vollständigkeit, welche die Rücksicht auf allgemeineres Interesse nur immer zuläßt, der Öffentlichkeit und insbesondere allen Freunden des Dichters. Einen beträchtlichen Teil des Materials verdanke ich dem liebenswürdigen Entgegenkommen der Witwe von Hauffs Neffen, Frau Oberstudienrat Professor Klaiber zu Stuttgart. Im Namen aller Hauff-Freunde, die hiermit eine reichfließende Quelle für die Kenntnis der Persönlichkeit ihres Lieblings sich eröffnet sehen, danke ich ihr herzlich für die großherzige Mitteilung ihrer Schätze. Aufs liebenswürdigste ist mir durch Mitteilung ihrer Erinnerungen sodann Fräulein Emma Hauff, die Nichte des Dichters, ebenfalls in Stuttgart, entgegengekommen; ich bringe ihr, die so ehrwürdig und doch jugendlich-frisch als Priesterin großer Erinnerungen aus einer hinter uns liegenden Epoche in diese neue Zeit hereinragt, meinen ehrfurchtsvollen Gruß und Dank auch an dieser Stelle dar.

Zu besonderem Dank bin ich weiter verpflichtet Frau Sophie Roser in Stuttgart für die Bereitwilligkeit, mit der sie mir die

Benutzung des Buches ihres verstorbenen Schwagers, des Herrn Staats-Ministers Karl v. Riecke, „Meine Eltern, ihre Geschwister und Freunde", gestattete. Dieses nicht in den Handel gekommene Buch ist eine reiche Fundgrube für die Kenntnis von Hauffs Leben, und ich verdanke ihm eine Fülle von Einzelheiten, die das bisher immer nur skizzenhaft gebliebene Lebensbild des Dichters mit reicherem und satterem Inhalt füllen. Nicht weniger möchte ich für gute Nachweisungen und Auskünfte danken dem Direktor der Kgl. Staatsbibliothek zu Stuttgart, Herrn Professor Dr. Karl Steiff, der mein Unternehmen mit der regsten Teilnahme begleitete, sowie Herrn Professor D. Buder zu Tübingen, dem Leiter des Stifts, Herrn Ephorus Bayhingen zu Blaubeuren, Herrn Stadtschultheiß Haffner von Marbach, Herrn Pfarrer Hildenbrand von Erligheim und Herrn Schultheiß Bossert von Enzweihingen; endlich meinem Freund, dem Herrn Ministerialrat Rudolf Scharpff in Stuttgart, der, von Herrn Registrator Händel unterstützt, mir eine Reihe schätzbarer Daten aus dortigen Akten lieferte und insbesondere das Geburtshaus des Dichters urkundlich feststellte.

Zunächst galt es mir, den Schwaben seinen Schwaben noch näher zu bringen, und das mag das Eingehen in Einzelheiten von mehr lokalem Interesse an mancher Stelle entschuldigen, — an zweiter und nicht weniger wichtiger Stelle war es mir aber darum zu tun, den oft nur obenhin als „Jugendschriftsteller" abgetanen liebenswürdigen Dichter gerade auch außerhalb seiner engeren Heimat den Deutschen aller Stämme menschlich näher zu rücken und zugleich sein Wirken im literarischen Zusammenhang zu zeigen.

Dem Ährenleser darf ich mich vergleichen, dem der reiche Herr der Ernte nicht wehrt, und der dankbar auch die kleine Ähre greift, wenn er nochmals durch das abgeerntete Feld schreitet. Manches haben die glücklichen Schnitter der ersten Ernte im Gefühl des Reichtums liegen lassen; nun ist es doch noch willkommen. Und dann, daß meine Nachlese nicht zu spärlich ausfalle, hilft mir der späte Gang, der es mit sich bringt, daß manches, was gleich nach des Dichters Hinscheiden noch nicht hinaus auf die Tenne gebracht werden durfte, nun die Nachreife erlangt hat. So hat, und damals sicherlich

mit Recht, der erſte Herausgeber, Guſtav Schwab, auf alles verzichten zu müſſen geglaubt, was mehr intimen und literargeſchichtlichen Wert hat; vom Standpunkt heutiger Wiſſenſchaft begrüßen wir alle Zeugniſſe für des Dichters Entwicklungsgang und nehmen auch Fragmente und Entwürfe gerne hin, wenn ſie uns einen Einblick in des Künſtlers Werkſtatt gewähren. Damit ſoll der Zettelklauberei nicht das Wort geredet ſein; wo ſich Kürzungen empfahlen, habe auch ich auf die Mitteilung des vollen Wortlauts verzichtet. Aber welchen Ausblick auf Hauffs ferneres Schaffen gewähren uns die drei dramatiſchen Fragmente, wie tief laſſen uns die Skizzen zum Lichtenſtein in die Entſtehung dieſes meiſterlichen Jugendwerkes hineinſehen; wie machen uns die Stammbuchblätter, einzelne in den Ausgaben weggelaſſene Gedichte und die Reden an die Tübinger Freunde Hauff als Freund und als Menſchen lebendig! Auch die Urkunden wird man willkommen heißen.

Ein Ehrenmal für meinen Landsmann, das noch tiefer das Verſtändnis für ſein Streben und für ſeine Schriften erſchließt, galt es mir aufzurichten, und einen Kranz der Dankbarkeit ihm darzubringen, der meine Vaterſtadt Ulm in ſeinem Hauptwerk ſo unvergänglich verherrlichte. Möge die warme Liebe, die mir die Feder führte, in ſchwäbiſchen Gauen, aber auch in allen deutſchen Landen außer der engeren Heimat, Gegenliebe finden und neue Liebe für den Dichter wecken!

Am 1. Oktober 1902.

Hans Hofmann.

Vorblick.

Wie eine Vertreibung österreichischer Protestanten aus ihrem Vaterland unserem größten Dichter den Stoff zu einem seiner schönsten Werke gegeben hat, so sind solche Auswanderungen schon früher, zur Zeit der Gegenreformation und des dreißigjährigen Krieges, der deutschen Literatur zugute gekommen. Schwaben, das einer Reihe wegen ihres Glaubens vertriebener Familien eine zweite Heimat wurde, hat dadurch mehrere seiner besten Söhne gewonnen: nicht nur Hegel und Justinus Kerner, sondern auch Wilhelm Hauff stammen väterlicherseits von österreichischen Vorfahren ab. So kann man denn den Dichter als okulierten Schwaben bezeichnen; eine glückliche Mischung brachte dies liebenswürdige Talent hervor, er verbindet schwäbische Gemütstiefe mit österreichischer Leichtigkeit und Formgewandtheit, die altschwäbische Selbstironie springt hier und da in seinen Schriften hervor, dieweil seine weltmännische Sicherheit und Unvoreingenommenheit über die Grenzen des Stammes, in dem er geboren, hinausweisen. Noch bewahrt die Hauffsche Familie das alte Familiensiegel, dessen Wappen drei Kugelhäufchen zeigt, und sie brauchte nur auf die im Wiener Hofarchiv lagernde Urkunde zurückzugreifen, um wieder den ihr von alters her zukommenden Adelstitel führen zu können. Von sonstigen Reliquien der Familie sind im Besitz von Hauffs Nichte ein Kreuz aus Amethyst, eine Busennadel und Ohrringe, Hauffs Visitenkarte, sowie ein Gipsmedaillon von Hauffs Tochter Wilhelmine.

Hauff verbrachte, wie bekannt, die ersten 4 Jahre seines Lebens in Stuttgart, wo er am 27. November 1802 geboren ist, war dann

(von 1806 bis 1808) infolge der Versetzung des Vaters zwei Jahre lang in Tübingen, kehrte 1808 nach seiner Vaterstadt zurück, wo sein Vater schon 1809 starb, und zog mit der verwitweten Mutter 1809 wieder nach Tübingen, wo deren Vater als Oberappellationsrat lebte. Hier blieb er nun bis zum Jahre 1817, also 8 Jahre, das als Schola anatolica[1]) bekannte Lyceum besuchend, bis er mit 15 Jahren in das niedere theologische Seminar zu Blaubeuren bei Ulm aufgenommen wurde, das er nach 3jährigem Kursus (im Herbst 1820) verließ, um die Universität zu beziehen, und zwar wiederum zu Tübingen, wo er, ein Jahr früher als seine Blaubeurer Mitschüler, aber mit dem gesetzmäßigen Alter von 18 Jahren, Aufnahme in dem als „Stift" bekannten höheren evangelischen Seminar fand. 1824 verließ er, nachdem er die erste Staatsprüfung bestanden, die Universität, nahm in Stuttgart eine Stelle als Hofmeister im Hause des Kriegsratspräsidenten, späteren Kriegsministers von Hügel an, verblieb, nachdem er sich im Frühjahr 1825 mit seiner Cousine Luise Hauff aus Nördlingen verlobt, in dieser Stellung bis zum Frühjahr 1826, also anderthalb Jahre (Oktober 1824 bis April 1826) und trat hierauf die althergebrachte Kandidatenreise an, die herkömmlicherweise nach Norddeutschland, speziell Berlin führt, aber daneben bei ihm auch Paris zum Ziel hatte, dessen Besuch damals dem Württemberger noch als eine unerläßliche Bedingung vollendeter Bildung galt und das von so manchem jungen wohlhabenden Gelehrten und angehenden Beamten für einige Monate aufgesucht wurde, so von Uhland, so von Gustav Schwab, so auch von Hauffs Bruder und seinem besten Freund Christian Riecke. Von dieser Reise im Spätherbst November 1826 zurückgekehrt, machte der Dichter Hochzeit im Februar des folgenden Jahres (1827), das zugleich auch sein Todesjahr werden sollte, denn nachdem ihm am 10. November eine Tochter (Wilhelmine) geboren war, ist er nach etwa 3wöchiger Krankheit am 18. November 1827 zu Stuttgart gestorben.

Ein an Wechselfällen sehr armer, kurzer Lebenslauf, — und

---

[1]) Weil am Österberg gelegen.

doch war er reich genug, um dem mit phänomenaler Phantasie Begabten eine Fülle von Figuren und Situationen zu bieten, die ihn befähigten, zwei größere Romane, ein größeres satirisches Werk, sechs Novellen, drei Bändchen Märchen und eine Anzahl kleinerer Prosadichtungen, sowie ein Heft Gedichte zu produzieren. Hauff ist keiner bestimmten Richtung zuzuweisen, und wenn er vielfach als Ausläufer der Romantik bezeichnet wird, so hat das doch nur bedingte Geltung. Doch darüber weiter unten.

In Wilhelms Kindheit fallen zwei Ereignisse, die sein Gemüt nachhaltig erregen mußten und geeignet waren, ihn ernst zu stimmen: einmal die Verhaftung des Vaters, von der er allerdings nur den Nachklang verspürte, da das Ereignis selbst vor seine Geburt fällt, — der poetische Nachhall findet sich bekanntlich in der Verhaftung des Generals Willi im „Bild des Kaisers", — und der Tod des Vaters, den Wilhelm mit 7 Jahren erlebte, und der in den Phantasieen im Bremer Ratskeller noch nachklingt. So sehr also das Wesen des Dichters von Natur auf den Typus des allegro gestimmt ist, so kam doch schon sehr früh auch ein Einschlag vom pensieroso hinzu, der lange schlummernd, sich bei reiferer Entwickelung immer deutlicher durchsetzt. Dazu kommt eine frühe Herzenserfahrung, die, bis jetzt ganz unbekannt, durch die hier zuerst mitgeteilten Briefe von und an Nane beleuchtet wird.

In dem überhitzten Gemütsleben der schwäbischen Enge wächst der vorläufig nur lebhaftes und munteres Naturell zeigende Knabe heran; die österreichische Frische der Väter schlägt in dem Nachkommen wieder aus und er erwehrt sich kräftig der Dumpfheit und Einseitigkeit des kleinen Landes. Eine Neigung zur Flunkerei, die aus jedem gewöhnlichen Ereignis ein Geschichtchen zu spinnen weiß, daß die Angehörigen sich erstaunt ansehen ob solcher Fülle der Erfindungskraft, bildet einen hervorstechenden Zug im Bilde des Kindes. Später, als die Flunkereien zu Papier gebracht zu werden anfangen, tritt eine geradezu hellseherische Sicherheit in der Darstellung überraschend hervor. Hat schon jede geniale Veranlagung etwas Intuitives, so ist das bei Hauff bis zur Siedehitze gesteigert. Seine Mutter war Nachtwandlerin; und es verleugnet sich nicht seine Verwandtschaft

mit Justinus Kerner[1]), der rezeptiv für solche Seiten des Geisteslebens eine intensive Teilnahme hatte. Sieht man sich das Manuskript des Lichtenstein an, so ist man erstaunt, hier eine Masse Bogen[2]) zu finden, die offenbar erste Niederschriften darstellen und zugleich als Vorlage für den Setzer dienten. Und anders ist ja auch die fabelhaft reiche Produktion schlechterdings nicht zu erklären, die durch die Mitteilung von bisher Ungedrucktem jetzt noch gesteigert erscheint.

Bezeichnend für ein gewisses exzentrisches Wesen ist der Titel, den der Zwanzigjährige seiner ersten Gedichtsammlung geben will: Gedichte eines Narren. Auch daß er das in der Luft liegende Satansmotiv (Goethes Mephisto, Hoffmanns Elixire des Teufels, Jean Pauls Aus den Papieren des Teufels) als unerfahrener, kaum erst in die Welt eingetretener Jüngling aufgreift, ist für diese Seite seines Wesens bezeichnend.

Das Phänomen dieses meteorartig am literarischen Himmel auftauchenden und allzuschnell wieder dahin schwindenden Dichterlebens wird allzeit ein anziehendes Problem für den Literarhistoriker bilden. Wie ein neuer Euphorion springt er von Gipfel zu Gipfel, unaufhaltsam der Höhe seines Ruhmes entgegen, und der Altmeister soll uns wieder die Worte leihen, mit denen wir dieses Geleitwort schließen:

Nicht allein, wo du auch weilest,
Denn wir glauben dich zu kennen,
Ach! Wenn du dem Tag enteilest,
Wird kein Herz von dir sich trennen.
Wüßten wir doch kaum zu klagen,
Neidend singen wir dein Los:
Dir in klar- und trüben Tagen
Lied und Mut war schön und groß.

---

[1]) Siehe die Stammtafel.

[2]) Wie um sich schon äußerlich in die Sphäre des Darzustellenden einzuleben, verwendet Hauff gewaltige Bogen grobkörnigen Chronikenpapiers.

Inhalt.

Seite

Zum Geleit i
Vorblick V

I. W. Hauffs Leben . . . . . 1—117

1. Kindheit und erste Tübinger Zeit (1802—1817) . . . . . 3—12
2. Im niederen Seminar zu Blaubeuren (1817—1820) . . . . 13—27
3. Der Tübinger Student (1820—1824) . . . . . 27—52
4. Hauff als Schriftsteller; zweite Stuttgarter Zeit (1824—1825) 52—84
   a) Literarische Anfänge . . . . . 52—61
   b) Hauffs Schaffen im literarischen Zusammenhang betrachtet 61—84
5. Auf der Höhe des Erfolges; letzte Jahre und Tod (1825—1827) 84—117

Rezensionen von Schriften Hauffs und zeitgenössische Abhandlungen über ihn . . . . . 117—118

II. Briefe von Wilhelm Hauff . . . 119—163

1.—5. Aus den Blaubeurer Briefen an Christian Heinrich Riecke (Juni 1819 bis Juni 1820) . . . . . 121—125
6. W. Hauff an Nane Klaiber (Tübingen, 28. Oktober 1820) . . 125
7. W. Hauff an Nane Klaiber (Tübingen, 19. November 1820) . 127
8. Nane Klaiber an W. Hauff (Roswag, 14. Januar 1821) . . . 128
9. W. Hauff an Nane Klaiber (Tübingen, 23. März 1821) . . . 129
10. Lina Geiger an W. Hauff (Erligheim, 22. Mai 1821) 130
11. Nane Klaiber an W. Hauff (Roswag, 9. August 1821) . . . 132
12. Lina Geiger an W. Hauff (Roswag, Mai 1822) 134
13. W. Hauff an Heinrich u. Adolf Riecke (Tübingen, Ende Septbr. 1821) 136
14. W. Hauff an Heinrich Riecke (Tübingen, 1822?) 137
15. W. Hauff an Heinrich Riecke (Nördlingen, 16. April 1825) . . 138
16. Bericht über das Bestehen der höheren Dienstprüfung (Stuttgart, Frühjahr 1825) 139
17. Aus den Briefen an die Braut (1824—1825) 139
18. W. Hauff an Theodor Heil (Stuttgart, Weihnachten 1825) . . 140
19. W. Hauff an ? (Stuttgart, 26. November 1825) . . 140

Seite

20. W. Hauff an Hermann Hauff (Paris?, Frühling 1826) 140
21. W. Hauff an seine Mutter (Paris, Juni 1826) 141
22. W. Hauff an Hermann Hauff (Paris, Juni 1826) 141
23. W. Hauff an die Klaiber samt Weibern (Paris, Juni 1826) . 142
24.—25. Aus Briefen an die Angehörigen aus Berlin.
Nach Mitte September 1826 142
Vom 12. Oktober 1826 143
26. W. Hauff an Carl Grüneisen d. J. (Hochzeitsgruß) Berlin, 18. September 1826 143
27. Aus einem Brief von Leipzig nach Hause (Oktober 1826) . . . 145
28. W. Hauff an Karl Herloßsohn (Stuttgart, 26. Dezember 1826) 146
29. W. Hauff an Adolf Christian (Stuttgart, 16. Februar 1827) . 148
30. W. Hauff an Moriz Pfaff (Stuttgart, 18. Februar 1827) . . 149
31. W. Hauff an Ludwig Tieck (Stuttgart, 30. März 1827) . . . 152
32. W. Hauff an Theodor Hell (Winkler) (Stuttgart, 17. April 1817) 153
33. W. Hauff an F. A. Brockhaus (Stuttgart, 17. April 1827) . . 156
34. W. Hauff an Ludwig Robert (Stuttgart, 7. Juni 1827) . . . 158
35. W. Hauff an Friedrich Franckh (Stuttgart, 7. August 1827) . 161
36. W. Hauff an Wilibald Alexis (Stuttgart, 10. November 1827) 163

Beilagen zu I und II:
Predigten (1822—1825) 165
Doktordiplom (20. Oktober 1825) 166
Bürgerrechtserteilung (Engweihingen, 10. Januar 1827) . . . 167
Aus dem Wegweiser Nr. 83 der Abendzeitung vom 15. Oktober 1825 168
Aus dem Bemerker Nr. 10 zum Gesellschafter Nr. 46, 1826 . 168
Aus dem Bemerker Nr. 15 zum Gesellschafter Nr. 66, 26. April 1826 169
Aus dem Bemerker Nr. 6 zum Gesellschafter, 7. März 1827 . 170
Aus dem Literaturblatt Nr. 100, 14. Dezember 1827 171
Schluß des Artikels „Wilhelm Müller und Wilhelm Hauff" (Morgenblatt, 7. Dezember 1827) 172
Gedicht von Gustav Schwab, an Wilhelm Hauffs Grabe gesprochen 174
Memorabilien . . . . . 175—178

III. Aus dem Nachlass . . . . . 179—292

Gedichte und Stammbuchblätter . . . . . 182—201
Hoffe 182
Spanisches Volkslied 183
Sylvesternacht (Tübingen, 31. Dezember 1822) 184
Parabel 184
Sehnsucht (1834) 185
Feuerreuter-Lied, jetzt „Trinklied" (1824) 185

Seite

An Sophie an ihrem Hochzeitstag (1826) 187
Die kleinen Geigerlein dem jungen Ehepaar (1826) 189
Erste Fassung des Gedichts „Zur Feier des 18. Junius 1823“ 190
Zusatz zu dem Gedicht „Lehre aus Erfahrung“ 191
Auflösung der Rätsel 191
Auf Grüneisens Geburtstag (17. Januar 1820) 191
Gedichte in der Burschenschaft vorgetragen . . . . . 191—194
Gedicht auf gegebene Endworte 194
Varianten:
Zu dem Gedicht „Entschuldigung“ 194
Zu Reiters Morgengesang 194
Zu Jesuitenbeichte 195
Zu Grabgesang 195
Zu „Die Freundinnen an der Freundin Hochzeitstage“ . . . 195
Motti zu drei Novellen . . . . . 195—196
Stammbuchblätter . . . . . 196—201
Die Seniade . . . . . 202—210
Reden . . . . . 211—226
Drei Reden, in den Kränzchen der Compagnie gehalten (1822)
I. Rechtfertigung wegen des Eintritts in die „Fidelia“, 23. Januar 1822 211
II. Das Leben ist kurz, die Kunst ist lang, Beginn des S. S. 1822 212
III. Freundschaft und Liebe, 21. Mai 1822 213
Über die Macht des Gesanges, im Stuttgarter Liederkranz, Neujahr 1826 216
Zukunftsphantasieen . . . . . 219—226
Phantasie für den September 1850 220
Rede, gehalten 13. Januar 1902 (13. Januar 1827) 223
Briefe eines Mädchens (1823) . . . . . 227—228
Studie über zwölf Romane W. Scotts (1825) . . . . . 229—242
Kritik.
Kunstbericht aus Paris (Henriette Sontag) . . . . . 242—246
Entwurf einer Rezension Nr. 1 246
Entwurf einer Rezension Nr. 2 246
Taschenbücher auf 1828 246
Wilhelm Müller und Wilhelm Hauff, Eingang (Morgenblatt, 6. und 7. Dezember 1827) 247
Aus der Besprechung des Taschenbuchs für Damen auf das Jahr 1828 251

Seite

Fragmente und Entwürfe 253
Cäsar und die Catilinarier 253
Anfang einer nicht ausgeführten Erzählung (Baden-Baden) vielleicht 1824 254
Fragment eines Märchens von Turandot 255
Bemerkungen zu den Märchen . . . . . 255—257
Entwurf zur Sängerin (1826) 257
Lichtenstein 258
A) Entwürfe . . . . . 262—263
B) Varianten . . . . . 263—266
Materialien zum Lichtenstein . . . . . 266—269
Übersetzungen des Lichtenstein 269
Dramatisches 270
Parodie von Wallensteins Lager . . . . . 270—274
Das Fischerstechen (Szenarium) . . . . . 274—276
Unbetitelte Szenen eines Singspiels aus der mittelalterlichen Geschichte . . . . . 276—292

Bemerkung zu den Briefen 292
Stammbaum.

I. W. Hauffs Leben.

Wilhelm Hauff.
Anonyme Lithographie.

Aus „Könnecke, Bilderatlas zur deutschen National-Litteratur“ (Marburg, Elwert).

Universitäts
Bibliothek
Berlin.

1. Kindheit und erste Tübinger Zeit.

(1802—1817.)

Von Stuttgart werden dem Knaben, der schon mit vier Jahren die Vaterstadt verließ und dann fürs erste nur noch einmal auf ein Jahr dahin zurückkehrte, wenig Eindrücke geblieben sein. Doch hat er sicher schon damals das Haus des ein Jahr vor seiner Geburt gestorbenen Großvaters Johann Wolfgang in der Kanzleistraße Nr. 24 gezeigt bekommen, schon damals wird die einzig schöne Lage der Stadt ihm tief ins Herz gedrungen sein. „Und in der Tat" — so rühmt sein eigener Neffe, auf den seines Geistes ein Hauch übergegangen war, Julius Klaiber, die Schönheit der Stadt, — „wenn im Frühjahr die Abendsonne die rote Erde unserer Berge in purpurne Glut taucht, und die reinen und doch so weich geschwungenen Linien unserer Höhenzüge im milden Duft verschwimmen, oder wieder, wenn der Herbst eine unerschöpfliche Pracht des üppigsten Segens über dieses Tal, diese Höhen breitet, und die ganze Natur im seligen Genuß einer müheloſen Fülle zu lächeln scheint, kann man wohl da und dort das kühne Wort vernehmen, unsere Gegend erinnere an italienische Landschaftsnatur." Insbesondere wird Stuttgarts Lage mit der von Florenz verglichen.

Hier wurde am 29. November 1802 dem auf dem kleinen Graben Nr. 1358 (jetzt Eberhardstr. Nr. 23) wohnenden Regierungs-Sekretarius und Registrator August Friedrich Hauff ein Sohn geboren, der in der Taufe den Namen Wilhelm erhielt. Das Geburtshaus

unſeres Dichters[1]) lag alſo jenem Hauſe ganz nahe, wo 1782 der Regimentsmedikus Schiller gehauſt hatte. Dieſelben rebenbedeckten Höhen, zwiſchen denen Schillers[2]) Herz aufgewacht war zu der großen Tat der „Räuber", ſahen den Knaben im trauten Familienkreis von im ganzen vier Geſchwiſtern heranwachſen. Sein Bruder Hermann iſt 1800, die Schweſter Marie 1806 und Sophie 1807 geboren. Hier verlebte er die Roſentage der erſten Jugend, zwiſchen den ſanften Rebenhügeln der Heimat, nahe dem blauen Strom und den blühenden Tälern des Schwabenlandes. Eine Wonnezeit voll holder Träume nennt er ſelbſt ſeine Kindheit, reich behängt mit Bilderbüchern, Chriſtbäumen, Mutterliebe, Oſterwochen und Oſtereiern, mit Blumen und Vögeln, Armeen aus Blei und Papier und den erſten Höschen und Röllchen, in welche ſich ſeine kleine ſterbliche Hülle, ſtolz auf ihre Größe kleiden ließ. Er denkt mit inniger Rührung daran, wie ihn der ſelige Vater auf den Knieen ſchaukelte, und ihm der Großvater gerne das lange Meerrohr mit dem goldenen Knopf abtrat, um es ihm als Reitpferd zu leihen. Der Vater wird als eine gewinnende Erſcheinung von ſeiner Intelligenz und weltmänniſcher Bildung geſchildert.

Georgii (23. April) 1806 wurde der Vater in gleicher Eigenſchaft, wie oben angegeben, zum Oberappellations-Tribunal Tübingen verſetzt, aber ſchon 1808 als Geheimer Sekretär in das Miniſterium der Auswärtigen Angelegenheiten („Geheimer Kabinetts-Miniſterial-Re-

---

[1]) Das Haus gehörte damals einem Handelsmann Rueff; 1811 wurde es mit Nr. 372 bezeichnet, bei der allgemeinen Landesverfaſſung erhielt es die jetzige, oben angegebene Nummer. Das Haus beſteht in ſeiner urſprünglichen Bauart jetzt noch und gehört zur Zeit dem Privatier Joſeph Winckler. Das Geburtszimmer iſt nach der Reihenfolge der Mieter in dem unterm 7. Dezember 1802 von Hofrat und Waiſenhauspfleger E. A. Veilnagel aufgeſtellten Seelen- (Kommunikanten- ꝛc.) Verzeichnis im 2. Stock zu ſuchen.

[2]) Als ob eine ſympathetiſche Beeinfluſſung des jungen Hauff durch Schillers Geiſt ſtattgefunden hätte, ſo werden wir mehrere Übereinſtimmungen zwiſchen ihm und dem ungleich größeren Schiller finden; ich will hier nur noch die Übereinſtimmung erwähnen, die in der ſeltſamen Neigung liegt, eigene Schriften zu rezenſieren: So beſpricht Schiller ſelbſt ſeine Räuber, Hauff ſeine „Letzten Ritter von Marienburg".

giſtrator") berufen. Herzog Friedrich, der 1803 Kurfürſt, 1806 König geworden war, ſcheint das dem Mann zugefügte Unrecht[1]) eingeſehen und das Beſtreben gehabt zu haben, es nach Kräften wieder gut zu machen. Der zornmütige Herrſcher hatte zu leicht Verdächtigungen Glauben geſchenkt, welche den wohl etwas freigeſinnten Mann als Umſtürzler bezeichneten.

Das Ereignis, das weitaus den tiefſten Eindruck auf das Kinderherz machte, war ſicherlich der Tod des Vaters, den Wilhelm mit ſechs Jahren (Februar 1809) erlebte. Man führte ihn an einem Morgen hinein zu „einem wohlbekannten Mann", deſſen Geſicht ſo blaß geworden war, deſſen Hand er weinend küßte, weinend, ohne zu wiſſen, warum. Denn er konnte nicht glauben, daß die harten Männer, die ihn in einen Schrank legten und mit ſchwarzen Tüchern zudeckten, ihn nicht mehr zurückbringen würden. — — Wohl möglich, ja ſogar wahrſcheinlich, daß die Aufregungen der Schreckenstage des Jahres 1800, wo Kurfürſt Friedrich den ahnungsloſen Mann bei nächtlicher Weile von ſeiner Familie weg hatte verhaften und neun Monate lang auf Hohenasperg hatte ſchmachten laſſen, und die Entbehrungen der Gefangenſchaft zu dieſem frühen Tode beitrugen.

Erſt mit der endgültigen Überſiedelung nach Tübingen, nach dem Tode des Vaters, werden die Erinnerungen des Knaben reicher und klarer. Als er zum Bewußtſein erwachte, war Schillers Stern eben hinabgeſtiegen, denn vier Jahre nach deſſen Tode zog Frau Regierungsſekretär Hauff in die Univerſitätsſtadt[2]), um ihre kleine Schar unter den Schutz ihres einflußreichen Vaters, des Regierungs- und Appellationsrats Elſäſſer, zu ſtellen, der dort in einem weitläufigen

---

[1]) Siehe den Vorblick.

[2]) Hauffs Mutter wohnte in der Haagſchen Brauerei in der Haaggaſſe, die von der ſüdlichen Ecke des Marktplatzes aus in weſtlicher Richtung der Schwärzlocher Landſtraße zuführt. Vielleicht iſt das Haus die heutige Schottei. Es wäre zu wünſchen, daß nach endgültiger Feſtſtellung des Hauſes dasſelbe mit einem Gedenkzeichen verſehen würde, wozu ebenſowohl die Univerſität, als die Stadt Tübingen auf gegebene Anregung hin mit Freuden bereit ſein dürften.

Hause mit einer freundlichen Haushälterin, Fräulein Sitzler, hauste, und bei dem der Bruder Hermann schon früher völlig aufgenommen worden war. Für diese erste Tübinger Zeit dürfen wir wohl wieder autobiographische Bekenntnisse des Dichters heranziehen, wie sie sich im zweiten Teil der Satansmemoiren versteckt finden. Darnach lernte er im 7. Jahre Mensa, im 8. Amo (Lateinisch), im 10. Typto (Griechisch), im 12. Pakat (Hebräisch). Er wurde also, kaum an dem neuen Wohnort angekommen, in die feste Zucht der altwürttembergischen Lateinschule genommen. Sie behagte ihm wenig; doch war sie ihm sicherlich heilsam als Gegengewicht gegen die exzentrische, „spatzenmäßige" Manier, in die er zu verfallen drohte. Er ging freilich lieber aufs Feld, hörte die Vögel singen, oder sah die Fische den Fluß hinabgleiten, sprang lieber mit seinen Kameraden, als daß er sich oben in der Dachstube, die man zum Musensitz des künftigen Pastors eingerichtet hatte, mit seinem Bröder, Buttmann, Schröder[1]) abmarterte, und wie die Schrecklichen alle heißen, die den Knaben mit harten Köpfen wie böse Geister erscheinen. Und freilich war die landschaftliche Umgebung wohl dazu angetan, den Knaben von seinen Büchern fortzulocken. Die alte württembergische Landesuniversität gehört zwar nicht der Stadt, aber der Gegend nach, zu den schönsten Musensitzen in Deutschland.

Sie ist am oberen Neckar gelegen, da wo derselbe, nachdem er wenige Meilen weiter oben aus dem Schwarzwalde hervorgetreten, an milden Abhängen die Rebe, als die fernere Begleiterin seines Laufes, sich zu erziehen beginnt. Am Zusammentritte zweier freundlichen Seitentäler (des Ammer- und Steinlachtales, in deren letzterem die kleidsame Volkstracht noch heute lebendig ist) mit dem Haupttale, auf dem Ausläufer eines Hügels erbaut, dessen Höhe das in drei Täler schauende altertümliche Schloß krönt, und von Bergen umgeben, die teilweise noch bewaldet, in Verbindung mit jenen Tälern die mannigfachsten und anmutigsten Spaziergänge gewähren, bietet Tübingen für eine frische, aufstrebende Jugend einen gesunden, heiteren, vielfach anregenden Aufenthalt dar. Wenn Hauff später einmal Tübingen eine

---

[1]) Grammatiken der oben erwähnten Sprachen.

finstere Hügelstadt nennt, wenn er an den Besuch der damals unter der Leitung des Rektor Kauffmann stehenden Schule am Österberg nur mit gelindem Grausen zurückdenken kann, so hat er doch sicherlich nicht vergessen, wieviel er der Stadt anderseits wieder von frühester Jugend an schuldig geworden war. Denn hatte ihm die sonnige Heiterkeit der weinfrohen Vaterstadt tief ins Herz geschienen und es für Lebenszeit mit unverlöschlichem Frohsinn erfüllt, — der eigentliche Nährboden seines Geistes wurde neben der Familie, in der er jahrelang das einzige männliche Element war, die von akademischer Spott- und Neckluft erfüllte, infolge der Verschiedenheit der sich darin versammelnden Landsmannschaften mit Reibungsstoff mancherlei Art geschwängerte Sphäre der Universitätsstadt. Bekannt ist die Verschiedenheit der beiden Brüder, des um zwei Jahre älteren Bruders, der weit besser lernte, mehr Verstandesnatur war und mit staunenswertem Gedächtnis begabt erschien, und des träumerischen Wilhelm, bei dem sich phantastische Anlage und weichere Gemütsart mit dem Einfluß der weiblichen Erziehung begegneten. Bezeichnend für Hauffs Schultüchtigkeit oder vielmehr das Gegenteil davon ist das Schulzeugnis, welches ihm der gestrenge Rektor an die Oberbehörde in Stuttgart zur Aufnahmeprüfung für das theologische Landesseminar (daher „Landexamen" genannt) mitgab; er sagt hier, wie Schwab berichtet, daß Wilhelm in den Wissenschaften, besonders in der hebräischen Sprache sehr mittelmäßig prädiziert sei; doch machte er auf das überraschende Deklamationstalent des Knaben aufmerksam, damit der Arme doch etwas für sich hätte, was ihn als dereinstigen geistlichen Redner empfehle. War der Knabe zart und von schwacher Brust (noch in Blaubeuren ging ihm das nach, wie wir sehen werden), vermied er gerne die lärmenden Spiele der Altersgenossen, und war ihm der liebste Aufenthalt der reichbestellte Büchersaal des Großvaters, der insbesondere ein großer Verehrer des Horaz war, vergl. S. 82, so suchte sich seine Phantasie doch gerne dichterische Anregungen auch auf den freien Höhen der hügeligen Musenstadt: „Tauchet auch ihr auf aus dem Nebel verschwundener Jahre, ihr Mauern des alten Schlosses! Wie oft dienten deine halbverfallenen Gänge, die

Keller, die Zwinger, deine Verließe der fröhlichen Schar zum Tummelplatz ihrer Spiele! Soldaten und Räuber, Nomaden und Karawanen! Wie wohl war uns oft in der untergeordneten Rolle eines Kosaken, während andere — Generale, Platows[1]), Blüchers, Napoleon und dergleichen vorstellten und sich prügelten! Ja, waren wir nicht zu Zeiten sogar ein Pferd, dem Freunde zu Gefallen? O Himmel, wie schön ließ es sich dort spielen!"

Sieht man ihn nicht leibhaftig vor sich, den blauäugigen schmächtigen Knaben, wie er im Eifer des Spiels mit fliegenden Locken den derberen Kameraden Ideen an die Hand gibt, redet aus diesen Spielen nicht schon der werdende Dichter, werden hier nicht schon die allerersten Keime des Lichtenstein und der Märchen zu suchen sein, und ist das Ganze nicht eine hübsche Vignette zur Geschichte der Zeit, wo der von Sieg zu Sieg fortschreitende Korse, der ihm Einhalt gebietende Preußenheld und die flinken Kosaken, denen ein Freund Hauffs in jenen Tagen zwischen Stuttgart und Tübingen begegnete, die Köpfe aller Knaben füllten? Sehen wir später durch zwei Werke des Dichters die Begeisterung für Polen hindurch leuchten, wie sie damals weite Kreise auch in Schwaben ergriffen hatte, so mag das ebenfalls auf Eindrücke dieser Zeit schon zurückgehen.

Der Dichter erzählt, daß er in seinem 11. Jahr den größten Teil der Ritter- und Räuberromane seines Vaterlandes gelesen habe, und nennt „Rinaldo Rinaldini" (von Vulpius), einen „Domschütz", „Überall und Nirgends"[2]) als Beispiel solcher Lektüre. Wenn wir lesen, wie er dann weiter schreibt: „Jede Bertha, die ihrem Ritter die Feldbinde umband, — verwandelte sich unwillkürlich in Amalie" d. h. in seine damalige Jugendliebe, so werden wir von hier unschwer die Brücke finden zum Autor des Lichtenstein, der umgekehrt seine schöne Cousine Luise in das Gewand der Maria von

---

[1]) Russischer General, geboren 1751, nahm Anteil an den türkischen Feldzügen gegen das Ende des vorigen Jahrhunderts, zeichnete sich 1812 vielfach im Kampfe gegen die Franzosen aus und starb 1818.

[2]) Der alte Überall und Nirgends, Roman von Spieß, einem früheren Schauspieler.

Lichtenstein steckte. „Ich hatte überdies," heißt es an jener Stelle weiter, wo er schildert, wie manchmal école buissonnière gemacht wurde, „noch einen anderen Gang, der mir viele Zeit raubte; es war die von früher Jugend an mit mir aufwachsende Neigung zu schönen Mädchen. Sommers war es in meiner Dachkammer so glühend heiß, wie unter den Bleidächern des Palastes San Marco in Venedig; wenn ich dann das kleine Schiebfenster öffnete, um den Kopf ein wenig in die frische Luft zu stecken, so fielen unwillkürlich meine Augen auf den schönen Garten unseres Nachbars, eines reichen Kaufmanns; dort unter den schönen Akazien — saß Amalie,[1]) sein Töchterlein, und ihre Gespielinnen und Vertrauten. Unwiderstehliche Sehnsucht riß mich hin; ich fuhr schnell in meinen Sonntagsrock, frisierte das Haar mit den Fingern zurecht und war im Flug durch die Zaunlücke bei der Königin meines Herzens. Amaliens Sparbüchse mußte die Groschen hergeben, um die Lieblingslektüre aus der Leihbibliothek[2]) zu beschaffen; die rückenlosen und von Fett glänzenden, verlesenen Exemplare band der junge Lesewüterich in alte lateinische Hefte ein, um sie so der Geliebten zu bringen." Das weitere, wie der junge Brausekopf das Verhältnis mit toller Phantasie ausmalt, möge man am betreffenden Ort nachlesen. Als Nebenbuhler taucht des Rektors ältester Sohn auf, und Amalie vermutet, daß er sich für die Abweisung, die er erfährt, dadurch rächte, daß er dem Vater den Glücklichen denunzierte, was zur Folge hat, daß dieser tüchtig Schläge bekommt. Der Dichter meint aber humorvoll: „Der Alte wußte, daß ich die unregelmäßigen griechischen Verba nicht lernte und dafür bekam ich Schläge."

Wir sagten, daß, als Hauff zum Bewußtsein erwachte, Schillers ruhmreiches Erdenwallen eben zu Ende ging. Einstweilen war nun die Romantik ihrem Höhepunkt zugeschritten. Die Geschichten von Fouqué nahmen in der Lektüre des 12- und 13jährigen einen sehr breiten Raum ein. Nach jener Selbstschilderung muß Hauff den „Zauberring" und die „Fahrten Thiodolfs des Isländers", „Bertha

---

[1]) Siehe Malchen in den Memorabilien.
[2]) Siehe die „Skizzen".

von Lichtenrieth", „Otto von Trautwangen" eifrig gelesen haben. Er saß in seinem Dachkämmerlein, hatte die hebräische Bibel und die griechischen Unregelmäßigen vor sich liegen, und — vertiefte sich daneben in Fouqués Zauber- und Ritterwelt. Eine zweifelhaftere Lektüre waren die Räuberromane von Spieß und Cramer,[1]) die Schriften Fieldings, Goldsmiths und Smolletts, von denen ja besonders der letztere die entsetzliche Sittenlosigkeit der damaligen Zeit wiederspiegelt. Noch in den „Letzten Rittern von Marienburg" gedenkt Hauff des Peregrine Pickle als eines Lieblingsbuches. Schon hier bereitete sich die eklektische Art des späteren Schriftstellers vor. Er selbst erwähnt noch Lessings Schriften und Sophiens Reisen von Memel nach Prag als in der Bibliothek des Großvaters vorhanden, aber weder in den langatmigen 5bändigen Roman von Hermes wird er sich lange versenkt, noch in das „Stahlbad des Geistes", wie man Lessings Schriften zu nennen liebt, allzutief gestürzt haben, wie er denn auch mit liebenswürdiger Selbstironie schildert, daß die Brüder sich solch „schwere Literatur" lieber an den Kopf warfen oder sich gegenseitig damit zudeckten. Dafür eignete sich Wilhelm früh eine feste und sichere Beherrschung der zwei Hauptklassiker an, die sich, wie wir unten zeigen wollen, späterhin in zahlreichen, mit leichter Hand überall eingestreuten Citaten und Reminiszenzen, aber auch in einer Parodie von Wallensteins Lager und in einer kecken Kritik des ersten Teils „Faust" aussprach.

Aus allem geht hervor, daß Hauff ein frühreifer, mit ungewöhnlich reichem Phantasieleben begabter Knabe war, frühreif allerdings nicht in dem, was die Schule von ihm verlangte, der rein verstandesmäßigen Entwicklung, worin er im Gegenteil manchem Altersgenossen nachstand, aber früh entwickelt in einem reichen und tiefen Innenleben, frühreif durch vielseitige und über sein Alter hinausweisende Lektüre. Diese Elemente wurden in den nun folgenden drei Jahren des Blaubeurer Klosterlebens zwar durch scharfe

---

[1]) Von Cramer sind die im 18. Kapitel des 1. Teils der Satansmemoiren erwähnten Romane Hasper à Spada, Adolf der Kühne (beide 1792), der deutsche Alcibiades, Hermann von Nordenschild.

Zucht niedergehalten, aber ſicherlich nicht ganz unterdrückt. Einer der beſten Freunde Wilhelms war ſchon damals der um weniges ältere, am 21. Juli 1802 zu Stuttgart geborene Chriſtian Heinrich Riecke, der Sohn des Arztes Dr. Johann Viktor Ludwig Riecke, der damals bei ſeinem Onkel, dem Pfarrer Viktor Heinrich Riecke zu Luſtnau[1]) in Penſion war, und von dort aus mit Wilhelm zuſammen die schola anatolica beſuchte. Er iſt ſpäter (1837) Univerſitätsamtmann in Tübingen, und Hofrichter und Juſtitiar bei der K. Domänen-Kammer geworden; wir verdanken dem Briefwechſel Hauffs mit ihm die Hauptkenntnis der Einzelheiten von Hauffs Blaubeurer Aufenthalt und werden im folgenden Abſchnitt noch mehrfach von ihm zu reden haben. Ihm verdanken wir auch das allererſte Dokument von Hauffs ſchriftſtelleriſcher Tätigkeit, denn Wilhelm ſchrieb ihm im Alter von 13 Jahren folgende Worte ins Stammbuch: „Menſch, ſei ein Menſch, daß, wenn man Deinen Leib begräbt, Dein Werk und Dein Gedächtnis lebt." Weiter bezeichnet Hauff als damalige Freunde Conz, dem wir als Studiengenoſſen des Dichters noch einmal begegnen werden, Schmid, Schwarzmann und Rheinwald. Er ſpricht in den „Memorabilien", die ſeine Schul- und Studentenzeit umfaſſen, tagebuchartigen, kurzen Aufzeichnungen, wie ſie damals als Merkzettel der Freundſchaft Mode waren, vom Erwachen eines liederlichen Geiſtes in der Schule, bemerkt, daß er ſchon im 13. Jahr heimlich geraucht habe, notiert einen Ausflug nach Rottenburg (das neckaraufwärts dem Schwarzwald zu liegt), Aufführung des „Siegfried von Lindenberg" in einem Marionettentheater, Sprichwörteraufführungen und Kartenſpiel, „Der Neffe als Onkel"[2]) und „Rheinwald als Valcour". So nahte allmählich die Zeit heran, wo der junge Lateiner jenes Landexamen in Stuttgart ablegen ſollte. Das „geheimnisvolle Freudenleben in Großvaters Bücherſaal", die verſtohlenen Gänge zu des Nachbarn Töchterlein, die frohen Spiele auf freien Höhen gingen zu Ende. Nach dem Vorangehenden darf es uns nicht wundernehmen, daß Wilhelm

---

[1]) Dorf bei Tübingen.

[2]) Das von Schiller aus dem Franzöſiſchen überſetzte Luſtſpiel.

ein Jahr später, als seine Altersgenossen, erst mit 15 Jahren, zu dem Examen gelangte, das nach Absolvierung einer ländlichen Lateinschule oder der 6. Klasse eines Gymnasiums (Obertertia) abgelegt zu werden pflegt. Eine Haupt- und Staatsaktion des alten schwäbischen Schullebens ist dieses Examen, dessen Bestehen zur Aufnahme in eines der niederen theologischen Seminare berechtigt, wo die Zöglinge freien Unterricht und freie Station haben, und von wo sie nach einem weiteren Examen in das höhere evangelische Seminar zu Tübingen, das sogenannte Stift, übergehen. Man sieht, wenn die Zeit des Landexamens herangekommen ist, alljährlich eine Schar schwarzgekleideter, schüchterner Jungen, meist mit den gesunden roten Wangen der auf dem Land Heranwachsenden in Begleitung besorgter Väter in den dem Gymnasium benachbarten Straßen sich bewegen, und wenn die Stunde da ist, die meist selbst des Lateinischen wohl kundigen, vorwiegend dem geistlichen Stande angehörigen Väter dem filius die letzten Ermahnungen einschärfen, „daß du mir ut mit dem Konjunktiv machst!" —, und dann die Examinanden, sichtbar etwas erregt, in das Tor des ernsten Gebäudes einziehen. In diesem sehen wir jetzt auch unsern Wilhelm verschwinden, und wenn er nach mancher heißen Stunde das Licht des Tages und die treu sorgende Mutter wieder grüßt, da hat er die Berechtigung erhalten, mit 38 Genossen als Alumne in die Klosterschule zu Blaubeuren aufgenommen zu werden. Die sorglose Kindheit ist vorüber und jetzt geht das „Büffeln" erst recht an. Doch schon haben gütige Götter ihm in der Ferne manchen treuen Freund und lieben Genossen erzogen, daß in Stunden der Not auch die Hilfe bereit sei; in der Nähe der alten Reichsstadt Ulm, am fernen Gestade der Blau werden wir ihn wiederfinden.

2. Im niederen Seminar zu Blaubeuren.

(1817—1820.)

Aus dem milden, lieblichen Neckartal sollte nun Hauff über die Wasserscheide der rauhen Alb hinüber in das Flußgebiet der Donau versetzt werden. Begleiten wir ihn in Gedanken auf seinem Wege, indem wir uns ganz an die Schilderung von David Friedrich Strauß halten, der nur 4 Jahre später dieselbe Straße, und unter ganz denselben Verhältnissen fahren sollte. „Der Weinbau wird, indem man das gesegnete Unterland hinter sich läßt, seltener, die Wiesenkultur zeigt in den vielen hölzernen Stellfallen zur Wässerung eine von der unterländischen abweichende Eigentümlichkeit; wenn die Höhe der Alb erreicht ist, werfen die Reisenden oben noch einen Blick abwärts in das Tal, umher auf die Berg- und Felswände und die ihnen kühn aufgeklebten Burgruinen und kleinen Ortschaften, endlich rückwärts nach dem geliebten Unterland und seinen sanften, duftigen Höhenzügen, von denen es jetzt zu scheiden gilt. Denn bewegt er sich nun vorwärts, so empfängt den Reisenden eine ganz neue Scene. Eine öde Fläche, über die ein empfindlich scharfer Wind streicht, steinige Äcker, an der Landstraße statt der Obstbäume, die im Tale das Auge erfreuten, hie und da ein mageres Vogelbeerbäumchen, noch öfter nur eine kahle Stange, im Winter bei tiefem Schnee den Weg zu bezeichnen. Erreicht man endlich ein Dorf, so fallen die Strohdächer auf, und im Wirtshause will das gelbe Cisternenwasser dem Durstigen nicht munden.[1])

Drei Meilen geht es auf dieser unfröstlichen Fläche fort, bis endlich eine Rinne sich einzusenken beginnt, in welcher die Straße allmählich abwärts führt. Der junge Reisende, dem das Bisherige ein böses Vorzeichen für seinen künftigen Aufenthaltsort war, atmet auf, indem die Scene sich wieder etwas belebt, Gehölz an beiden Seiten der vielgekrümmten Schlucht anfliegt und kecke Felsen hervorspringen. Jetzt, jetzt, meint er, muß der Ort sich zeigen, auf welchen die Erwartung so gespannt ist; aber noch eine Wendung der immer

[1]) Das ist neuerdings durch das großartige Werk der Albwasserversorgung anders geworden.

tiefer sich senkenden Straße und noch eine; endlich links eine hohe, schroffe Felswand, und kaum ist diese betrachtet, so rollt auch schon der Wagen zwischen den ersten Straßen der Vorstadt.

In dem sonst so stillen Städtchen, das am Steilabfall der Alb in einem Kesseltal 3 Wegstunden von Ulm recht anmutig liegt und etwa 2700 Einwohner hat, geht es heut sehr lebhaft zu. Alle Mietshäuser und die meisten der angesehenen Privathäuser sind von den Vätern, zum Teil auch von den Müttern und Geschwistern der jungen Ankömmlinge besetzt. Andern Tags Besuche bei den künftigen Lehrern; Einräumen der kleinen Habseligkeiten; das erste gemeinsame Essen der Zöglinge im Seminar, dem die Angehörigen zuschauen; die erste Nachtruhe daselbst, Abreise der lieben Eltern: und nun mögen die jungen Leute zusehen, wie sie untereinander und in den neuen Verhältnissen sich zurechtfinden."

Am 18. September[1]) 1817 wurde das Kloster zu Blaubeuren, nachdem es eine Zeitlang zum Zweck der Reorganisation geschlossen gewesen war, wieder Sitz eines Seminars. In den Akten des Blaubeurer Theologischen Seminars findet sich ein Verzeichnis der zu diesem Termin neu eingetretenen Promotion. Dieses Verzeichnis[2]) umfaßt 39 Zöglinge, weder nach dem Alphabet, noch nach dem Alter, also wohl nach dem Lokus (das heißt den Leistungen), geordnet, unter denen Wilhelm Hauff der 31. ist.

Blaubeuren ist bekannt einmal durch den sagenreichen, früher für unergründlich gehaltenen „Blautopf", einen durch wunderbare blaue Farbe ausgezeichneten Quellsee, aus dem der Blaubach abfließt, der bei Ulm in die Donau fällt, anderseits durch ein Muster der Holzschnitzkunst, den gleich weiter zu erwähnenden Hochaltar in der Klosterkirche.[3]) Mörike verlegt hierhin den zeitweiligen Schau-

---

[1]) Sonst war der Semesteranfang erst am 21. Oktober.

[2]) Auch enthalten im Schwäbischen Merkur Nr. 211, Sonntag, den 12. Oktober 1817: Mitschüler von Hauff waren Ludwig Bauer, Kraus, Zeller, Gfrörer, Hauff II., Faber, Meinhard, Haspel, Commerell, Schwend, Mauch, Schwarzmann I. und II., Rheinwald, Schopper.

[3]) Im Amtshaus von Blaubeuren war 1777 die Verhaftung Schubarts erfolgt.

platz seines wundervoll poetischen schwäbischen Märchens „Das Stuttgarter Hutzelmännlein", und es ist keine Frage, daß der ganze Ort und vor allem seine Umgebung einen stillen poetischen Zauber atmet und wohl geeignet ist, ein schlummerndes poetisches Talent zu wecken, einem träumerischen Knaben Anhaltspunkte zu Gängen seiner Phantasie zu geben. Phantastisch geformte Bergzacken, die aus dem Kranz der umgebenden Höhen vorspringen, frische Wälder, der stillhinfließende Bach, das Kloster, der Blautopf, all das sind ebensoviele Elemente einer idyllischen Landschaft; da ist das Rusenschloß, das an der Stelle liegt, wo das Tal sich nach Osten wendet, um nun in anmutigen Windungen, die von Mühlen, hohen Herrensitzen und wohlhabenden Dörfern belebt sind, sich bis nach Ulm zu erstrecken. Alles ist klein, traulich, und trotz der 1872 eröffneten Bahn (Ulm—Sigmaringen) noch heute weltabgeschieden. So sagt denn auch Hauff selbst in einem Briefe an den Freund Riecke: „Diese Gegend ist herrlich, man trifft selten eine solche an, wo soviel Erhabenes gemischt ist. Alte Schlösser auf hohen Felsbergen, große Höhlen[1]) u. s. w. machen das Blautal und die Umgegend sehr interessant."

Das Benediktinerkloster, gegen Ende des elften Jahrhunderts gestiftet, wurde im sechzehnten Jahrhundert reformiert und zur Vorbereitungsschule für künftige Geistliche eingerichtet. Der Vorstand hieß nach spartanischem Vorbild, das auch in der ganzen Einrichtung durchblickt, [illegible]orus (damals Jeremias Friedrich Reuß, geb. 1775, ein Großoheim von Hauffs Freund Riecke); ihm unterstellt waren zwei Hauptlehrer mit dem Titel von Professoren, damals Ferdinand Christian Baur, geb. 1791 zu Schmieden bei Kannstatt, im Jahr 1826 nach Tübingen als Professor der Theologie berufen, berühmter Dogmatiker und Kirchenhistoriker, Gründer der „Tübinger Schule", gestorben 1860, und Kern, sowie zwei jüngere Studienaufseher, Repetenten genannt. Baur war ein geistvoller und bedeutender Mann; sein Leben ging ganz in der Wissenschaft auf; er kannte außer

[1]) Schon hier mag den jungen Klosterschüler die Höhlenromantik gepackt haben, die er dann in seinem Lichtenstein so wundervoll verwertete.

seinem Studium kaum einen Genuß und ist in dieser Beziehung, wie Strauß meint, allen, die ihn von dieser Seite kennen zu lernen Gelegenheit hatten, ein Ideal geblieben. Während Klaiber annimmt, daß Baur großen Einfluß auf Hauffs Entwicklung gehabt hat, muß es doch mindestens als auffallend bezeichnet werden, daß Hauff diesen bedeutenden Lehrer nirgends auch nur erwähnt, und man darf deshalb wohl mit mehr Wahrscheinlichkeit annehmen, daß einerseits Baur, selbst erst 26 Jahre alt, sich noch nicht zu voller und imponierender Art entwickelt hatte, anderseits aber Hauff noch nicht im stande war, seine wissenschaftliche Bedeutung zu erkennen. Der Lehrer scheint zum Schüler in kein näheres Verhältnis getreten zu sein. Unter den Mitschülern Hauffs seien hervorgehoben der nachmalige Historiker und Dichter Ludwig Bauer (1803—1846) und der spätere Direktor des Stuttgarter Katharinenstifts Karl Wolff, der Freund Mörikes. Auch ein Namensvetter, der zugleich ein leiblicher Vetter seines Freundes Riecke war, befand sich unter den Mitschülern. Und wie sahen denn nun die Räume aus, in denen die junge Schar vier Jahre, die bedeutungsvollsten für die Charakterentwicklung, zubringen sollte? Die bisherigen kleinen, wohl noch auf die Mönchszellen zurückgehenden Zimmer waren eben jetzt mit der Renovation der ganzen Anstalt zu vier großen Zimmern und ebensovielen Schlafsälen, durchschnittlich für 10 Personen jedes, vereinigt worden, zwischen deren zweien jedesmal ein Repetent sein Kabinett hatte, um während der Arbeitsstunden die Säle übersehen zu können. Diese Zimmer öffneten sich auf einen langen und hohen, durch ein großes Spitzbogenfenster erleuchteten Gang, der selbst im Spitzbogen, doch nur in Holzbau gewölbt, mit altersbraunen, eichenen Dielen, die im Fries noch Schnitzwerk zeigten, verkleidet, den alten Klosternamen, Dorment, beibehalten hatte. Die Pforte, welche dieses Dorment nach außen öffnete, war hinter den Einziehenden verschlossen worden und blieb fortan Tag und Nacht geschlossen, mit Ausnahme der beiden Stunden von Mittag bis 2 Uhr, wo man ausgehen durfte. Daß diese Klausur nicht dazu beitrug, das Heimweh der Muttersöhnchen zu lindern, kann man sich denken. Auch am Sonntag war nicht länger frei, als von 12—2 Uhr. Im

Sommer allerdings war auch abends 1—2 Stunden (je nach der Tageslänge) Ausgangsfreiheit, während man im Winter die Abendrekreation (von 7—9 Uhr) auf den Zimmern oder dem Dorment zubringen mußte. Die Zimmer hatten, wenigstens im Munde der Zöglinge, Namen; eines scheint Leipzig geheißen zu haben. Die Tageseinteilung war nun folgende: Im Sommer um 5, im Winter um 5½ Uhr oder 6 Uhr läutete die Dormentsglocke und schellte einen, wie Hauff schreibt, aus dem besten Schlafe auf. Eine Viertelstunde hatte man Zeit zur Toilette, dann läutete es wieder, diesmal zum Prezieren, d. h. zum gemeinsamen Gebet; hierauf Zeit zur Privatarbeit, bis es vor 7 Uhr zum Frühstück ging, das aus einer Wassersuppe bestand. Hierauf folgten vier Stunden Kollegien, je nach der Jahreszeit von einer Musik- oder Turnstunde unterbrochen. Nachmittags waren noch einmal zwei Unterrichtsstunden, dann wieder Privatstudium bis zum Abendessen oder, im Sommer, bis zu der, diesem vorangehenden Turnstunde. Um 9 Uhr war Abendgebet; dann konnte man entweder zu Bett gehen, oder noch bis 10 Uhr arbeiten. Jede Woche an einem ganzen Nachmittag und Vormittag wurde ein lateinisches und dazu abwechselnd ein griechisches oder hebräisches Exerzitium (Hebdomadar) mit dem Zubehör lateinischer Verse geschrieben.

Hauff selbst hat verschieden über seinen Blaubeurer Aufenthalt geurteilt; bald spricht er davon, daß der Gedanke, so bald als möglich der Klosterzucht zu entgehen, ihm äußerst lockend erscheint, nennt Blaubeuren ein Jammertal und stellt den Ephorus Reuß als einen grämlichen Pedanten dar, der der Jugend keine Lust gönne, bezeichnet das Klosterleben als ein verflucht langweiliges,[1]) und klagt seinem glücklicheren Altersgenossen in Stuttgart gegenüber, daß er keine Gelegenheit habe, etwas Merkwürdiges zu sehen und zu hören; anderseits aber stellt er in den „Phantasieen" dem Ort ein rühmliches Zeugnis aus, wenn er das Tal von Blaubeuren apostrophiert: „Sei mir gegrüßt, du Felsental der Alb! Du blauer Strom, an

[1]) „Ich komme mir oft vor, wie ein Färbergaul, der in ewigem Kreislauf immer wieder an den oft betrachteten Gegenstand hingetrieben wird."

welchem ich drei Jahre lang hauſte, die Jahre lebte, die den Knaben zum Jüngling machen. Sei mir gegrüßt, du klöſterliches Dach, du Kreuzgang mit den Bildern verſtorbener Äbte, du Kirche mit dem wundervollen Hochaltar, ihr Bilder alle, in ſchönes Gold des Morgenrotes getaucht! Seid mir gegrüßt, ihr Schlöſſer auf den Felſen, ihr Höhlen, ihr Täler, ihr grünen Wälder! Jene Täler, jene Kloſtermauern waren das enge Neſt, das uns aufzog, bis wir flügge waren, und ihrer rauhen Albluft danken wir es, daß wir nicht verweichlichten." Der anſcheinende Widerſpruch löſt ſich dahin, daß der phantaſiebegabte Knabe zwar an dem Orte ſelbſt, ſeinen Bewohnern, der ganzen Gegend mit dem nahen Ulm entſchieden Gefallen fand, daß er aber bedauerte, gerade weil ihm die Gegend ſo gut gefiel, durch den Kloſterzwang verhindert zu ſein, ſie freier zu genießen, und oft mit Sehnſucht ins Freie blickte, wenn die ſtrenge Klauſur ihm das Herumſtreifen in Wald und Flur verwehrte. „Wenn oft morgens die Sonne ſo herrlich hinter den Bergen aufgeht, und die Felſen und Kämme im Blautal beleuchtet, da kann ich dieſes Schauſpiel kaum durch das Fenſter meines Käfigs bewundern." Er rühmt das Beſtreben der Blaubeurer, „den Studenten ihre Zwangsanſtalt ſo angenehm als möglich zu machen." Er vermißt aber den Neckar zum Baden, das Theater, wie es ſein Freund in Stuttgart hat, beklagt, daß er hier nicht reiten könne, die ſchönen Spaziergänge nicht habe und nicht ſoviel Abwechslung darin, er klagt über die langen Winterabende, wo ihm am Ende nichts mehr übrig bleibt, als an die ſeligen Vakanztage zu denken, und am Ende — das Heimweh zu bekommen. Im Sommer geht es beſſer, aber auch da heißt es: „Nur abends bin ich wirklich heiter, wenn ich mit meiner Pfeife und einigen Freunden einen Spaziergang mache." Und dann muß er noch in Angſt ſein, ob nicht ein Späher hier oder dort ihn belauſcht und angibt. Die Pfeife und das heimliche Rauchen ſpielen überhaupt eine große Rolle in den Briefen an den Freund, — eben jenen Chriſtian Heinrich Riede, der mittlerweile von Luſtnau zu den Eltern nach Stuttgart zurückgekehrt war und dort das Gymnaſium beſuchte, — auch das Kommerſieren und der gemütliche Trunk auf der Stube, was, gegen das Verbot geübt, natürlich alles einen

doppelten Reiz hat. In einer Beziehung war, wie ja auch Hauff selbst hervorhebt, der Aufenthalt ohne allen Zweifel heilsam und segensreich für ihn, nämlich durch den wohltätigen Einfluß, den er auf seine Gesundheit und körperliche Erstarkung ausübte. Im Anfang machte sich dies noch nicht sehr bemerkbar, denn noch im Sommer 1820 trug er sich mit dem Gedanken, den Versuch zu machen, ob ihm nicht erlaubt würde, mit einem Stipendium bei seiner Mutter in Tübingen zu wohnen und dort die Studien fortzusetzen. Der erste Grund dafür war, wie er sagt, seine Gesundheit: „Ich hatte im Winterhalbjahr und auch noch in der ersten Hälfte dieses Semesters viel auf der Brust zu leiden, ein Erbteil noch aus meiner Kindheit; Autenrieth (ein Tübinger Professor der Medizin und Berater, auch Verwandter der Familie) hatte, ehe ich hierher kam, immer viel zur Hebung dieses Leidens getan." Wenn Hauff später, beim Abgang von der Universität (1824) vom Stift aus das Zeugnis „valetudo firma", also einer festen Gesundheit erhält, so sehen wir, daß der anfangs schwächliche Knabe die Jahre der Entwicklung gut überstanden hat und immer mehr sich kräftigte, wozu eben der Aufenthalt in Blaubeuren mit seiner herrlichen Luft und seinem klaren Bergwasser viel beigetragen haben mag. Die ganze Tageseinteilung war jedoch, wie wir sahen, für junge Leute von 15 Jahren reichlich spartanisch und teilweise wenig dazu angetan, sie zu kräftigen. Strauß erzählt von einem betrügerischen Speisemeister, der das für die Verpflegung der Zöglinge bestimmte Geld teilweise in die eigene Tasche steckte und schließlich mit Schimpf entlassen wurde. Hauff spricht von dem schlechten Essen, das man bekommen, wenn man stundenlang geschanzt habe. „Ein halb Stündchen im schlechten Wetter (der Brief ist vom 21. Januar 1820) auf den wenigen oft besehenen Spaziergängen sich herumzutreiben, ist auch großes Vergnügen! Die übrige Rekreationszeit hat man Langeweile, dann geht das Schaffen wieder an bis 8 Uhr, um am Ende, die langweiligste Erholung, auf seiner Stube bei seiner Pfeife Tabak der Verdauung zu pflegen."

Die verschiedenen Empfindungen, mit denen Hauff seines Aufenthaltes in Blaubeuren gedachte, sind demnach nur zu wohl

erklärlich. So sagt denn auch der Sohn jenes Freundes, — in dessen Besitz die zwischen Hauff und seinem Vater damals und noch in der Studienzeit gewechselten Briefe übergegangen sind, — der Minister Karl von Riecke[1]): „Man hat den Eindruck, daß Hauff zwar nicht gern im Blaubeurer Seminar gewesen sei, aber doch den Nutzen des Klosterlebens für seine Bildung keineswegs verkannt hat und zielbewußt auch sich anzueignen bestrebt war. Diese Art der Arbeit und des Gegenstandes scheinen ihm gerade nicht besondere Freude zu machen, er weiß aber wohl, daß er sich dem unterziehen muß, wenn er vorankommen, sich eine Zukunft gründen und vor allem, wenn er ein Jahr früher, als seine Promotion, auf die Universität zugelassen werden will." In einem Erlaß des K. Studienrats vom 29. April 1820 ist das Ephorat zu „berichtlicher Äußerung" aufgefordert über die Bitte der Wwe. des Geh. Sekretärs Hauff zu Tübingen, ihren im Seminar Blaubeuren befindlichen Sohn auf nächsten Herbst in die von Schönthal nach Tübingen abgehende Promotion vorrücken zu lassen. Nach dem vorhandenen Konzept äußerte sich Ephorus Reuß unter dem 19. Mai 1820 dahin: „Der Seminarist Hauff würde, wenn die Bitte seiner Mutter erfüllt würde, nach fast zurückgelegtem 18. Jahr die Universität beziehen, und höchstwahrscheinlich ernstlich fortstudieren, auch auf dem bereits eingeschlagenen Wege der Tugend und Religiosität gut fortschreiten. Vorzüglich an Gaben und Kenntnissen ist er so wenig als zu geringhaltig.[2]) Mancher seiner Kompromotionalen aber wird, wenn er der Ordnung gemäß erst im Herbst 1821 auf die Universität kommt, weniger Kraft und Wissen mitbringen, und doch, wofern er das Seinige tut, brauchbar werden. — Die Umstände der Mutter, sowie das Unglück des früh gestorbenen Vaters bedürfen der Darstellung nicht. Auf alle Fälle hin suche ich den Jüngling durch den Gedanken an die Möglichkeit einer früheren Aufnahme in das Seminar Tübingen zu recht ernstlichem Fleiße (er war aber bisher nicht unfleißig, war ernst und gesetzt) zu ermuntern, und durch besondere philologische

[1]) Meine Eltern, ihre Geschwister und Freunde. Als Handschrift gedruckt. Stuttgart 1897.

[2]) Soll wohl heißen: Nichts weniger als zu geringhaltig.

Übungen auf meinem Zimmer noch mehr zu begründen,[1]) damit ihm der frühere Übergang auf die Universität erleichtert und ja nicht schädlich werde."

Nach einem Erlaß der Behörde vom 29. Mai 1820 erhielt sodann Wilhelm Hauff die Erlaubnis, auf den Fall, daß er in angestrengtem Fleiß bis zum Ende des Halbjahrs beharre, schon im nächsten Herbst in das Seminar zu Tübingen einzutreten.

Nach seinen Fachzeugnissen bewegte sich W. H. ziemlich in der Mitte, wird meist prädiziert mit „ziemlich gute Fassungs- und Urteilskraft", das letzte Mal mit dem Beisatz „Das Sprachorgan versagt ihm öfter", wie denn zweimal bei „Deklamation" steht: „stotternd, übereilt, undeutlich", im letzten Zeugnis aber: „ziemlich gut, hat kürzlich eine Rede memoriter recht gut gehalten"; sonst ist, die Zeugnisse betreffend, nichts Besonderes zu bemerken, als höchstens daß ein paarmal von einer Neigung zu Übereilungen die Rede ist.

Es ist bezeugt, daß Hauff den Herodot aufmerksam gelesen hat.

Wie bei Schiller, so hat wohl auch bei Hauff die Einschließung den schlummernden Genius erst geweckt. Gar verschieden wirkt eine solche Gemeinschaft auf junge Leute in der Entwicklung: während sie einen Mörike noch mehr in sich zurücktreibt, erzieht sie unsern Hauff zu einem für Andere lebhaft empfindenden und in Anderen lebenden Menschen mit regstem Gemeinsamkeitsgefühl; das ist ja auch das Wohltuende in seinen Schriften, daß nirgends seine Subjektivität aufdringlich hervortritt, daß alles Individuelle verklärt ist in das Typische und Generelle: was ihn als Lyriker farblos und zuweilen unbedeutend macht, das kommt ihm als Epiker wieder reichlich zu gute.

Trotz der klösterlichen Absperrung, die in Tübingen sich fortsetzen sollte, ist Hauff nichts weniger als ein weltfremder Ein-

[1]) Brief vom 16. Juni 1820: „Schaffen muß ich, daß mir der Kopf wehe tut, und habe überhaupt wenig freie Zeit." Gut, daß dieser Sommer nicht so heiß war, wie der von 1819.

siedler geworden, und wie bei Schiller müssen wir auch bei ihm die Menschenkenntnis und den Reichtum an Typen bewundern, die dem werdenden Dichter zu Gebote stehen. Der Genius hat eben nur ein Minimum von Erfahrung nötig, um sich daraus ein Bild der Welt zu formen, er ergänzt es sich instinktiv aus dem wenigen, was ihm von Anschauung geboten ist. Freilich wird er bei mangelnder Erfahrung leicht in den Fehler des Karikierens verfallen. Das ist der Fall bei Hauff wie bei Schiller. Eine starke satirische Ader war Hauff übrigens, wie es scheint, angeboren,[1]) und eine solche zwangsweise Abschließung und Vergewaltigung war ganz dazu geeignet, diese Anlage zur Entfaltung zu bringen. Wohl dem, den solche Erfahrungen nicht bitter machen! Aber dagegen war unserem Werdenden ein Gegengewicht in seinem Humor und seinem natürlichen Frohsinn gegeben, der immer wieder durchbrach. Ich stehe nicht an, die allerersten Anfänge von Hauffs schriftstellerischer Entwicklung schon in diese Blaubeurer Zeit zu verlegen. Schon in den Äußerungen der damaligen Zeit fällt eine drastische, oft sogar schon burschikose, zuweilen kühn-anschauliche Ausdrucksweise auf, ein glückliches Gleichnis wie das vom Färbergaul, mit dessen „Ringlesrum" er das ewige Einerlei seines Blaubeurer Daseins vergleicht; ein

[1]) Der bekannte Epigrammendichter Joh. Friedr. Christian Haug, der Verfasser der 100 Epigramme auf Herrn Wahls große Nase, jenes Musters von klassischen Hyperbeln (geb. 1761, † als Bibliothekar zu Stuttgart 1829), der Mitschüler Schillers in der Karlsschule, war ein Vetter seiner Mutter und zeigt mit ihm in seiner ausgeprägt satirischen Art auch geistige Verwandtschaft. Er hat wohl auch durch seinen beißenden Witz und seine Schlagfertigkeit direkt auf Hauff eingewirkt und schlummernde Kräfte in ihm geweckt. Eine bekannte Anekdote ist folgende: „Cotta zog im Jahre 1819 in einer Gesellschaft heftig gegen die Verschwörung in Berlin los und sagte unter anderem, es sei doch zu arg, die Studenten seien höchst strafwürdig; in ihrem Plan sei gewesen, alle Fürsten müssen sterben." Darauf sagte Haug, noch viel strafwürdiger sei der Verfasser des Liedes: „Alle Menschen müssen sterben."

Daß Haugs Hyperbeln auf Herrn Wahls große Nase, beziehungsweise das von diesem gemeinte Stuttgarter Original auf die Idee des Zwerg Nase eingewirkt haben, wage ich nur zu vermuten.

rothaariges Mädchen[1]) wird der Fuchs genannt, er muß „schanzen wie ein Vieh"; schon regt sich auch die Selbstironie, ein Erbteil des schwäbischen Stammes, wovon wir oben sprachen, wenn er schreibt: „Mittwoch halte ich meine Abschiedsrede (sehr rührend)"; ein satirischer Zug tritt hervor bei der Schilderung seines Lehrers, wenn er ihn „den alten Ja-Herrn" nennt (weil er sich leicht beeinflussen läßt), oder wenn er meint, „der alte Herr wird eine von seinen trockenen gedehnten und mit langen Perioden, worin er gewöhnlich das Schlußverbum vergißt, ausstaffierten Reden preisgeben". Wie kritisch hört es sich an, wenn der Siebzehnjährige schreibt: „Dann hält er (Reuß) eine erbärmliche Rede, worin er als die größte Neuigkeit den Begriff von Verfassung zergliedert und ein paar Dutzend Jahreszahlen bringt." Aber einen direkten Hinweis auf schriftstellerische Anfänge glaube ich in den Worten der Memorabilien zu erblicken: „Muß bei Ephorus schanzen —, und anderes liegen lassen." Was kann dieses andere sein, wenn nicht dilettantische Privatbeschäftigung, und als worin anders sollen wir uns diese bestehend vorstellen, als in allerersten schriftstellerischen Versuchen, wenn diese vielleicht auch nicht über den Rahmen größerer Kneipzeitungen oder parodistischer Nachbildungen, travestierender Glossierungen ephemerer Art viel hinausgingen?[2]) Auch in Gedichten mag er sich schon jetzt versucht haben, wie ich z. B. die Gedichte „Der Kranke" und „Mutterliebe" nach Blaubeuren setzen möchte.

Aus der Schilderung der Umgebung von Blaubeuren wird der Leser entnommen haben, daß hier ein zweiter Einschlag von Fäden in den Stoff hinzukam, aus dem der Dichter später seinen Lichtenstein formte. In öfteren Fahrten und Gängen über die rauhe

[1]) Julie Seefried.

[2]) Auch sonst rächte man sich für die strenge Klosterzucht durch Humor und Satire. Von Vischer sagt Strauß, daß er schon im Seminar eine Fülle von Originalität, Witz und Humor entwickelt habe; „er war die Seele jeder heiteren Gesellschaft oder komischen Darstellung, ein geschickter Zeichner, besonders in Karikaturen; aus Blaubeurer Beziehungen entstand der Name Schartenmaier, unter dem er noch im letzten Jahr unseres dortigen Aufenthaltes (1825) und dann in der ersten Universitätszeit jene Volksgedichte lieferte, aus denen mehrere Kernverse in ganz Deutschland verbreitet sind."

Alb in die Ferien und zurück nach Blaubeuren lernte Hauff den Weg schon genau kennen, den er dann seinen Sturmfeder von Ulm aus bis in die Nähe des Hohen Neuffen machen läßt;[1]) sein Pfeifer von Hardt hat sich im Blaubeurer Kloster wohl umgesehen, wenn er im 8. Kapitel des Romans sich also vernehmen läßt: „Wenn ihr je ins Kloster hinauskommt, so vergesset nicht, nach der Treppe zu schauen, die vom Hochaltar zum Dorment führt. Sie geht durch die dicke Mauer, welche die Kirche ans Kloster schließt, und ist lang und schmal. — —“ Ins nahe Ulm, das ihm dann so prächtige Szenerieen für die Eingangskapitel liefern sollte, ist er von Blaubeuren aus wiederholt gekommen; zweimal hat er die Weihnachtsferien dort zugebracht; mit einer dortigen Cousine hat er in eifrigem Briefwechsel gestanden, er hat uns aber den Namen nicht verraten, und ich kann nur vermuten, daß sie mit dem Anfangsbuchstaben E. gemeint ist. So fehlt es hier schon nicht an Eindrücken, die nachhaltig fortwirkten und im gegebenen Augenblick zu farbigem Gesamtbild sich zusammenschlossen. Und noch anderes bereitete sich schon vor. In Ulm war es ihm während des ersten Blaubeurer Sommers vergönnt, eines der altvolkstümlichen Schiffer-stechen auf der Donau mitanzusehen, und ganz am Ende seines Schaffens verdichtet sich ihm dieser frühe Eindruck zu der Idee eines Singspieltextes mit dem Titel „Das Schifferstechen“, den er für Julius Benedict geplant hat. Ein Ausflug nach Hechingen mit Besteigung des Hohenzollern in der Herbstvakanz 1819 mag ihm die ersten Eindrücke für das Märchen vom Hirschgulden gegeben haben.

Die Lichtpunkte in dem einförmigen Blaubeurer Leben waren die eben erwähnten Ausflüge nach Ulm, dessen Altertümlichkeit und Eigenart neben anderen Anziehungen schon jetzt anfingen, auf den poetischen Sinn des Jünglings zu wirken, „Suiten“ nach Böblingen, auf das Volksfest nach Kannstatt, „Austritte“ (per pedes!) zur Verabschiedung fortziehender Genossen nach dem Albdorf Feldstetten, nach Schelklingen und Ehingen an der oberen Donau, die Besuche

[1]) Einmal war er mit seinem Bruder Hermann im Sommer dort. Eine Beschreibung des Gesamtbildes der Alb findet sich im 14. Kap. des Lichtenstein.

Riecks, dem durch seine Verwandtschaft mit Neuß wohl die Möglichkeit geboten war, im Kloster zu wohnen, der erwähnte Besuch seines Bruders Hermann; kleine, unschuldige Abenteuer, wie die Erstürmung eines Mäuerleins, die zu einer Untersuchung führte, jugendliche Schwärmereien, Einschwärzung verbotenen Bieres, „fürchterliche Kommerse" und lustige Neujahrsfeiern, wie z. B. die dritte Neujahrsnacht (auf 1820) als „sehr fidel" bezeichnet wird. Einen breiten Raum nimmt in Hauffs Briefen[1]) die Erörterung der Frage ein, ob es ihm wohl gelingen werde, ein Jahr früher als seine „Kompromotionalen" auf die Universität zu kommen. Er stützt diese Hoffnung auf die Bedürftigkeit der frühverwitweten Mutter, die wünschen mußte, daß ihr Sohn bald „ins Brot" käme, und anderseits darauf, daß er bei dem Eintritt ins Seminar ein Jahr über das gewöhnliche Alter von 14 Jahren hatte. Einen einflußreichen, aber wie es scheint, die Frage unparteiisch streng prüfenden Fürsprecher hatte er in seinem Oheim, dem Oberregierungsrat Karl Grüneisen (dem Mann von Henriette Hauff, der Schwester seines Vaters), der die Sache im wesentlichen selbst zu entscheiden hatte. Und endlich fiel nach manchen bangen Hoffnungen und Zweifeln ein Lichtstrahl in die klösterliche Haft, denn am 12. Juni 1820 kann er dem Freunde hocherfreut melden: „Ich mochte länger nicht mehr zaudern (zu schreiben, obwohl er noch einen Brief von jenem erwartet), besonders da ich Dir eine für mich so fröhliche Nachricht erteilen kann: nämlich, daß ich auf den Herbst nach Tübingen aufgenommen bin." Und gleich darauf am 16.: „Es freut mich recht, daß Du auch teilnimmst an meiner Freude darüber, daß wir in 103 Tagen miteinander den Fuchsenstand antreten. O wie freue ich mich auf den Winter! wie manche selige Stunde muß uns dann, wenn wir so eng

[1]) Zuweilen wird in diesen Briefen auch schon kräftig politisiert, die Vorgänge in Tübingen, wo das Jahr 1819 für die Burschenschaft aufgeregte Zeiten und die Verweisung eines Umtriebers, namens Völker brachte, besprochen, das Eingehen der „Stuttgarter Hefte", einer Zeitschrift mit fortschrittlicher Tendenz beklagt, u. s. w. Rieck berichtet von der Eröffnung der Landstände in Ludwigsburg Anfang 1820 und von der Verfassungsfeier des Stuttgarter Gymnasiums am 28. Oktober 1819.

und brüderlich verbunden leben, wohlgenossen entfliehen!" Ein freudiger Brief von Hause erhöhte noch seine Stimmung, die in den Tagebuchaufzeichnungen wiederklingt, wenn es da heißt: „Frohe Aussichten wegen meiner Promotion."

Nun galt es noch, tüchtig zu „schanzen", um das Examen zu bestehen und sich den Schönthaler Genossen gewachsen zu zeigen; er mußte, da das Schwesterseminar Schönthal diesmal an der Reihe war, ins höhere Seminar zu Tübingen eine Promotion abzugeben, mit den dortigen Kameraden konkurrieren. Noch eine andere Sorge drückte ihn. „Ist dir es nicht angst, weil wir als Füchse arg werden gedrückt werden? Ich schwitze wirklich[1]) schon Angstschweiß, wenn ich an den Tag denke, wo ich mit meiner ganzen Promotion schmollieren muß."

Doch auch diese schlimmen und trotz des herrlichen Sommerwetters oft sorgenvollen Monate gingen vorüber, ein letzter Ausflug nach Ulm, eine feierliche Abschiedsrede, Abschiedskommers, Turnfest und Promotionskommers (vermutlich für Hauff allein), ein Abschiedsausflug nach irgend einem Lieblingspunkt in der Nähe waren die letzten frohen und schwierigen Stationen auf der Dornenbahn des Blaubeurer Lebens, die Hauff, wie er am 3. September an Riecke schreibt, mit diesem zu teilen hoffte, da sein Besuch in Aussicht gestellt war. Am 20. September etwa wird Hauff dem stillen Felsental, das er nicht wiedersehen sollte, Lebewohl gesagt haben, um dann mit Riecke und 3—4 Genossen, die in die Ferien reisten, bis an die Uracher Steige zu fahren und von dort zu Fuß über St. Johann nach Reutlingen, von da nach Tübingen zu wandern. „Im Fall es regnen sollte," fügt er in jenem Brief umsichtig hinzu, „so können wir in Urach herrliche Retouren haben, da die Tübinger am nämlichen Tage in die Vakanz gehen."

So lag denn der Weg zur Universität nunmehr dem Scholaren offen: das Studium des „Schuchen" oder „Froschs" lag hinter ihm, er war nun wohlbestallter mulus oder Maulesel, wie man den berauschenden Zwischenzustand zwischen Gymnasium und Universität

---

[1]) Schwäbisch = gegenwärtig, jetzt.

zu bezeichnen pflegt, um bald in die Zahl der Graßfüchse aufgenommen zu werden. Bald sollte ihn das nedisch-niederschmetternde „Was kommt dort von der Höh" empfangen und jenes törichtsinnvolle Treiben, das er so unübertrefflich in den Memoiren und in den Phantasieen schildert.

Schon hielt die alma mater alles zu seinem Empfang bereit, damit er nun in die Sphäre eintreten sollte, die so recht eigentlich das Element für die Entwicklung seines jugendlichen Genius wurde. Auf eine höhere Stufe trat er damit über, auf der er schon über die Grenzen des Stammes hinauswachsen und sich bereiten sollte, ein Liebling aller Deutschen zu werden.

3. Der Tübinger Student.

(1820—1824.)

Hauff trat, nachdem er in den großen Ferien zunächst in Tübingen bei seinen Angehörigen, dann einige Tage in Stuttgart bei seinem Freund Riecke verweilt, wo er schon Gelegenheit nahm, die Boisserée'sche Sammlung kennen zu lernen, und schließlich zu Roßwag und Erligheim auf Besuch gewesen war, am 15. Oktober 1820 in das Evangelische Seminar zu Tübingen, das sogenannte Stift, ein. Jener Besuch in Roßwag sollte noch lange in seinem Gemüt nachklingen und hat ihm die erste tiefere Herzenserfahrung gebracht. Das Dorf Roßwag ist im Oberamt Vaihingen a. Enz, 6 km westlich von diesem Ort etwas weiter oberhalb an der Enz gelegen, und Hauff besuchte dort die Familie des Pfarrers Joh. Christian Klaiber, der zwei Söhne, Wilhelm und Gottfried, und zwei Töchter, Elisabethe Karoline (Lina) und Nane hatte, von denen die ältere, geb. 24. April 1791 zu Wankheim bei Tübingen, an den Pfarrer M. Gottlob Friedrich Geiger in Erligheim (O.-A. Besigheim, etwa 25 km von Roßwag) verheiratet war. Die beiden Brüder, einige Jahre älter als Wilhelm, waren Studiengenossen unseres Dichters und sollten bald seine Schwäger werden. Durch sie wohl oder auf Grund einer alten Familienbekanntschaft wurde Hauff in das gastliche Pfarr-

haus an der Enz eingeladen, und es spann sich dort ein kleiner Roman an, wie ihn der Sohn Wilhelm Müllers in dem schönen Buche „Deutsche Liebe" schildert. Nane war leidend, auch wohl etwas älter als Wilhelm, aber um so tiefer die mit Mitleid gemischte Verehrung, die der angehende Student dem zarten Wesen widmete. „Schöne Zeit!"[1])

Die Stimmung des eben im Stift Eingezogenen schildert wohl am besten ein Brief an Nane vom 28. Oktober 1820, den ich unter Nr. 6 der Briefsammlung vollständig gebe. Hauff sieht, an einem der einfachen Stehpulte stehend, an denen so mancher schwäbische Denker und Dichter das Erwachen seines Genius erlebte, aus dem hochgelegenen Arbeitszimmer im Stift auf die schon herbstlich sich färbenden Laubgruppen des Wörth hinaus, des mit einer hohen Platanenallee bestandenen Wiesengrundes, der sich dort am Neckar entlang zieht. Nane ist eine Freundin seiner Schwester Marie, und da letztere krank ist, so schließt er seinen Brief nicht, wie er vorhatte, in den ihrigen ein, sondern schickt ihn schon allein ab. Aus seinen Zeilen klingt deutlich die Zuneigung für die Adressatin heraus; er fühlt sich einsam, da er in dem Verkehr mit den Seinigen durch den strengen Stiftszwang behindert ist, und es ist, als ob er sich von der Freundin Trost erbäte.[2]) In der Erwähnung des Herrn Vogel (vielleicht ein im Pfarrhaus wohnender Vikar) klingt fast etwas Eifersucht durch. „Nach Haus darf ich abends nicht mehr; und im Kloster bin ich in ganz neuen Verhältnissen, mit denen ich noch nicht zurecht komme." — „Lassen Sie mich nicht so lange auf Antwort harren," heißt es am Schlusse.

Sehen wir uns zunächst die Räume, in denen jetzt das tägliche Leben des angehenden Musensohnes sich abspielt, etwas näher an.[3])

Wer in deutschen Landen hätte nicht schon vom Tübinger Stift und vom „Stiftsg'schmäckle" etwas gehört? Wer wüßte nicht, daß ein Hegel, Schelling, Hölderlin, Mörike, David Friedr. Strauß,

---

[1]) Ruft Hauff rückschauend in den Memorabilien aus.

[2]) Sehnsüchtige Gedanken an die schönen Tage in N. (Memorabilien).

[3]) Vgl. auch: Bis zur Schwelle des Pfarramts. Von Pfarrer Lang in Zürich.

Friedr. Theodor Vischer, Gerok durch die strenge Schule dieser Anstalt gegangen sind? Und daß man von einem besonderen Geruch, spezifischen Hauch spricht, den diejenigen an sich tragen sollen, die dort ihre Ausbildung empfingen, — denn im Schwäbischen bedeutet Geschmack soviel wie Geruch, — das läßt vermuten, daß es eine eigene Bewandtnis mit dieser Schule und Schulung hat, daß eine gewisse Eigenart jedem anhaftet, der aus ihr hervorgegangen; sollen wir es geistlichen Hochmut nennen, oder philosophisches Selbstbewußtsein, was den Stiftler das Haupt so hoch tragen und so mitleidig auf alle die herunterſehen läßt, die nicht von diesem Borne der Weisheit zu nippen gewürdigt waren. Ja, in der Tat, wenn man die Hochburg der Philosophie dort am Neckarstrand vor sich aufragen sieht, mit ernsten, sich strenge gegen das profanum vulgus, all das gewöhnliche Volk ringsum abschließenden Mauern, da überkommt einen das Gefühl, als ob die Wissenschaft von der vornehmsten Fakultät da drinnen monopolisiert worden sei, und man ist nicht abgeneigt zu vermuten, daß hinter jenen Mauern ein heiliges Feuer gehütet werde, der ewige Opferbrand abstrakter Wissenschaft, von dem ihre Priester den nicht Eingelassenen nur eben soviel mitzuteilen pflegten, als sie für gut befinden.

„Wer von der Neckarseite herkommt," sagt wieder Strauß in dem schon mehrfach angezogenen Buche, „bemerkt in der hellen Front, welche die Stadt gegen den Fluß macht, ein stattliches, freundlich getünchtes Gebäude, dessen einer, tiefer in den Schloßberg hineingebauter Flügel über den vorderen, jüngeren Bau hoch hervorragt. Das alte Augustinerkloster, im sechzehnten Jahrhundert von Herzog Ulrich[1]) zum Konvikt für künftige Geistliche des evangelischen Bekenntnisses bestimmt, das er ja in seinem Lande eingeführt hatte, von Herzog Christoph erweitert und mit einer entsprechenden Haus-

[1]) Wenn also Hauff gerade diesen Herzog in seinem „Lichtenstein" mit unverkennbarer Parteinahme verherrlicht und weitesten Kreisen bekannt gemacht hat, so hat er damit eigentlich eine Dankesschuld gegen den Patron und Gründer derjenigen Anstalt abgetragen, die ihm vier Jahre lang geistige, und einen Teil dieser Zeit hindurch auch leibliche Heimstätte war.

ordnung versehen, nach ihm auch mit Vorliebe genannt,[1]) hat im Laufe der Zeit, neben den Veränderungen der letzteren, auch so viele bauliche Umwandlungen erfahren, daß es kein klösterliches, ja kaum mehr ein altertümliches Aussehen hat.[2]) Mit der Hauptseite gegen Süden gewendet, sonnig und luftig, die höheren Stockwerke mit entzückender Aussicht auf die dunkelblaue Mauer der schwäbischen Alb, welche über dem theatralisch auseinandertretenden Vordergrunde des Steinlachtales sich als Hintergrund erhebt, ist das ganze Gebäude, die beiden Hörsäle und den Speisesaal ausgenommen, in Arbeits- und Schlafzimmer für je 6—10 Bewohner in der Art abgeteilt, daß ähnlich wie in Blaubeuren, allemal zwischen zwei Studierzimmern der Zöglinge ein Repetentenkabinett sich befindet. Auch hier haben die Stuben Namen, z. B. die Jägerstube. Die Hausordnung im Stift war doch viel leidlicher, als die im niederen Kloster gewesen

---

[1]) Christophsstift.

[2]) Ein großartiger Neubau fand im Jahre 1670 statt. Zwei Inschriften am Äußeren des Gebäudes lauten: „Claustrum hoc cum patria statque caditque sua" und „Scholae et vitae." Schon im Jahre 1677 war das Stift von 200 Studenten besucht. Öfters hat es mehr als die Hälfte zu der Gesamtzahl der Studierenden gestellt. Bis tief in das abgelaufene Jahrhundert herein trugen die Stiftler eine besondere klösterliche Tracht, wenigstens innerhalb des Hauses. [Zur Zeit Hauffs betrug die Anzahl der Zöglinge anderthalb Hundert.] Herzog Karl Eugen dehnte seine pädagogischen Neigungen auch auf das Stift aus und kam öfters plötzlich, um es zu visitieren.

Die Statuten von 1547 enthalten u. a. folgende Vorschriften: Die Stipendiaten sollen sich bewußt sein, daß sie von Almosen leben. Sie sollen sich den auferlegten Dienstleistungen nicht entziehen. Es mußten z. B. die Jüngeren mit den Dienern bei Tisch aufwarten, Holz und Wasser tragen, Teller spülen u. s. w. Das Zeichen zum Aufstehen wird Sommers um 4, Winters um 5 Uhr gegeben. Wer das Morgengebet versäumt hat, bekommt zum Frühstück keinen Wein. Während des Frühstücks soll aus der Bibel, während des Mittagessens aus einem geschichtlichen Werke vorgelesen werden. Nach dem Mittagessen darf jeder eine volle Stunde spazieren gehen oder ein anständiges Spiel treiben. Zu Tänzen und anderen unanständigen Vergnügungen hat keiner Zutritt. Licht darf im Sommer und Winter nicht länger als bis 9 Uhr gebrannt werden. Es darf nur lateinisch gesprochen werden.

war. Morgens kein Zwang zum Aufstehen mehr, obwohl man nicht fortwährend gar zu spät zur Arbeit kommen durfte; das Tor den Tag über nicht mehr verschlossen; doch ein Aufseher dort aufgestellt, der diejenigen aufzuschreiben hatte, welche nachmittags erst nach 3 Uhr zurückkamen.

Abends war man im Winter freilich auch hier unter Klausur; doch war es nicht unmöglich, bisweilen Ausgangserlaubnis zu erhalten, und dem Wirtshausbesuch und damit dem Verkehr mit den freien Stadtstudierenden trat kein Verbot mehr in den Weg."

Hauff war nun offiziell während seiner ganzen vierjährigen Studienzeit, vom Herbst 1820 bis Herbst 1824, Mitglied des Stifts; doch erhielt er, was bei damaliger Überfüllung der Anstalt mittelst eines leichten, ärztlichen Zeugnisses möglich war, schon für das folgende Sommersemester 1821 die Erlaubnis, außerhalb bei seiner Mutter in der Haaggasse wohnen zu dürfen. Während damit der Zwang und die Störungen wegfielen, die von einem solchen Zusammenleben (zum Teil der Natur der Sache nach) unzertrennlich sind, blieben ihm doch alle materiellen und wissenschaftlichen Förderniſse, die mit der Zugehörigkeit zum Stift sich verknüpften. Er behielt wohl nicht nur den Tisch in demselben, sondern hatte auch nach wie vor an allen gemeinsamen wissenschaftlichen Übungen, Prüfungen u. s. w. teilzunehmen.

Und nun sollte die spezifische akademische Luft, die ihn schon in jenen Schuljahren als förderndes geistiges Fluidum umweht hatte, erst recht für seine Entwicklung sich geltend machen und ihn aufs nachhaltigste beeinflussen. Das Studentenleben war der Boden, auf dem seine schlummernde poetische Kraft zum erstenmal sich recht entfalten sollte. Die Wurzeln seines Schaffens, das erst in Stuttgart dann in die Luft der vollen und breiten Öffentlichkeit hinaustrat, gehen auf diese Zeit zurück. Die Kränzchen und Kommerse gaben immer wiederholten Anlaß zu Gelegenheitsdichtungen und Kneipzeitungen in Poesie und Prosa; Eigenheiten der Freunde werden satirisch durchgehechelt; die alljährlichen Waterloofeste auf dem Wörth sehen den immer sicherer seine Töne Findenden allmählich regelmäßig unter den Festdichtern; und manches Skizzenblatt, nachher

verwertet und weiter ausgeführt, bringt der junge Hofmeister dereinst schon mit nach Stuttgart. Aus dem Jahre 1822/23 stammt die erste handschriftliche Gedichtsammlung mit dem seltsamen Titel „Gedichte eines Narren", die in dieser Form nie veröffentlicht worden ist; in Tübingen ist Hauff zu dem Gedicht angeregt worden, das die Perle seiner lyrischen Erzeugnisse bildet, und in dem eine Ahnung von frühem Tod sich so ergreifend-poetisch ausspricht; die Anfänge des „Mann im Mond", der Satansmemoiren,[1]) des Lichtenstein gehen, wenigstens der Konzeption nach, sicher schon in diese Zeit zurück; und die Märchen hat er zum Teil schon den Schwestern im häuslichen Kreise bei der traulichen Abendlampe, wenn auch vielleicht erst in embryonischer Form vorgetragen. Ein ziemlich umfangreiches, humoristisches Epos, das wir zum erstenmal vollständig hier vorlegen, ist in Tübingen entstanden; ebenso sind die Briefe eines auf der Universität weilenden Mädchens hier geschrieben. Auch ein Teil der Skizzen, die „Leihbibliothek" und „Geschmack des Publikums" gehen noch auf Tübinger Eindrücke zurück.

Wie schon bei manchem Dichter ist das gemütliche Zusammensein mit eng verbundenen Freunden, die durch kein steifes Zeremoniell gehinderte gegenseitige Neckerei der günstige Nährboden gewesen, auf dem sich die Keime seines Talents frei entfalteten. Insbesondere waren es die zur Erinnerung an die Schlacht bei Waterloo, welche man damals als den eigentlichen Markstein der Befreiung Deutschlands ansah, alljährlich am 15. Juni auf dem Wörth von der Gesamtheit der Burschenschaft gefeierten Waterloofeste, wo Hauff wenigstens mündlich schon vor eine gewisse Öffentlichkeit als Dichter hintrat.

Die Festredner bei den Waterloofesten waren Karl Wächter, (später Wächter-Niderlen), Gustav Kolb (der bekannte spätere Redakteur der Augsburger Allgemeinen Zeitung, der mit Hase auf dem Asperg saß), Albert Knapp, Christian Klüpfel und Wilhelm Frisch; die Festdichter Knapp, Mebold, Bardili, Hauff, Chr. Wurm.

[1]) Zu den im Eingang der Memoiren aufgeführten Ausdrücken des Studentenjargons kann ich aus einem nicht mitgeteilten Gedicht noch „Manuspritzen" für Manuskripte stellen.

Zunächst schloß er sich einem engeren Kreis von Freunden an. Er nennt Frisch, Christian, Göriz, Röder, Pfaff, und erwähnt Spaziergänge mit diesen. Er spricht von „arger Kraßheit", die ihm doppelt auffallen mußte, da er an den zarten Ton in dem außer ihm aus lauter Frauen bestehenden Familienkreis gewöhnt war. Die Freunde traten schon jetzt in die Burschenschaft, wo damals noch unruhige Zeit war, da zu der Bedrückung von oben Händel mit den Korps hinzukamen. — Bei der Erwähnung des Briefwechsels mit Nane spricht Hauff von Kämpfen. In dem Brief vom 19. November spricht sich ein noch wärmeres Gefühl und die Zunahme seiner Neigung aus. Schon in der ersten Ostervakanz war er, nachdem er noch erst lustige Tage bei der ihm verwandten Familie Haug (siehe S. 22 Anm.) in Stuttgart verlebt hatte, schon wieder in Roßwag, wo es zu einer Annäherung an Nane kam. In eben diesen Ferien ereignete sich, wie es scheint, kurz vor Wilhelms Weggang, etwas, was die — wie alle solche Leidenden — wohl besonders empfindliche Freundin verletzte. Inwieweit das jugendlich-selbstbewußte Wesen des neugebackenen Studenten oder die bis zur Krankhaftigkeit gesteigerte Empfindlichkeit des einem frühen Tode entgegenwelkenden Mädchens die Hauptschuld trägt, kann nicht mehr entschieden werden. Hat Nane dem kühn ins Leben Hinausstrebenden mit der Gewissenhaftigkeit der in ländlich strengen Grundsätzen und der Einfachheit eines altschwäbischen Pfarrhauses Aufgewachsenen über irgend etwas Vorwürfe gemacht, das ihr an seiner Lebensführung nicht gefiel, etwa wegen eines Mangels an Sparsamkeit, hat sie ihm religiöse Vorhaltungen gemacht, und Hauff seinerseits in jugendlicher Überempfindlichkeit derartige gutgemeinte Fragen und Ermahnungen schroff zurückgewiesen, — oder hat Hauff unbedachterweise etwa gegen eine vermeintliche Annahme ernster Absichten vorbauend sich verwahrt, was natürlich das zartfühlende Mädchen tief verletzen mußte, — genau läßt es sich nach den vorliegenden Briefen nicht mehr sagen, die aber, was auch vorgefallen sein möge, dem Zartsinn und dem im Innersten edlen Wesen beider Teile das schönste Zeugnis ausstellen. Denn bereut hat Hauff sein Vorgehen jedenfalls aufs tiefste, als er sah, daß er die innig Verehrte verletzt hatte, wenn er seine

Schuld auch nicht ſo groß finden mochte, um eine ſo tiefgehende Verſtimmung bei der Freundin zu rechtfertigen; denn in ſeinen Memorabilien findet ſich die Eintragung, die in ihrer vielſagenden Kürze tief in ein zerriſſenes Gemüt blicken läßt: „Abſchied!?! Eilig heim!! Der unglückliche Brief an N(ane). Rückkehr nach Tübingen.“ Demnach ſcheint er von unterwegs noch einige Zeilen an die Beleidigte gerichtet zu haben, die vielleicht erſt recht geeignet waren, ſie zu verletzen. Nane war grüblerisch und ſelbſtquäleriſch, und die friſche, oft kecke Art des ſich mehr und mehr fühlenden Studioſen paßte wohl ſchlecht zu dieſem Weſen, ſo gut ſich die beiden auch wieder in manchem verſtanden haben mögen. Das Bekanntwerden dieſer erſten ernſteren Neigung wird um ſo mehr Teilnahme erwecken, als bis jetzt Luiſe für das einzige weibliche Weſen galt, das einen tiefern Eindruck auf Hauffs Herz gemacht habe.

Wenn wir die in der Tübinger Schulzeit angedeutete, wohl noch recht kindliche Liebelei, dann die Erwähnung eines Malchens im Sommer 1821, das in Tübingen bei der Mutter auf Beſuch war, und den Briefwechſel mit der Ulmer Couſine abrechnen, ſo haben wir allerdings keine Spuren davon, daß Hauff ſein Herz mehrmals verloren habe; doch die Herzenserfahrung mit Nane muß tief auf ihn eingewirkt und nunmehr ſeinem Weſen jenen Einſchlag von pensieroso eingefügt haben, von dem wir eingangs ſprachen. Das ganze Verhältnis erinnert an Schulzes Liebe zu Cäcilie; ob wohl in dem, in den Letzten Rittern von Marienburg geſchilderten Verhältnis von Eliſe zu dem Referendar Paloi gewiſſe Erfahrungen aus dieſer Zeit nachklingen und darin ein Stück Selbſtbekenntnis des Dichters enthalten iſt? —

Im Sommer 1821 erwähnt Hauff eine Krankheit, was darauf deuten kann, daß ſich ſeine Geſundheit noch immer nicht endgültig befeſtigt hatte. Aber im allgemeinen muß ſeine Erſcheinung damals das Bild eines in Jugendblüte Prangenden geboten haben. Auf dieſe Zeit etwa geht es auch, wenn Moritz Pfaff von ihm ſpricht als von Wilhelm Hauff, der durch ſein in prächtigen blauen Augen — das Haar war dunkel — ſich ſpiegelndes geiſtvolles Weſen und ſeinen heiteren Sinn ſich angenehm bemerkbar machte. Er trat

jetzt auch Adolf Riecke, dem Bruder des mehrfach erwähnten Freundes, Köhler und Max Seybothen aus Ulm, Sohn eines Generals, näher. Es ist von „Kabale und Liebe" in den Memorabilien die Rede, ohne daß wir näher wissen, worauf das deutet, und ob es vielleicht bloß die Erwähnung einer Vorstellung ist, von Suiten nach Reutlingen und nach Hechingen, einem Abschiedsritt mit dem scheidenden Freund Göriz nach Niedernau, einer Reise mit dem ihm mittlerweile ebenfalls nahegetretenen Adolf Christian, genannt Cocles, nach Stuttgart, und Gesprächen und Verirrungen unterwegs, und dann auch wieder von Liebesleiden und einem Brief der Pfarrerin von Erligheim, der Schwester Nanens (es wird der vom 22. Mai sein, Nr. 10), die bemüht war, die eingetretene Entfremdung auszugleichen. Nane war unterdes wieder schwerer leidend geworden, und um so mehr mußte die Schwester wünschen, daß eine volle Versöhnung zwischen den beiden stattfände. Am 9. August schreibt dann Nane — mit schwacher Hand, wie sie gleich eingangs bemerkt — einen durchaus versöhnlichen Brief an Wilhelm. Hauff scheint damals auch Sorgen um die Gesundheit seiner Mutter gehabt zu haben, während Nane sich um ihren leidenden Vater und um die Zukunft ihres Bruders Wilhelm sorgt.

Die Herbstferien brachten dem nunmehr ins Jungburschensemester Eintretenden einen genußreichen Ausflug mit Theurer, den beiden Riecke und deren zukünftigem Schwager Reyscher über Gmünd nach Ellwangen, Schrezheim (bei Höchstedt in Bayern), Aalen, wo sich Moritz Pfaff ihnen anschloß, Heidenheim nach Ulm. Die Freunde machten eine Tanzmusik in dem Dorf Pfuhl bei Ulm mit und besuchten das donauabwärts gelegene Steinhäule, einen beliebten Ausflugsort der Ulmer, worauf Hauff über Stuttgart nach Tübingen zurückkehrte. Die Präliminarien vor dem Antritt der Tour, zu dem Hauff die Freunde anscheinend in Stuttgart abholte, gibt in ergötzlich-burschikoser Weise der Brief Nr. 13 von Ende September 1821.

In dem nun folgenden Wintersemester (1821/22) wurden „ordentliche Kränzchen" mit Theurer, Riecke, Christian, Frisch, Röder, Moritz Pfaff, Reyscher, Seybothen, Köhler, Schott und, wie es scheint, vorübergehend Sigel eingerichtet, ein Musikkranz besucht und ein Ball

im Museum mitgemacht. Die oben genannten Freunde bildeten den Kreis der sogenannten kleinen Kompagnie; auch Knaus und ein zweiter Pfaff (Gustav), der Lange, sowie zwei Freunde aus dem damals noch württembergischen Stockach, Gedeon Weizel, 6 Jahre jünger als Hauff, und der nachmalige badische Minister Anton Stabel, die Hauff an der ausgehobenen Stelle nicht erwähnt, gehörten mit dazu. Die allgemeine Burschenschaft, in die Hauff erst etwas später eintrat, war zu zahlreich, als daß sie dem Bedürfnis nach engerem und häufigerem Freundesverkehr hätte genügen können. — Die Deutsche Burschenschaft war am 12. Juni 1815 gegründet worden. Nach ihrer Aufhebung 1819 hatten sich geheime Verbindungen zur Fortsetzung ihrer Bestrebungen gebildet. Ein Männer- und ein Jünglingsbund erstreckte sich über ganz Deutschland. Man möge über die damals herrschenden Stimmungen und Zustände die „Ideale und Irrtümer" des späteren Jenaer Kirchenhistorikers Karl Hase vergleichen, der ja selbst in die Bewegung mit hineingezogen worden ist. In Tübingen war am 12. Dezember 1816 unter dem Namen „Arminia" eine Burschenschaft mit den Farben schwarz und blau gegründet worden, die sich seit 1818 „Germania" nannte, die Farben schwarz-rot-gold und den Wahlspruch „Gott, Ehre, Freiheit, Vaterland" annahm. Sie stand anfangs der 20er Jahre, namentlich auch bei den Eltern und Gymnasiallehrern, in großem Ansehen. Der sittliche Geist und höhere Schwung, welche ihre Grundsätze dem Studentenleben verliehen, fand Anklang bei allen, denen die Pflege eines idealen Sinns in der deutschen Jugend am Herzen lag. Vom Jahre 1821 an mußte sie sich „Tübinger Burschenverein" nennen, und es trat eine Zeit der mißtrauischen Beobachtung und Bedrückung ein, auf die erst mit dem Jahr 1825 wieder ein Umschwung folgte. Innerhalb dieser Burschenschaft bildete sich anfangs der 20er Jahre ein engerer Freundeskreis, die „Kompagnie", dessen Glieder auch Feuerreiter (in ihrem Verhältnis zur Burschenschaft) genannt wurden, ein Name, den sie selbst später gerne annahmen. Sie zogen sich nach einer Annahme diesen Namen zu durch ihren Eifer in burschenschaftlichen und in allgemeinen studentischen Angelegenheiten. Es war ein Kreis strebsamer Jünglinge, die zur Aufrechterhaltung und Be-

lebung der burſchenſchaftlichen Idee weſentlich mitwirkten. Es beſtand unter ihnen ein ſehr inniges gegenſeitiges Freundſchaftsverhältnis, das ſpäter unter den älteren Herren und ihren Familien aufrecht erhalten blieb und ſoweit nötig, z. B. bei Witwen, ſich weſentlich auch auf materielle Unterſtützung ausdehnte. Dieſe Fürſorge ſollte auch Hauffs Witwe ſpäter von den Freunden erfahren.

An der Spitze der Burſchenſchaft ſtand ein von 6 zu 6 Wochen neu gewählter Vorſtand von 5 Mitgliedern, unter welchen der „Sprecher" tatſächlich die erſte Stelle einnahm, neben ihm der Schriftführer, der Pfleger, der Haubodenvorſteher und der Feſtordner.[1])

Schon in den Blaubeurer Briefen war gelegentlich die Rede von der Unterdrückung des Turnens, das in Tübingen vor kurzem lebhaft betrieben worden war, von demagogiſchen Umtrieben und Verfolgungen, von Unruhen, die ausgebrochen waren und die zu der Ausweiſung des Studioſus Völker führten. Eben hatte ein freier, friſcherer Luftzug durch die Mauern der Akademien zu wehen begonnen, als wie ein Reif in der Frühlingsnacht Metternichs Gewaltmaßregeln die jungen Keime knickten. Die Dekrete mußten Tübingen beſonders treffen, weil Sand auch hier ſtudiert hatte. Gegen das Ende von Hauffs Studentenzeit griffen die Unterſuchungen und Aufhebungen immer tiefer in das akademiſche Leben ein, und Hauff verließ die Univerſität unter dem friſchen Eindruck dieſer Behelligungen, ſo daß es ganz natürlich iſt, daß ein Nachhall ſolcher Eindrücke in den Memoiren des Satan ſich findet.

Was nun über die äußere Erſcheinung der damaligen Studierenden zu ſagen wäre, das geben wir wohl wieder am beſten mit Hauffs eigenen Worten, wenn er mit ſeiner Schilderung auch wohl mehr die ſchlimmſten Auswüchſe, als den Durchſchnitt zu treffen gedachte. „Die jungen Herren zogen die modiſchen Fräcke aus, ließen Haar und Bart wachſen, an die Hemden eine halbe Elle Leinwand ſetzen. Sie hatten wunderbare Mützen auf dem Kopf, die faſt anzuſehen waren wie

[1]) Mit der Landsmannſchaft gemeinſchaftlich beſtand in der erſten Zeit die allgemeine Vereinigung der Studierenden mit dem 9köpfigen Ausſchuſſe der Burſchenbehörde, und ſeit der ſog. Luſtenauer Schlacht vom 8. März 1879 die ſogenannte Kommentverbindung.

Pfannkuchen.[1]) Lange wallende Haare fielen in malerischer Unordnung auf Rücken und Schulter; den Hals trugen sie frei und hatten breite, zierlich gestickte Kragen, wie heutzutage die Damen tragen, herausgelegt. — Ein Rock, der nach antiker Form gemacht war, kleidete sie nicht übel; er schloß sich eng um den Leib und zeigte überall den schönen Wuchs der jungen Männer. In sonderbarem Kontrast damit standen weite Pluderhosen von grober Leinwand. Aus ihren Röcken sahen drohende Dolchgriffe hervor, und in der Hand trugen sie Beilstöcke, ungefähr wie die römischen Liktoren. Gar nicht recht aber wollte zu diesem Kostüm passen, daß sie Brillen auf der Nase hatten und gewaltig Tabak rauchten." Wem tauchen da nicht vor dem geistigen Auge Mensur- und Gruppenbilder aus den 20er, 30er Jahren auf?

Hauff selbst hat sicher diese Deutschtümelei in ihrer schroffen Form nicht mitgemacht, wenn er sich vielleicht auch zu Konzessionen an die Mode herbeiließ. Diese äußerliche Nachahmung mittelalterlicher Moden entsprach der allgemeinen, romantischen Schwärmerei für die deutsche Vorzeit, von der man sich wohl recht unklare Vorstellungen machte, eine Schwärmerei, wie sie sich aussprach in den Romanen eines Fouqué, die Hauff ja schon früher verschlungen hatte. Wie sehr dem gesunden Empfinden des Volks die Mode auffiel, beweist die Schilderung eines Gendarmen, „die Herren haben Haare, wie man zu den Zeiten Jesu getragen", oder „Bärte, wie ein Sappeur der alten Garde", und die naive Äußerung der Bäuerin aus der Nähe von Erlangen, die Hase erwähnt: „Wenn man ihnen auf der Landstraße begegnet, möchte man sie für Räuber halten." Ein trotz Unterdrückung und Behinderung von oben her doch urkräftiges und eben dadurch vielleicht in seinem Idealismus noch gesteigertes Studentum war es, in das der junge Hauff eingetreten war. Dem Ernst ging der Scherz zur Seite. Christian soll einst bei der Rückkehr in seine Wohnung dort Hauff getroffen haben, wie er — es war an einem Markttage — sich anschickte, vom Fenster aus die Garderobe des Freundes öffentlich zum Verkauf auszubieten. In einer Nacht soll Hauff den

[1]) Noch heut nennt man in Schwaben solche Mützen Pfannkuchendeckel.

Jörgenbrunnen beſtiegen und der jetzt nicht mehr vorhandenen Statue des Ritters St. Georg die Beine rot bemalt haben, was noch die ſpezielle Beziehung hatte, daß die Feuerreiter oder Feuermelder damals rote Beinkleider trugen und dies ja der Spitzname ſeiner engeren Verbindung war. Der Kneipname Hauffs war Bemper oder Bemperlein, den er von einem älteren Verwandten erbte, der vor ihm ſtudiert und ſich zu denſelben Kreiſen gehalten hatte. Der nachmalige Oberamtsarzt Hauff in Kirchheim u. T. hieß als Student Bumper oder Pomper (Held im Pumpen?), und Bemperlein, das auch als Pömperlein vorkommt, wäre das Deminutiv jenes Übernamens, dem aber Hauff jedenfalls wenig Ehre machte.[1])

Am friſcheſten führt uns Hauff ſelbſt dieſe ganze Periode ſeines Lebens vor: Die Seniade, die Mädchenbriefe (1823), die Rede beim Kompagniefeſt in der Poſt zu Waldenbuch (1825), die Feſtlieder und die Stammbuchverſe — das alles verſetzt uns mitten hinein in die Zeit überſchäumender Jugendluſt und kecker Laune, und das Dichten wächſt unmerklich aus dem Leben hervor als natürlicher Ausdruck des Empfindens. Von dem ganzen ſtudentiſchen Treiben erhalten wir das breiteſte und ſatteſte Bild durch das humoriſtiſche Epos „Die Seniade", deren Abfaſſung ins Jahr 1822 fällt, — wie Hauff ſelbſt andeutet, eine Nachahmung des Renommiſten von Zachariä (1744), die er ſicherlich auch in der Bibliothek des Großvaters vorfand. Wird dort der Gegenſatz zwiſchen dem modiſchen und zimperlichen Leipzig und dem allzurüpelhaften Jena geſchildert, ſo hier der Gegenſatz zwiſchen den Angehörigen des Korps, den Pomadehengſten, und den urwüchſigen Burſchenſchaftern. Als Typus und Held des letzteren führt der Dichter Seni, den Präſes der Germanen, vor. Der Name mag Abkürzung aus Senior, und vielleicht eine Anſpielung auf die Schillerſche Geſtalt ſein. Es war ein entfernter Vetter Hauffs, der Mediziner Friedrich Hauff aus Marburg, der wegen burſchenſchaftlicher Umtriebe verdächtigt, mit Haſe zuſammen auf dem Asperg ſeit 1824 eingekerkert war, wegen Krankheit 1825 entlaſſen wurde und am 22. Auguſt bei den gleichnamigen Verwandten

[1]) Der Name Bemperlein begegnet auch bei Gottfried Keller.

in Bondorf (westlich von Tübingen) starb. Er wurde 1820 in Tübingen immatrikuliert und war mehrere Jahre lang die Säule der Burschenschaft. Er war ein feiner Redner, tüchtiger Schläger, kühner Reiter, gewandter Turner und galanter Tänzer, sowie der beste Billardspieler, — man begreift, daß Hauff gerade seine körperliche Tüchtigkeit imponierte.

Wir nehmen den Faden der Darstellung im Wintersemester 1821/22 wieder auf. Zusammenfassend sagt Hauff über dieses Wintersemester, daß es lustig und fidel und doch dabei fleißig gewesen sei. Gegen die Korps habe man sich im ganzen sehr ruhig verhalten, weil diese sich zurückzogen. „In der Allgemeinheit zeigt sich wenig Interesse; in der Burschenschaft zeigt sich kein großer Eifer." Er erwähnt Streitigkeiten der Feuerreiter, Gemäßigten und Fidolen. „Die Fidolia bringt einen fideleren Geist in die Kneipe, der aber ausartet." Die Kränzchen mit den Freunden hatten schon im Winter 1820/21 bestanden, wurden dann in diesem Winter (wie es scheint, in erweiterter Mitgliederzahl) wieder aufgenommen und hörten am Ende des Sommers 1822 zunächst auf, werden aber noch einmal im darauffolgenden Winter erwähnt. Durch den erwähnten Musikkranz wurde Hauff in eine andere Vereinigung, die „Fidolia", hinübergezogen, und dadurch für eine Zeitlang den Mitgliedern der Kompagnie etwas ferner gerückt. Der Zweck der „Fidolia" war, wie Hauff selbst sagt, „rechte Fidelität und wahre Herzlichkeit, Fidelität im Sinn und Geist der Burschenschaft; Fidelität, die dem Burschen die Jahre seiner Jugend erheitert, und die er noch ins Geschäftsleben hinübernimmt; Fidelität, die den Burschen nicht schon in der schönen Zeit seines Burschenlebens zum Philister werden lassen will, gleich weit entfernt von roher Kneipenrenommage und Liederlichkeit, als von jenem ernst sein sollenden Wesen, womit sich jugendliche Philister eine gewisse Grandezza geben wollen." Es scheint, als ob Hauff die Kränzchen der Kompagnie[1]) für eine Zeitlang zu wenig Anregung geboten

[1]) Hier herrschte ein gediegener, ausgeprägt solider Ton. Es war in der Burschenschaft überhaupt Sitte, solche Kränzchen zu veranstalten. So berichtet es Hase von Erlangen. Es wurden darin Vorträge über die Ziele und Ideale der Burschenschaft gehalten — und Thee dazu getrunken. Solche Vorträge sind die aus dem Nachlaß mitzuteilenden.

hätten, daß er aber nach einem Ausflug in andere Kreiſe, die jedoch immer innerhalb der Burſchenſchaft lagen, gerne wieder zu den alten Freunden zurückgekehrt iſt. Man machte ihm Vorwürfe wegen ſeiner Untreue, und er notiert deshalb in den Memorabilien: „Verdrießlichkeiten mit der Kompagnie, die ſich durch meinen Eintritt in die Fidolia beleidigt fühlt"; er rechtfertigt ſich in offener Ausſprache durch die Rede vom 23. Januar 1822. Noch in demſelben Semeſter löſte ſich die Fidolia übrigens wieder auf. Der Vortrag mit dem Motto: „Das Leben iſt kurz, die Kunſt iſt lang" wurde wohl zu Beginn des folgenden Sommer-Semeſters (1822) in einem Kränzchen gehalten, der über die Freundſchaft am 21. Mai 1822. Man ſchenkte ſich, wie auch noch zum Teil heutzutage, Pfeifenköpfe mit dem Wappen der Kompagnie. So ſchreibt Riede: „Ich beſitze noch einen Pfeifenkopf, welcher auf der Vorderſeite zwei ſich umſchließende Hände zeigt, aus Wolken hervorkommend und umgeben von einer Schlange, die ſich am Schwanze faßt, dem Symbol der Ewigkeit. Auf der Rückſeite ſtehen 14 Namen, von denen einer ausgelöſcht iſt."

Den größten Einfluß übte damals durch amtliche Stellung, Perſönlichkeit und Reichtum der Kanzler von Autenrieth, ein geiſtvoller Arzt, der ſich auch um Theologiſches kümmerte, zu dieſer Zeit ein Schriftchen über das Buch Hiob herausgab und für die Unſterblichkeit der Seele einen ſicheren Beweis aus der Natur führen zu können meinte. Das zeigt ſchon, wie weit man damals noch von dem Materialismus entfernt war, der einige Jahrzehnte ſpäter ſeinen Einzug auf den Hochſchulen halten ſollte.

Welches waren nun die Lehrer Hauffs? Baur war noch nicht berufen, er kam erſt 1826 nach Tübingen. Die evangeliſch-theologiſche Fakultät bildeten der Prälat Ernſt Bengel, ein Enkel des berühmten Johann Albrecht, dann Schmid und Dr. Steudel; von den Lehrern der theoretiſchen Fächer war, wie Strauß ſagt, der eine durchaus unbedeutend, ein anderer nur durch die Proben von Geiſtesſchwäche bekannt, die man ſich, Wahrheit und Dichtung, aus ſeinen Vorleſungen erzählte. Dies könnte der von Hauff ſo derb perſiflierte Dr. Schnatterer ſein, und bei dem Gang über die Wieſen, wo ſich ihm der Satan als Luiſel zugeſellt, dürfte an den Weg von Luſtenau nach

Tübingen zu denken ſein. Vermutlich hatte ſich der würdige Herr einmal irgend eine derartige Blöße gegeben.

Ein in Hauffs Schriften mehrmals wiederkehrendes Motiv iſt der Gegenſatz zwiſchen Nord- und Süddeutſchen (beſonders im „Bild des Kaiſers", in den „Briefen eines Mädchens" und in den „Angſtſtunden des Juden"), und das geht wohl auch ſchon auf Tübinger Eindrücke zurück. Nach Haſe, der vom Herbſt 1823 bis Herbſt 1824 Privatdozent der Theologie in Tübingen war, waren damals in Tübingen auch norddeutſche Studenten ziemlich zahlreich vertreten, die meiſt von ihren Vätern dorthin als zu der noch gläubigen Fakultät geſchickt waren. Mit Haſe wurde Hauff durch einen gemeinſamen Mittagstiſch bekannt, und beide ſcheinen Gefallen aneinander gefunden zu haben. Haſe ſchreibt darüber: „Mit den Schwaben wird man nicht ſo leicht bekannt. Nur zwei ältere Studenten haben ſich mir in dieſem Sommer angeſchloſſen. Der eine, Wilhelm Hauff, eine angenehme Perſönlichkeit, der voll ſeiner poetiſchen Entwürfe in einem kurzen Frühling ſeines Lebens doch ein hübſches Teil davon ausgeführt hat." Dies iſt ein vollwichtiges Zeugnis dafür, daß Hauff ſich wenigſtens gegen das Ende der Tübinger Zeit ſchon als Dichter fühlte und ſich mit dichteriſchen Entwürfen trug, wovon er alſo ſogar dem ihm verhältnismäßig doch ferner Stehenden ſprach. Ganz an die Memoiren erinnert es, wenn Haſe erzählt: „Bei den Profeſſoren war die für ſitzende Leute bequeme Sitte, einen Beſuchenden nicht niederſitzen zu laſſen, ſondern mit ihm durchs Zimmer auf und ab zu gehen. Als ich dem erſten Profeſſor der Theologie,

---

[1]) Haſe wurde am 24. September 1824, ziemlich gleichzeitig mit Kolb, verhaftet. Er erwähnt dabei den Pedell Payer, der als Pedell der Univerſität zugleich den Reitmeiſter machte. Mit Haſe waren noch auf dem Asperg die Schreiber (Schriftführer) Sprewitz und Eiſenmann und die Deputierten von Bonge und Hildebrand, ſowie der Burſchenſchafter Fiſcher (die „Gogs auf dem Asperg" wurden ſie genannt). Es iſt wohl möglich, daß gerade die Verhaftung von Haſe, weil ſie mit das meiſte Aufſehen erregte, Hauff die Anregung zu jenem Paſſus in den „Memoiren" gegeben hat, wo der Satan ſeine Verhaftung wegen demagogiſcher Umtriebe erzählt. Doch war auch Hauffs Freund Knaus 1825 auf den Asperg abgeführt worden.

Prälat von Bengel, meine Aufwartung machte und im Verlaufe des mühsam sich fortwindenden Gesprächs ihn ersuchte, für einige Bücher, die ich von der Bibliothek entleihen wollte, die gesetzliche Bürgschaft zu unterzeichnen, ging er zweimal mit mir schweigend durch die beiden geöffneten Zimmer, und ich war schon nahe daran, auch schweigend hinwegzugehen." — Wie ein Vorklang zu den Satansmemoiren mutet auch an der Brief Nr. 13.

Aus Klaibers Feststellungen geht mit Sicherheit hervor, daß die erste Konzeption des „Mann im Mond" und der Novelle „Der Fluch" in die Tübinger Zeit zurückgehen. Außer dem von Klaiber Beigebrachten scheint mir eine ihm wohl noch nicht bekannte Äußerung von Hauffs Freund Moritz Pfaff ein für allemal die Streitfrage zu erledigen, ob der „Mann im Mond" ursprünglich schon als Satire gedacht oder erst später dazu umgearbeitet worden sei.

„Ich erinnere mich," sagt Pfaff, „namentlich eines schönen Abends, wo er uns den Anfang einer Novelle vorlas, der uns mit lebhafter Spannung auf die Fortsetzung erfüllte, welche uns aber nie zu teil werden sollte. Zu meiner großen Überraschung begegnete ich jenem Bruchstück später, als mir Hauff seinen „Mann im Mond" zuschickte, wieder im ersten Teil dieses Buchs im Abschnitt: Die Kirche, jetzt verwertet und weiter entwickelt zu Zwecken, die der ursprünglichen Absicht des Dichters gewiß sehr ferne gelegen sind."

Hauff hat also auch hiernach eine Skizze aus seiner Tübinger Mappe vorgenommen, als er zu der Parodie auf Claurens Machwerke ein Gerippe brauchte. Die später anzuführende Äußerung Menzels kann höchstens so erklärt werden, daß er dem Dichter den Rat gegeben hat, die Parodie unter Claurens Namen erscheinen zu lassen; wenn er erst die Bearbeitung des Stoffes zu einer Parodie auf Clauren angeregt hat, so müßte ihm Hauff gerade jenen 8seitigen Tübinger Entwurf gezeigt haben, von dem Klaiber spricht.

Von Hauffs näheren Freunden ist in Kürze folgendes zu sagen:

Karl Knaus, genannt Kameralverwalter, geb. 1801 zu Vaihingen an der Enz, studierte Cameralia, wurde nach einer wissenschaftlichen Reise auf dem Asperg gefangen gesetzt, 1840 Professor der Land- und Forstwirtschaft zu Tübingen, gest. 1844.

Friedrich Köhler, genannt „der Doktor N. N.", geb. 1803 zu Denkendorf, gest. 1846 als Oberamtsarzt in Münsingen.

Karl Göriz[1]), genannt „Schnee", vielleicht Abkürzung von Schneefritz und dies Verballhornung von Göriz, geb. 1802 zu Stuttgart, 1831 Lehrer an dem landwirtschaftlichen Institut zu Hohenheim, 1845 Nachfolger von Knaus in Tübingen, gest. 1853.

Friedrich Freiherr von Röder, genannt „der Reichsbaron", geb. zu Stuttgart 1803, gest. 1855 als Ober-Justizrat zu Ludwigsburg, frühverwaister Sohn des Oberzeremonienmeisters und Hoftheater-Intendanten Reinhard Freiherr von Röder, Sprosse eines uralten adeligen Geschlechts, das seinen Stammbaum bis in das zehnte Jahrhundert zurückführt, Verwandter, aber nicht Nachkomme des bei dem Sturz des Juden Süß erfolgreich eingreifenden Erb-Oberst-Stallmeisters Freiherrn Heinrich Günther Reinhard von Röder. Er wurde als ein Mann von großer Tatkraft und kühnem Mut nacheinander an die Spitze der Strafanstalten Markgröningen, Gotteszell und Ludwigsburg gestellt.

Adolf Christian, genannt Cocles, geb. 1802 zu Stuttgart, gestorben zu Eßlingen als Rektor des Pädagogiums 1863 (vorher am Lyceum zu Ludwigsburg). Scheinbar ein trockener, prosaischer Mensch, den Hauff mit Vorliebe aufzog, dabei aber eine überaus treue Seele.

Moritz Pfaff, geb. 1803 zu Stuttgart,[2]) Sohn des Hof- und Finanzrats, Jurist, war in Ulm, Eßlingen und seit 1851 am K. Obertribunal in Stuttgart tätig, 1853 zum Mitglied des Geheimen Rats und Staatsrat ernannt, 1870 pensioniert, starb 1875, wegen seiner vielfachen Wohltätigkeit allgemein betrauert. Er war eine vielseitige Natur, empfänglich für alles Schöne und Gute, ein Freund der Kunst, insbesondere der Poesie und Musik, Meister des geschriebenen Worts und der freien Rede, von edlem Ehrgeiz beseelt. Er hat auch selbst Verse gemacht.[3])

---

[1]) Von Göriz existiert eine Zeichnung „Die Tafelrunde in der Haagey". Von einer weiteren Zeichnung, die sich im Nachlaß befindet, vier akademische Typen darstellend, weiß ich nicht anzugeben, wem sie zuzuschreiben ist und ob etwa Hauff selbst sie gezeichnet hat. Sodann ist eine humoristische Zeichnung vorhanden, die das Heimburgsche Anwesen in der Gartenstraße darstellt. Es wäre zu wünschen, daß diese Reliquien bald der Öffentlichkeit zugänglich gemacht würden.

[2]) Am 24. Februar hatte er die erste Konsultation in einem Prozesse des Gymnasialfamulus Müller. Darauf mag Hauff scherzhaft anspielen, wenn er in dem Vorspiel zum zweiten Teil der „Memoiren des Satans" von dem berühmten Justizrat Wackerbart spricht, der neuerdings dazu verwendet wurde, bedeutende Unruhen in einem Gymnasium zu schlichten.

[3]) Auf dem Platze, welchen jetzt das Prinzessinnenpalais (der Wilhelms-

Christian Heinrich Riecke, Hauff besonders nahestehend, geb. 1802 zu Stuttgart, studierte genau so lange wie Hauff, dann beschäftigt in Ellwangen seit Februar 1825, war von dort aus öfters in Nördlingen, seit 1827 Rechtskonsulent zu Stuttgart,[1]) Universitäts-Amtmann zu Tübingen, 1836—1842, dann Justitiar bei der Hofdomänenkammer und Hofrichter mit dem Titel eines Hofdomänen- und Justizrats, zuletzt (unter König Karl) seit 1865 Direktor der Hofdomänenkammer, gest. am 15. November 1865.

Victor Adolf Riecke, des vorigen Bruder, geb. 1805, gest. 1857, war schon im Gymnasium eifriger Turner, studierte seit 1822 als Mediziner, Schriftsteller auf dem Gebiete der Medizin, Arzneimittellehre und Anthropologie, Hilfsarbeiter im Medizinalkollegium, dann praktischer Arzt und Hofarzt.

Gustav Pfaff, gen. „der Lange", geb. zu Stuttgart 1803, gest. 1869 (nicht verwandt mit Moritz Pfaff), Sohn des Geheimen Archivars, hervorragender Jurist, zuletzt Direktor des Kreisgerichtshofs in Ehlingen.

In den Osterferien 1822 hielt Hauff die erste Predigt und Kinderlehre bei seinen Verwandten gleichen Namens in Bondorf während eines Vakanzbesuches und dann auch die erste Kinderlehre in Tübingen. Er spricht von „regerem, lustigem Leben" im Anfang des Sommersemesters, einem Besuch im Karzer bei seinem Freund Firnhaber, genannt Spatz, erwähnt, daß die Allgemeinheit sich aufgelöst habe und die Burschenbehörde abgeschafft worden sei. Er meldete sich jetzt auch selbst in die Burschenschaft und wurde am 3. Juli aufgenommen. Daß er schon am Anfang des folgenden Winters ihr Ehrenmitglied wurde, ist ein Beweis, wie man seine Verdienste um die burschenschaftliche Sache erkannte. Nachtmusiken und Bierspiele, ja sogar „Champagner" unterbrechen das erste Studium; Liebschaften der Freunde, die er gewissenhaft aufzeichnet, mögen

palast) mit seinen Zubehörden einnimmt, stand bis anfangs der 20er Jahre eines der stattlichsten Wohnhäuser des damaligen Stuttgart und, durch einen geräumigen Hof mit Ökonomiegebäuden davon getrennt, noch ein kleines Wohnhaus, dessen Eingangstüre genau auf die mittlere Allee der Planie gerichtet war. Hinter beiden Häusern erstreckte sich ein sehr großer, parkähnlich angelegter Garten bis zu dem jetzigen Bibliothekgebäude hinunter. Das Ganze war das Besitztum des mütterlichen Großvaters, des unter Herzog Karl rühmlich tätigen Majors und Baudirektors Fischer, das kleinere Wohnhaus den Eltern zur Benutzung überlassen.

[1]) Siehe Seite 60.

oftmals Stoff zu mancherlei Anulkung und satirischem Scherz gegeben haben; Paukereien, Einholung der von Stuttgart Ankommenden in Lustenau, Suiten nach Rottenburg und Hechingen brachten mannigfache Abwechslung. Theodor Körners Todestag wird feierlich begangen. Der im Mai 1822 erfolgte Tod Nanens wird den sich immer frischer ins Leben Werfenden für kurze Zeit nachdenklich gestimmt, aber doch schon viel kühlere Gefühle bei ihm angetroffen und ihn nicht nachhaltig aus seiner jugendlichen Lust gerissen haben, die nun dem Höhepunkt vollen Sichauslebens zustrebte. Im September tritt er aus den Kränzlein aus, die aber ohnedies damals ihr Ende erreichten.

Das schöne Ende dieses Sommers bildete im September und Oktober eine Rheinreise, die erste größere, die der bis jetzt kaum über Württemberg und über Schwaben Hinausgekommene machte, und die ihm weitere Szenerie und Stimmung für die Memoiren des Satan liefern sollte. An ihr nahmen außer ihm vier Freunde, Moritz Pfaff, Poths, Schlaich (sonst nicht erwähnt) und Faber teil. Über Karlsruhe, Mannheim, Worms, zum Teil wohl in rüstigem Fußmarsch, zum Teil im „Eilwagen", ging es nach Mainz, und hier im behaglichen Gasthof zu den Drei Reichskronen ging unserm Dichter das Eingangskapitel der Memoiren auf, zwar wohl noch nicht in allen Einzelheiten, aber doch in den ersten Anregungen und Stimmungen, und jedenfalls der Szenerie und Umgebung nach. „Das war damals", schreibt Moritz Pfaff in Rückerinnerung an den genußreichen Aufenthalt in dem behaglichen Quartier, „der erste Gasthof der Stadt; er imponierte uns Neulingen gewaltig, und wir haben's uns sehr wohl dort sein lassen. Hauff hat später in den uns besonders anmutenden Speisesaal des Hotels die Einleitung zu seinen Memoiren des Satans verlegt, die er mir als Andenken an die frohesten Stunden seines Lebens geweiht hat." Wie es den Gästen unter Satans Einfluß geht, worunter in diesem Fall wohl das schmeichlerisch den Arbeitsgewohnten einlullende dolce far niente und der unvergängliche Zauber rheinischen Phäakenlebens zu verstehen ist, so konnte auch das frohe Vierblatt sich wohl nur schwer von dem goldenen Mainz trennen, fuhr aber dann doch, vermutlich zu Schiff,

noch weiter rheinabwärts bis Koblenz und Neuwied (in deſſen Nähe wohl Faldners Gut in der „Bettlerin" zu ſuchen iſt), kehrte dann um und berührte auf der andern Rheinſeite Rüdesheim, Wiesbaden, Frankfurt, Darmſtadt, um über die Bergſtraße, Heidelberg und Heilbronn die Heimat wieder zu erreichen. Wie Hauff nicht leicht einen Eindruck für ſeine poetiſchen Schöpfungen unverwertet läßt, ſo hat er jene Fahrt von Frankfurt bis Heilbronn in jenem Paſſus, der die Beſchreibung des Heidelberger Schloſſes enthält, im Bild des Kaiſers verwertet.

Und nun folgte ein rüſtiges, ſchönes Semeſter mit Schlittenfahrten, Ständchen, einem berühmten Muſeumsballe (der vielleicht im Mann im Mond nachklingt), einer Freiburger Suite (von der zweifelhaft bleibt, ob Hauff ſie ſelbſt mitgemacht hat), und dann jener Sommer 1823, von dem hauptſächlich nur wieder ein, wie es ſcheint, beſonders glänzendes Waterloofeſt zu berichten iſt, und der mit der folgenſchweren Vakanzreiſe nach Nördlingen ſchließt, wo Hauff die Gefährtin ſeines kurzen Liebe- und Ehelebens finden ſollte. Es galt zunächſt einen Beſuch bei Max von Seybothen, dem Sohn des Generals in Ulm (2 Jahre jünger wie Hauff), und nur der verlockenden Gelegenheit, in Geſellſchaft dreier Freunde, Supf, Karl Wolf (dem Blaubeurer Studiengenoſſen) und Poths mit einer Ulmer Schachtel (einem der Arche Noä nicht unähnlichen Fahrzeug, wie ſie das Holz des Schwarzwalds donauabwärts bis Wien und weiter bringen) nach Donauwörth fahren zu können, iſt der Umſtand zuzuſchreiben, daß der jetzt Einundzwanzigjährige ſeine Verwandten im bayriſch-fränkiſchen Nördlingen kennen lernte. Denn als man nach jener luſtigen Fahrt, in die man ſich Einzelheiten aus dem Leben eines Taugenichts hineindenken mag, in Donauwörth landete, da lockte die Nähe Nördlingens Hauff auch noch weiter; er ließ die Genoſſen allein zurückkehren, um in der alten Reichsſtadt eine ihm bis dahin perſönlich noch unbekannte Tante aufzuſuchen, von der er nur weiß, daß ſie eine wohlhabende Beamtenwitwe iſt und eine hübſche Couſine zur Tochter hat. Dieſe Tante, Frau Margarete Barbara Eberhardine Hauff, war die Witwe des Hofrats und Oberamtmanns Johann Heinrich Ludwig Hauff in Weiltingen und hatte ſich

nach deſſen Tode in ihre Vaterſtadt Nördlingen — ſie war eine geborene Wünſch und entſtammte, wie es ſcheint, einer angeſehenen Kaufmannsfamilie daſelbſt — zurückgezogen. Sie hatte außer einem Sohn, den wir ſpäter als in Gent lebend erwähnen werden, eine Tochter Luiſe, die, im Jahre 1806 geboren, damals in der friſcheſten Jugendblüte prangte. Und wie es immer bei Hauff war, ſpäter ſeinem großen Hörer- und Leſerkreis gegenüber, ſo war es auch hier bei den neuen Verwandten: Er kam, ſah und ſiegte. Zwar zunächſt war der Empfang ſteif und förmlich, man verſchwendete die beſten Komplimente aneinander, die man machen konnte (Hauff ſpricht von „chineſiſchen Komplimenten"), aber bald ſchon ſchmolz das Eis der erſten Fremdheit, und die gegenſeitige Sympathie kam zum Durchbruch, wozu eine Kirchweihe im nahen Reimlingen und Unterhaltungen im Caſino beitrugen, unter denen ein Ball erwähnt wird, der wohl die reale Grundlage für jenen Ball im Ulmer Rathauſe (Lichtenſtein) abgegeben haben mag. Es ſcheint aber, daß das Herz des Studenten noch einmal fehl ging, denn das gleich zu erwähnende Stammbuchblatt ſpricht von einer unglücklichen Liebe zu einem anderen Mädchen; aber eine in Reimlingen überreichte vielſagende Roſe, die Gänge in den Garten, Guitarreſtunden, in denen der Vetter die Couſine in die Feinheiten ſeines Lieblingsinſtrumentes einzuführen ſuchte (all das klingt im Lichtenſtein nach, iſt aber dort mit den vorausliegenden Ulmer Eindrücken kombiniert), führten bald zu gegenſeitigem Liebesgeſtändnis, und Hauff konnte vor ſeinem Weggang der ſo raſch Liebgewonnenen ins Stammbuch ſchreiben:

„Wenn Du, liebe Luiſe, an den Herbſt 1823 Dich erinnerſt, ſo denke dabei auch an meine ſteife Ankunft und an die chineſiſchen Komplimente, an die Gänge in den Garten, an die Roſe in Reimlingen, an die unglückliche Liebe zu Barbara Öttelt, an die Guitarreſtunden und die aufmerkſame Schülerin, vor allem aber an den weiß- und blauen Ball den 12. Oktober und an den Herrn Rentamtmann — vor allem aber an Deinen treuen Vetter aus Tübingen.

Was wir im Scherz ſo oft geſungen,
Sey mir ein ernſtes Abſchiedswort,

Denn, ſind die Töne bald verklungen, —
Es lebt der Geiſt der Töne fort:
Wenn mir in weiter, weiter Ferne
Dein liebevolles Bild erſcheint,
Dann wünſch ich ſtill, dann möcht ich gerne,
Daß uns die Liebe wieder eint.

Nördlingen, 13. Oktober 1823.

Wilhelm H."

Der Mutter wagte ſich der jugendliche Liebende, deſſen Zukunftsausſichten noch ſehr unbeſtimmt waren, noch nicht zu entdecken, und ohne auch ihr ſeine Neigung geſtanden zu haben, die der erfahrenen Frau aber wohl nicht entging, ſchied er von dem gaſtlichen Hauſe, in das er leichten Herzens, wie zum Spiele, eingetreten war, und aus dem er nun eine ſchwere Verpflichtung mit hinwegnahm. Am 14. Oktober wird Hauff die Heimreiſe nach Tübingen angetreten haben. Von dort aus wurde alsbald ein öffentlicher, „in den Formen der landläufigen Galanterieen gehaltener" und daneben ein geheimer, durch ein Fräulein W. in Nördlingen vermittelter Briefwechſel eröffnet. Die Briefe Hauffs aus der Brautzeit, durch ihre Intimität zur Veröffentlichung im ganzen jedenfalls nicht geeignet, haben bis in die letzte Zeit von ſich reden gemacht, ſcheinen aber zum größten Teil nun endgültig vernichtet zu ſein. Zu bedauern iſt, daß wir damit um die Möglichkeit gekommen ſind, ſolche Stellen, die uns einen tieferen Einblick in Hauffs Herzensleben hätten tun oder uns ſeinen nediſchen Humor von einer neuen Seite hätten bewundern laſſen, zur Kenntnis weiterer Verehrerkreiſe zu bringen. Daß Hauff ſich den einfach liegenden Verhältniſſen zum Trotz allerlei romantiſche Verwicklungen ausdachte (von denen wir im einzelnen aber nichts wiſſen), weil ihm eine gewiſſe Ungewöhnlichkeit bei Liebesſachen Bedürfnis war und zur Sache zu gehören ſchien, iſt eine traditionelle Angabe, der wir immerhin Beachtung ſchenken wollen, ſo wenig ſie auch in dieſer Unbeſtimmtheit ſagt.

Im folgenden Winter wird Hauff wenig daran gelegen haben, ſich in öffentliche Vergnügungen zu ſtürzen, er wird vielmehr ſein

Sinnen vor allem auf ein Wiedersehen gerichtet gehalten haben und dabei ernstlich auf das erste theologische Examen losgesteuert sein, welches ihn der Möglichkeit, sich erklären zu können, näherbringen sollte. Immerhin werden der Neujahrsball auf 1824 und mimische Darstellungen auf Seybothens Zimmer erwähnt.[1]) In diese Zeit fällt auch die Hochzeit seiner älteren Schwester Maria, die sich nach Neujahr mit Nanens Bruder, Gottfried Klaiber, Professor am Stuttgarter Gymnasium, nach Stuttgart verheiratete.

Schon in den Osterferien 1824 machte sich Hauff aufs neue auf, die Geliebte wiederzusehen. Den Vorwand gab eine Fußreise mit einigen Studiengenossen. Mit 6 Freunden (Röder, Reibel, Kosak, zwei Mannhardts und Froriep) ging er nach Aalen, ein Intermezzo unterwegs wird mit den Worten „Der Assessor in Göppingen" erwähnt. Die ersten beiden Tage in Nördlingen werden, wohl als besonders bedeutungsvolle und glückliche, ausdrücklich hervorgehoben; alsdann wird ein Ausflug nach Wallerheim in der Nähe von Nördlingen verzeichnet. Jetzt fand der Jüngling das Herz, sich der Mutter zu eröffnen; seine Werbung wurde günstig aufgenommen, nachdem das Herz der geliebten Tochter schon gesprochen hatte, und der Bräutigam bricht in seinen Aufzeichnungen in den vielsagenden Ausruf: „Glückliche Stunden!" aus. Es werden dann in Anspielungen, die jetzt nicht mehr zu erklären sind, „Die Raben" und das „Karthäuserthal" verzeichnet, — an welches sich jedenfalls liebe Erinnerungen knüpften, — und die gewiß schmerzliche Rückkehr nach Tübingen erwähnt.

Im folgenden Sommer besuchte die Braut den Geliebten in Tübingen und lernte hier seine Angehörigen kennen. Von der im Glücke des Sohnes sich sonnenden Mutter wurde sie gewiß freudig als dritte Tochter begrüßt und gleichsam als Ersatz für Marie, die, wie erwähnt, vor kurzem aus dem Familienkreis geschieden war, betrachtet. Luise kam am 21. Juli in Tübingen an und wurde noch

[1]) Schon bei jenen abendlichen Erzählungen vor dem Kreis der Schwestern und ihrer Freundinnen, die Hauff in einem abgelegenen Zimmer mit Butzenscheiben gab, liebte er es, sich mit allerlei phantastischer Garderobe zu drapieren und seine Figuren dadurch lebhafter zu charakterisieren.

am selben Abend von dem Freundeskreis durch eine an Hauff gerichtete, wohl scherzhaft gehaltene Zuschrift begrüßt, für die sich Hauff in dem mitgeteilten Blatte: „Dank für den Glückwunsch der Kompagnie" bedankt. Hauffs Studienzeit nahte sich ihrem Ende; jedem der Freunde wurde noch, soweit dies nicht schon geschehen war, ein herzliches oder scherzhaftes Abschiedswort ins Stammbuch geschrieben, wie es die gemütvolle Sitte der damaligen Zeit mit sich brachte, und am Ende[1]) des Sommer-Semesters 1824 das Examen glücklich bestanden.[2]) Dann rüstete sich der Candidatus ministerii, „der Seelenhirtschaft Anbildling", wie er sich launig in Anlehnung an floskelhafte Sprachreiniger-Terminologie nennt, der jetzt pensionierte „Assessor Bemperlein" zum Abzug ins Philisterland. Es ging in keine öde Fremde, vielmehr der lieben, des ersten Glücks ihrer jungen Ehe sich freuenden Schwester nach, hinab ins weinfrohe, lustige Unterland, das eben wieder die Ernte seiner Reben geborgen, der lieben Vaterstadt zu, dem Höhepunkt des Lebens und Schaffens, dem Ruhm entgegen. Glücklich hatte der einst Schwächliche die Strapazen und Stürme eines lustigen, oft tollen Studentenlebens bestanden,

[1]) Anfang August?

[2]) Beim Abgang von der Universität bez. aus dem Stift erhielt Hauff folgendes Zeugnis:

1. Guilielmus Hauff, nat. Stuttgart den 28. November 1802, Guilielmi, Scribae, filius.
2. Valetudo firma.
   Statura media.
   Eloquium distinctum, cantio bona.
   Gestus decentes.
   Ingenium satis bonum.
   Judicium excultum.
   Memoria fida.
   Scriptio lectu facilis.
   Mores boni et honesti.
   Industria satis assidua.
   Studium theologicum satis bono cum successu tractavit.
   Orationem sacram bene dispositam et elaboratam memoriter recitavit.
   In philologia et philosophia satis bene versatus.

hatte einen schönen Schatz des Wissens und der Erfahrung eingeheimst; treue Mutterliebe und die mildernde Umgebung der Schwestern hatte ihn vor schlimmen Ausschreitungen behütet; die wie ein früher Lenz ihn überraschende Liebe schnell ihn zum Manne reifen lassen; und der Zuversicht auf schöne Jahre voll, einen reichen Schatz schriftstellerischer Entwürfe, Skizzen und ungeschriebener Pläne mit sich wegnehmend aus der akademischen Freudenzeit, den ersten Kuß der Muse auf der reinen Stirn, so zog der Liebling der Grazien ins geliebte Stuttgart wieder ein.

---

4. Hauff als Schriftsteller; zweite Stuttgarter Zeit.

(1824—1825.)

a) Literarische Anfänge.

Man darf Hauff in diesem Zeitpunkt seines Lebens wohl mit Herkules am Scheidewege vergleichen: hier winkte ihm der Besitz der Geliebten und das behaglich-idyllische Leben auf einem ländlichen Pfarrsitz, den schon in aller Bälde zu erlangen, ihm nicht eben schwer gefallen wäre, — soll ihm doch schon die Berufung auf eine Patronatspfarre in der Nähe von Nördlingen in Aussicht gestellt gewesen sein; — dort harmonische Ausbildung des ganzen Menschen, Ausreifung der besten und eigensten Kräfte, Eintritt in einen höheren Gesichts- und Erfahrungskreis, an was alles freilich der Verzicht auf schnelle Vereinigung mit der Geliebten geknüpft war. Es war ein wahrhaft ethischer Entschluß, den er faßte, wenn er sich für letzteren Weg entschied, und eine heroische Selbstüberwindung gehörte dazu, ihn zu wählen. Und dabei mag noch nicht einmal das hohe Ziel in voller Klarheit vor ihm gestanden haben, sondern mehr in dunklem Drange und von seinem Genius gewarnt, entschied sich der Genußfrohe für den steilen Pfad der Arete.

Und allerdings fehlte es ihm auch nicht an dem getreuen Eckhart, der ihn zurecht wies. Der Bruder seiner beiden Schwäger,

der um 20 Jahre ältere Konsistorial-Assessor Christian Friedrich Kleiber, forderte ihn auf, ehe er sich verheiratete, eine größere Reise zu seiner Ausbildung zu unternehmen, und als Ziel eine Professur in Tübingen (wohl für Ästhetik und Literatur) ins Auge zu fassen. Zugleich vermittelte er ihm die Hauslehrerstelle in einer der ersten Familien Stuttgarts, im Hause des Kriegsrats-Präsidenten von Hügel, dessen beide Söhne er unterrichten sollte.[1]) Da diese Stellung ein Verbleiben von mehr als Jahresfrist von selbst bedingte, so sah der Verlobte, zumal wenn auch noch jene Studienreise sich anschließen sollte, den Zeitpunkt der Vereinigung mit der Braut weit hinausgeschoben.

---

[1]) Ernst Eugen Freiherr von Hügel, geboren am 26. März 1774 zu Ludwigsburg als Sohn des Generalfeldzeugmeisters Freih. v. Hügel, den Schubert in mehreren seiner Gedichte aus dem Kerker besungen hat, focht als württembergischer Offizier 1793, 94, 95, 96, 99 und 1800 gegen die französischen Republikaner, wurde während des Feldzugs 1806/7 als Militärkommissar in das französische Hauptquartier kommandiert, wie auch wieder 1809, und wohnte dem Feldzuge von 1812 als Brigadier *) bei. Nachdem er 1813 mit Pension entlassen worden, wurde er 1815 wieder in Aktivität gesetzt und im Kriege von 1815 als Militärkommissar in das Hauptquartier Wellingtons kommandiert, machte die Schlacht bei Waterloo mit und fungierte während der Friedensunterhandlungen als württembergischer Gesandter bei den verbündeten Monarchen in Paris. Nach seiner Rückkehr wurde er 1816 Generalleutnant und Vizepräsident des Kriegsrats-Departements, worauf er von 1817 bis zum 15. September 1842 das Präsidium des Kriegsdepartements (vom Jahr 1829 ab auch mit dem Titel eines Kriegsministers und Geheimen Rates) führte. Auch wurde er (1829) zum Mitglied der Kammer der Standesherren ernannt. Er starb am 30. März 1849 zu Kirchheim u. Teck an Lungenlähmung. — Bei Hauffs Eintritt war er ein Mann von 50 Jahren. Er war in zweiter Ehe mit Luise, Freiin von Gemmingen, verheiratet, die ihm das Schloß Guttenberg am unteren Neckar zubrachte. Hauff hatte die zwei Söhne aus zweiter Ehe zu unterrichten, dieselben, die Karl Hase nach Hauffs Austritt 1826 auf dem Asperg sah.

---

*) Es wäre möglich, daß er im Hauptquartier Clausen, der die Feldzeitung redigierte, kennen gelernt hat und so Hauff von dessen Persönlichkeit berichten konnte. Daß er viel von Napoleon erzählen konnte, ist selbstverständlich.

Die Verhandlungen über den Eintritt Hauffs bei Hügel und die Erörterungen zur Festlegung des Zukunftprogrammes zwischen ihm und Klaiber sind wohl zum Teil von Tübingen aus schriftlich gepflogen worden. Vom September (1824) haben wir ein noch aus Tübingen datiertes Stammbuchblatt; am 27. Oktober trat Hauff seine neue Stellung an. Da für die Zwischenzeit Daten fehlen, so kann ich nur vermuten, daß Hauff zwischen der Ablegung des Examens (wohl zweite Hälfte des August), das zugleich den Austritt aus dem Stift für ihn bedeutete, und dem Eintritt in die Hofmeisterstellung ein- oder auch mehreremale zum Abschluß seiner Verpflichtung und mündlichen Rücksprache mit Klaiber in Stuttgart geweilt hat. Damals oder schon früher wurde auch mit der L. Metzlerschen Buchhandlung die erste Verbindung angeknüpft, denn mit der Jahreszahl 1824 erschien in deren Verlag die erste Veröffentlichung Hauffs, eine Liedersammlung:

Kriegs- und Volkslieder, herausgegeben von Wilh. Hauff. Stuttgart, in der L. Metzlerschen Buchhandlung 1824, (auf dem Vorsetzblatt: Wilhelm Heigelin D. G. G. B.)

Seiner Excellenz dem Königlich-Württembergischen Kriegsminister Herrn Grafen von Franquemont, General der Infanterie ꝛc. ꝛc. in tiefster Ehrerbietung zugeeignet.

Das Vorwort ist datiert von Stuttgart, im August 1824; zu jener Dedikation und möglicherweise auch überhaupt zu dem ganzen Unternehmen ist Hauff wohl schon von dem Baron von Hügel angeregt worden; wenn wir das annehmen, so wäre daraus zu folgern, daß noch im August auch der Eintritt bei Hügel beschlossene Sache war. Die Sammlung umfaßt 144 Stücke; bei den allermeisten ist der Autor ge.. ezt. Von Hauff selbst sind Nr. 3, Prinz Wilhelm, Nr. 4, Soldaten-Treue ' 'als Volksweise bezeichnet), Nr. 18, Treue Liebe („Steh' ich in finst'rer Mitternacht", jetzt als „Soldatenliebe" in den Ausgaben), Nr. 37, „Ferne in der fremden Erde" (zur Feier des 18. Junius 1823, Weise: Rufe, Scharnhorst! ꝛc.), Nr. 50, Soldatenmut, und Nr. 65, Reiters Morgenlied (Alte Soldatenweise), in der unter „Varianten" mitgeteilten, von den Ausgaben abweichenden Form. Von sonstigen Dichtern sind vertreten: Goethe: „Die Trommel gerühret", unter dem Titel „Soldatenliebchen", Duett aus Jery und Bäteli, Treue Liebe: „Es rauschet das Wasser", und Mannes-Sinn (jetzt „Ueberzeugung") aus Lila: „Feiger Gedanken Bängliches Schwanken". Schiller, E. M.

Arndt, Uhland, Th. Körner, Bürger, Novalis, Fouqué, Max von Schenkendorf, Rückert, Friedr. Schlegel, Tieck, Collin, Hebel, J. Kerner. Das Schillersche „Trommeln und Pfeifen, Krieg'rischer Klang" ist „Rekrutenlied" genannt; das Lied „In einem kühlen Grunde" wird noch als von Florens (d. i. Eichendorff) herrührend bezeichnet. Weniger bekannte Namen, die sich auch vertreten finden, sind Otto Graf von Loeben (1786—1825), Karl Heinrich Hofmann, Deinhardstein, Vardili, Albert Knapp (zwei Tübinger Studiengenossen Hauffs), Lange, Göttling, Friedländer, Friedr. Müller, August Mayer († im russischen Feldzug 1812), Br(assier): Schifferlied „Das Schiff streicht durch die Wellen" nach einer italienischen Schifferweise, O pescato dell'onda, gedichtet 1820, Buchner, Fr(iedrich) Förster, Hiemer, Brisalin; nur mit Anfangsbuchstaben bezeichnet D., A., L. F., S. (Auf, Brüder! auf zu guter Stund' — Schubart?). Aber auch aus Herders Volksliedern und aus Görres' Sammlung Altdeutsche Volks- und Meisterlieder, aus „Des Knaben Wunderhorn",[1]) sowie aus Hangs „Poetischem Lustwald" sind Stücke aufgenommen, die Dichtung des 7jährigen Krieges mit zwei Stücken (siehe unten Grob) berücksichtigt und bis zu Martin Opitz („Der Lust-Gang"), Johann Grob († 1697) und Zinkgref, gen. Mannhold von Sittenwald († 1635), Verfasser der Sammlung „Soldatenlob" zurückgegangen. Das Ganze ist in zwei Abteilungen eingeteilt, deren erste Vaterlands- und Soldatenlieder umfaßt, mit den Unter-Abteilungen: 1. ohne besonderen Titel, Nr. 1—35 (darunter 8—12: Jäger- und Schützenlieder), 2. Fest- und Siegeslieder, Nr. 36—39, 3. Lieder aus dem Jahre 1813, Nr. 40—45, 4. Zerstreute Lieder aus dem Kriegs- und Wehrmannsleben, Nr. 46—57, Ältere Kriegslieder, Nr. 58—63, 6. Volksweisen, Nr. 65—75; deren zweite sodann Volkslieder enthält.

Nach einigen Wochen der Erholung, die Hauff diesmal zu keiner größeren Reise benutzte (Luise hatte er ja noch im Juli und wohl auch bis in den August hinein bei den Seinigen in Tübingen zu Besuch gehabt), trat er also am 27. Oktober die neue Stellung im Hügelschen Hause an.

Der Eintritt des Zweiundzwanzigjährigen in dieses Haus war von der allergrößten Bedeutung für seine Entwicklung. Er bedeutete nicht bloß den Eintritt in ein Haus, sondern in eine ganz neue Sphäre. Hier sollte dem aus einem bescheiden-bürgerlichen, wenn auch hervorragend gebildeten Kreise Hergekommenen die große Welt und der

[1]) Das Lied „Zwei Röslein" aus „Des Knaben Wunderhorn" ist abweichend von der bekannten Form gegeben.

gute Ton der besten Gesellschaft entgegentreten. Hier eignet er sich jenes weltmännisch Elegante an, was allen seinen Schriften, insbesondere den Novellen den eigentümlichen stilistischen Grundzug verleiht und ihn zum Modeschriftsteller im guten Sinne macht; hier jene Leichtigkeit und Glätte der Diktion, der man die gewandte Sprache des Salons anfühlt. Hier wird er, insbesondere von der Frau des Hauses, zu seinen ersten Veröffentlichungen ermuntert und vielfach zu neuen Schöpfungen angeregt; Frau von Hügel, die Mutter seiner Zöglinge, hebt die Märchen aus der Taufe, sie mag das Vorbild so mancher Frauengestalt gewesen sein, die jetzt unser Entzücken erregt. In eine ähnliche Situation wie Hölderlin hineingestellt, hat Hauff sich die Umstände dienstbar gemacht. Auch hier tritt die Ähnlichkeit mit dem gemeinhin wohl als Gegensatz empfundenen Heine, von der ich weiter unten noch zu reden haben werde, hervor: auch Hauff findet, wie Heine in Rahel, in einer geistvollen Frau eine Gönnerin, eine verständnisvolle Förderin seiner Pläne. Die Umgebung im Hügelschen Hause gibt ihm ganz direkt das Milieu für seine vielleicht beste Novelle (siehe unten) und indirekt für manche andere Schöpfung. Auch die Vorliebe für alles Soldatische, die aus seinen Schriften mannigfach hervorblickt (Mann im Mond, Jud Süß ꝛc.), scheint auf die dort empfangenen Eindrücke zurückzugehen. Aus der wohlgefüllten Skizzenmappe, die der junge Hofmeister von der Universität mitgebracht hatte, stellte er, Szenen aus seiner neuen Umgebung einmischend, eine Reihe von Skizzen zusammen, für welche das eben damals förmlich in der Luft liegende Satansmotiv einen passenden Faden darzubieten schien. Wir kommen auf die literarische Vorgeschichte des Motivs weiter unten zurück; daß es Hauffs Natur nahe lag und dem satirischen Zug in ihm entgegenkam, wird aus dem Bisherigen erhellen, wie denn insbesondere der im Hinblick hierauf schon hervorgehobene Studentenbrief vor der Herbstreise des Jahres 1821 im Ton deutliche Vorklänge zu den Satansmemoiren zeigt, ja geradezu noch Töne des Sturmes und Dranges nachklingen läßt.[1])

[1]) Er erinnert an das bekannte Schillersche Billet, das dieser im Oktober in Stuttgart für die Freunde zurückläßt.

Zu den Tübinger und Stuttgarter Eindrücken kamen die Nachklänge der Rheinreise von 1822 hinzu, die besonders für die Einleitung (1.—4. Kapitel) Stimmungen lieferte; das 5.—10. Kapitel und dann wieder das 19. gibt Tübinger Eindrücke wieder, während die dazwischenliegenden Kapitel 11—18 autobiographische Momente nur in geringerem Maße enthalten. — Stuttgarter Eindrücke waren es auch, die dem Dichter seine erste Novelle „Othello" eingaben, in der er sich (trotz seines Protestes bei der Übersendung an Hell) im Banne der Schicksalstragödien zeigt.[1])

Die seit 1810 erschienene, 1815 beendigte Sammlung der Gebrüder Grimm hatte das Interesse für Märchen neu geweckt. Die schon in Tübingen erzählten Märchen brauchte Hauff vielleicht nur noch etwas zu feilen und zu runden, um die Sammlung des ersten Märchenalmanachs daraus zusammenstellen zu können. Auch seinen Zöglingen liebte er es, Märchen zu erzählen, und so kam zu dem vorhandenen Grundstock jetzt das eine nach dem anderen hinzu.

Mit der Arbeit an diesen drei Werken, die noch in demselben Jahre vollendet wurden, und der rasch vollendeten Ausgestaltung des „Mann im Mond" müssen wir uns Hauff während des Jahres 1825 beschäftigt denken. Schon aber begannen auch die Eindrücke, die sich ihm zu einem vaterländischen Roman verdichten sollten, zu einem bestimmten Bild zusammenzuschießen, der Lichtenstein wurde begonnen.

Das Kriegsministerium, heute noch in demselben Gebäude untergebracht wie damals, liegt mit der Front nach dem Charlottenplatz, Ecke der Charlottenstraße, und nur durch diese von der Wohnung der Eltern und Großeltern von Moritz Pfaff getrennt. Die hintere Seite schaut nach der bewaldeten Höhe des Bopser und den grünen Reb-

[1]) Zacharias Werners Vierundzwanzigster Februar erschien 1809, Müllners Neunundzwanzigster Februar 1812, dessen Schuld 1813, Grillparzers Ahnfrau erschien 1817, Houwalds „Das Bild" 1821. Am meisten erinnert das Grundmotiv an den 24. Februar. Die Satire auf die Fabrikation historischer Romane liest sich wie eine Vorwegnahme der von Heine so kräftig verspotteten Massenfabrikation historischer Dramen durch Ernst Raupach (1830—37 sechzehn Hohenstaufendramen).

hängen der im Süden der Stadt aufsteigenden anmutigen Höhenzüge, welche jetzt von Landhäusern gekrönt sind. In einem sonnigen, südlich gelegenen Stübchen des zweiten Stockwerks mögen wir uns die Werkstatt des schaffensfrohen Dichters denken, dem seine Obliegenheiten immer mehrere Stunden des Tages zu freier Verfügung übrig ließen. Vielleicht liegen in den Worten der einleitenden Skizze in den „Freien Stunden am Fenster" auch autobiographische Hinweise: „Es wohnt sich übrigens ganz gut in dem kleinen Stübchen. Die einzigen Möbeln, die mir gehören, sind ein großer Fauteuil, ich konnte es nicht übers Herz bringen, ihn zu verkaufen — —; das andere war mein Schreibtisch, der beinahe ein Dritteil des Stübchens einnahm — mein Vater hatte daran gearbeitet. Anfangs vermißte ich mein Piano[1]) sehr ungern. Es gab in meinem Tag so manche freie Stunde, die ich mir mit Musik verkürzt hatte. Aber bald entdeckte ich ein Möbel, das mir noch größeren Genuß verschaffte, als das Klavier; es war mein Fenster. Mein Stübchen lag im zweiten Stock, ich konnte, wenn ich mein Opernglas zu Hilfe nahm, ganz bequem in die Etage meiner Nachbarn schauen; ich lernte beobachten, und stundenlang saß ich an meinem Fenster."[2])

Wie ein lange verhaltener Strom, der nun, wo er freien Lauf findet, doppelt mächtig sich ergießt, so brach in jenem Winter 1824/25 und in dem darauf folgenden Frühjahr Hauffs Schaffensdrang sich

---

[1]) Ist dafür die geliebte Guitarre zu setzen?

[2]) In den „Letzten Rittern von Marienburg" heißt es: — — eine Wohnung —, in deren Giebel unser Magister ein Freilogis bewohnte, weil er den Knaben des Hausherrn zum Gelehrten bilden soll. Doktor Zundler hat, um sich zum Dichter zu bilden, viel gelesen und hat den großen Menschenkennern bald abgemerkt, daß sie auf Originale Jagd machen. Er stellt sich daher alle Tage zwei Stunden mit seinem Glas unter das Fenster und stellt Betrachtungen über die Menschen an, wie der selige Hoffmann in Vetters Eckfenster, nur, behauptet man, mit verschiedenem Erfolg. Denn der selige Kammergerichtsrat guckte durch das Kaleidoskop, das ihm ein Freund geschenkt, der Doktor Zundler aber durch ein ganz gewöhnliches Opernglas.

In den Memoiren: Freundlich strahlte die Frühlingssonne in mein enges Stübchen, die Lerchen sangen vor dem Fenster, und die Blütenzweige winkten herein, mich aufzumachen und den Morgen zu begrüßen.

Bahn. Der lange zuſammengetragene und geſtellte Holzſtoß fing, um mit Goethe zu reden, an zu brennen, da die Flamme des erwachten Genius hineinſchlug. Mit einer nachtwandleriſchen Sicherheit, mit einer hellſeheriſchen Deutlichkeit und Beſtimmtheit, die das pſychopathiſche Element in Hauffs Naturanlage nicht verleugnet und als eine Erbſchaft von der Mutter her angeſehen werden muß, warf er ohne viel Planen und Beſinnen ſeine Lebensbilder aufs Papier, wie unter einem Zwange handelnd, gegen den es kein Widerſtreben gibt. Der Drang nach Produktion ſuchte ſich Stoffe, weniger daß irgend ein beſtimmter Stoff den Dichter im Innerſten ergriffen und ihn ſo gezwungen hätte, ihm Form und Geſtalt zu geben. Dies ſchon erklärt die eklektiſche Art des Dichters, darin iſt auch der feuilletoniſtiſche Zug ſeiner Schriftſtellerei begründet. Und alles, auch das Kleinſte und Heterogenſte in ſeiner Umgebung, wenn es nur eigenartig und charakteriſtiſch iſt, wird von dieſer Flamme der Schaffensglut ergriffen und in das reine Element der Dichtung geläutert; das iſt im einzelnen und einzelnſten zu verfolgen; auf einiges habe ich ſchon im bisherigen Gange meiner Darſtellung hingewieſen. Mehrere Novellen, ſo Othello, die Bettlerin vom Pont des Arts, die Sängerin, Jud Süß, ſind voller Anſpielungen und zum Teil auch deutlicher Hinweiſe auf Lokalitäten des damaligen Stuttgart. Die Figuren des Kommerzienrat Bolnau und des Oberjuſtizrat Haſentreffer beruhen auf Stuttgarter Originalen. Hauffs Freund Riecke macht (im Winter 1825/26) auf einem Maskenball in Ellwangen den Grafen von Gleichen: Hauff verwertet nicht nur zweimal (im Jud Süß und in der Sängerin) das Motiv des Maskenballes,[1]) (er ſelbſt hat wohl nie einen mitgemacht), ſondern führt auch noch in dem unvollendet gebliebenen Singſpiel aus der mittleren deutſchen Geſchichte und im Entwurf zum „Fiſcherſtechen“ einen Grafen von Gleichen ein. Der Name Sturmfeder begegnet ſchon 1821 in dem

[1]) Das übrigens immer ein beliebtes war: ſo halte ich es nicht für unwahrſcheinlich, daß auch Schoſſes „Abenteuer einer Neujahrsnacht“ auf Hauff eingewirkt hat, wie denn Schoſſe überhaupt bei ihm nachgewirkt zu haben ſcheint. Auch bei einem Lieblingsſchriftſteller Hauffs, Fielding, kommen öfters Maskenbälle vor.

Briefwechsel zwischen ihm und Riede (Ferdinand von Sturmfeder wird 1819 in die Stände gewählt), und er gibt ihn seinem Helden im Lichtenstein; Röders Mutter war eine geborene Freiin von Waldner, — Hauff nennt die Bettlerin vom Pont des Arts nach ihrer Verheiratung Baronin von Faldner; den wegen seiner Unterschleife im russischen Krieg in Stuttgart berüchtigten Bädermeister Rupfer (gegen den Riede am 27. März 1827 eine Verhandlung hat), schildert Hauff in dem „Russenschuster" der „Freien Stunden am Fenster".

Auf eine juristische Betätigung Moritz Pfaffs, auf die Hauff in der Einleitung zum 2. Teil der Memoiren anzuspielen scheint, habe ich unter Pfaff auf S. 44, Anm. 2 hingewiesen. Thierberg (im Bild des Kaisers) war wirklich ein altes Geschlecht und kommt auch im Lichtenstein vor. — Es wäre möglich, daß das romantische Schicksal von Friederike Primacesi auf den Entwurf zur „Sängerin" eingewirkt hat, obwohl ich andererseits einige Anklänge an die im Gesellschafter 1826 veröffentlichte Novelle „Das Taschentuch" darin finde. In all diesen Fällen mehr oder weniger verhüllt, tritt der Einschlag des Erlebten an anderen Stellen unverschleiert, ja in nedischer Absichtlichkeit hervor, so wenn der Dichter den nach Riede ihm wohl am nächsten stehenden Moritz Pfaff, der ihm jetzt ja auch räumlich so nahe war, zweimal, bald in leichter und für alle Näherstehenden durchsichtiger Verkleidung als Geh. Justizreferendar Pfälle,[1]) bald als Freund Moritz, der ins Zimmer stürmt, auftreten läßt; hier ragt das wirkliche Leben direkt, naiv, fast unkünstlerisch in die Dichtung hinein. Darin ist entschieden ein Einschlag der Romantik in dem poetischen Gesamtbild zu erkennen, darin zeigt sich Hauff doch vertieft (wogegen er in dem Brief an Hell vom 27. Dezember 1825 so energisch protestiert).

Das äußere Leben läßt sich in dieser Zeit so behaglich wie möglich für den Dichter an. Seine Angehörigen konnte Wilhelm wohl leicht und oft sehen: die Mutter zog der verheirateten älteren

---

[1]) Als ein kurzer junger Mann mit roten Wangen und hagen Äuglein wird Pfaff an der betreffenden Stelle geschildert.

Schweſter im Jahre 1825 nach Stuttgart nach, ſo daß Hauff die Seinigen wieder in derſelben Stadt ſich nahe wußte. Die Kränzchen mit den Freunden Chriſtian (nach abſolvierter Univerſität zuerſt Repetent in Schönthal, dann vom Herbſt 1827 an Präzeptor in Ludwigsburg), Friſch in Urach, Göriz, Köhler, Reyſcher, Chriſtian und Adolf Riecke, die meiſt ihre Familien in Stuttgart hatten, oder zeitweiſe dort weilten, wurden hier, und wenn auch nicht mehr in dem alten burſchikoſen Tone, doch in alter Herzlichkeit fortgeſetzt.

Von äußeren Ereigniſſen dieſes Jahres wüßte ich nur einen Beſuch bei Chriſtian Riecke in Ellwangen, der dort als Juſtizreferendar weilte, und bei der Braut in Nördlingen im April dieſes Jahres zu nennen. Darauf bezieht ſich der mitgeteilte Brief Riecks vom 23. April 1825. Hauff nennt ſich in Rückerinnerung an die gemeinſam verlebten akademiſchen Jahre hier immer noch Aſſeſſor Bemperle. Am 15. April kam er in Nördlingen an. Der Freund, der ihn halbwegs zwiſchen Nördlingen und Ellwangen, in Baldern, treffen ſollte, war durch Geſchäfte in ſeiner Kanzlei feſtgebannt.

Da wir mit den oben berührten Schriften ſchon ziemlich in den Mittelpunkt von Hauffs Schaffen gerückt ſind, ſo dürfte es ſich empfehlen, ſchon hier eine Überſicht über die hauptſächlichſten Einflüſſe einzuſchalten, die dabei ſichtbar werden.

b) Hauffs Schaffen im literariſchen Zuſammenhang betrachtet.

Wir haben ſchon oben geſehen, daß Hauff die Hauptklaſſiker, worunter wir in dieſem Falle außer Goethe, Schiller, Leſſing[1]) und Shakeſpeare auch beſonders Wieland zu rechnen haben, ſchon in ungewöhnlich frühem Alter kennen gelernt und außerdem engliſche Romane aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts,[2]) dann vor

[1]) Aus Leſſing findet ſich das Zitat: Solch ein Ruf, das iſt ein Ruf.

[2]) Kempen hält (in den Letzten Rittern von Marienburg, Kapitel 3, Anfang) den Peregrine Pickle für den beſten Roman, und wenn er ſich ein literariſches Feſt bereiten will, lieſt er ausgeſuchte Szenen in eben dieſem Buche. Von dem bei Smollett in weitgehendem Maß angewandten Kunſt-

allem Fouqué gelesen hat. Es scheint, daß er auch Tasso[1]) in der Ursprache gelesen und sich mit Gozzis Dramen bekannt gemacht hat. Byron verehrte er, und deutlich zeigt sich sein Einfluß in dem Gedicht „Sehnsucht", in dem die refrainartige Wiederholung des Heimwehs durch die beiden letzten Zeilen jeder Strophe an Byrons: „The castled crag of Drachenfels" erinnert.[2]) Bürgers Münchhausen und Zachariäs Renommist sind ihm bekannt, das geht aus Stellen in den Werken und, was letzteres Buch betrifft, auch aus dessen Nachahmung in der Seniade hervor.[3])

Die größte Einwirkung auf sein Schaffen ist aber den Schriftstellern der nächstvorangehenden Zeit zuzuschreiben, und unter diesen vor allen Ernst Theodor Wilhelm Hoffmann und Jean Paul; aber auch Clauren und vielleicht Zschokke sind hier zu nennen. Mit Heinrich Heine, dessen Anfänge in dieselbe Zeit fallen wie seine eigenen, zeigt Hauff einige überraschende Ähnlichkeiten und Parallelen.

Wir werden hier auch Stellung zu der Frage zu nehmen haben, inwieweit Hauff Romantiker war oder nicht. Er wird gemeinhin einfach zu den Ausläufern der Romantik geworfen. Doch liegt die Sache so einfach nicht. Ich meine, es ist mehr der Zufall seiner zeitlichen Stellung, daß er noch in das Fahrwasser der Romantiker

---

mittel, Briefe einzustreuen, hat Hauff nur einen sehr sparsamen Gebrauch gemacht. Die Memoiren des Satan können wohl als Reiseroman und als ein Ausläufer des Abenteurerromans aufgefaßt werden, und insofern Peregrine Pickle, diesen Tausendsasa auf Reisen, zum Vorbild haben.

[1]) Aus Tasso ist das Motto vor den Memoiren des Satan. Tasso wird auch in der Kontroverspredigt S. 184 erwähnt.

[2]) Auf genauere Kenntnis der Schriften Voltaires läßt schließen, daß er, wie Neubrim in seiner Ausgabe des 2. und 3. Märchenalmanaches nachweist, das Märchen von Abner, dem Juden, fast wörtlich aus Voltaires „Zadig" entlehnt hat. (Vergl. Zadig, 3. Kap. „Der Hund und das Pferd".)

[3]) Man beachte, daß das 9. Kapitel des ersten Teils der Memoiren auch Anklänge an die Jobsiade zeigt: Die ironische Behandlung des akademischen Senats erinnert an die Schilderung von Jobs im Examen. Die vierte Auflage der Jobsiade erschien 1824.

geriet, viel weniger entspricht die Richtung und die Tendenz der Romantik seinem eigenen Wesen und seiner innersten Natur.[1]) Wir haben schon gesehen, daß er sich über Auswüchse der Deutschtümelei lustig machte. Seine Stoffwahl entspricht allerdings zum Teil romantischen Neigungen, vor allem ist hier an den Lichtenstein zu denken, bei dessen Konzeption übrigens mehr das direkte Vorbild Scotts[2]) als romantische Einflüsse maßgebend gewesen ist. Die ausgeprägte Subjektivität, wie sie dem romantischen Programm eigentümlich ist, tritt bei Hauff wenig hervor, wenn wir gewisse Partien der Memoiren, insbesondere die Einleitung zum 2. Teil und die Kontroverspredigt ausnehmen. Mit dem Mangel an Subjektivität hängt auch die geringe Ausgiebigkeit seiner lyrischen Ader zusammen. Am meisten verwandt ist Hauff mit der Romantik in einem gelegentlichen Zug zur Ironie, die echt schwäbisch bis zur Selbstironie geht. Hier traf die romantische Tendenz auf eine verwandte Saite in seinem Wesen. Mit der Romantik hat er auch den nationalen, großdeutschen Zug gemeinsam,[3]) der ihn aber gegen die Heldengröße eines Bonaparte nicht blind macht; ferner die Vorliebe für das Wunderbare und Außergewöhnliche (wie denn auch bei ihm das Motiv der Wiederfindung beliebt ist, vergleiche insbesondere die Bettlerin); ihn unterscheidet aber von ihr sein Wirklichkeitssinn und seine Objektivität. „Ihn, der das Glück hat, nur als Jüngling unter der Nachwelt zu wandeln," sagt Hermann Fischer, „den Verfasser der Märchen und des Lichtenstein, wird man wohl auf den ersten Blick für die Romantik in Anspruch nehmen

---

[1]) Hauff erklärt übrigens in dem Brief an Herloßsohn selbst, daß er keiner bestimmten Schule zugerechnet sein will: er sei weder gegoethet, noch getieckt, erklärt er daselbst. Er zeigt jedenfalls nicht den Pessimismus und die elegische Stimmung der Romantiker.

[2]) Als Hauff den Roman entwarf, hatte der große Unbekannte seine Anonymität noch nicht gelüftet. Noch im Vorwort zum Lichtenstein wird Scotts Name nicht genannt, so eingehend auch von seinen Schöpfungen die Rede ist. Erst in den Skizzen „Die Bücher und die Lesewelt" erscheint sein Name.

[3]) Schon Hauff nennt Preußen das deutsche Sparta im Bild des Kaisers S. 18/19.

wollen. Nichts ist falscher als das, sobald man Romantik im literarhistorischen Sinne nimmt und nicht im Sinne des landläufigen Alltagsgebrauches. Das Märchen als solches ist keineswegs eine Prärogative der Romantiker; vor allem das orientalische Märchen ist durch Wieland mit Liebe gepflegt worden, und Weißer hat eine Anzahl von Erzählungen dieser Gattung verfaßt. Der Lichtenstein ist nichts weniger als romantisch erzählt, er ist weit mehr in der Weise der Vorromantiker gehalten, und man darf nur etwa Arnims Kronenwächter vergleichen, um das zu erkennen. In allen anderen Werken Hauffs ist der moralisierende und oft genug auch der satirische Zug, wenn auch beide verdeckt durch die persönliche Liebenswürdigkeit des Dichters und das Hervorkehren der weltmännischen Bildung, so stark und ausgesprochen, daß ich nicht anstehe, ihn wenigstens der Hauptsache nach eher als einen Vertreter der vorromantischen Weise zu bezeichnen."

Echt schwäbisch in seiner Treuherzigkeit und Naivität, in seinem Heimats- und Familiensinn, verleugnet Hauff doch niemals einen großdeutschen, ja kosmopolitischen Zug. Wir haben schon davon gesprochen, daß die Gegenüberstellung nord- und süddeutscher Art ein Lieblingsmotiv von ihm ist, und wenn auch der anspruchsvollere Norddeutsche oft etwas satirisch behandelt ist, wenn der Dichter es nötig findet, die Stammesbrüder jenseits des Mains darüber aufzuklären, daß Schwaben kein in der Kultur zurückgebliebenes Hinterland, kein „von ungebildeten Naturmenschen bewohntes Böotien" ist („Das Bild des Kaisers", „Der ästhetische Thee" in den Memoiren), so zeigt sich doch bei ihm keinerlei Voreingenommenheit gegen die Preußen, sondern es schimmert sogar eine leise Bewunderung des Nichtschwäbischen manchmal hindurch. An zwei Stellen, in dem Brief an Moritz Pfaff und in dem an Ludwig Tieck, beklagt Hauff bitter die Enge der schwäbischen Heimat und zeigt, daß er längst über sie hinauszusehen gelernt hatte. Ebenso bitter spricht er sich über Schwaben aus, L. A. v. Marienburg, S. 107.[1])

[1]) In meinen Augen bist du entschuldigt, guter Magister, durch deine Erziehung und die Art und Weise deines Vaterlandes. Wer hat sich dort zu deiner Zeit um einen Geist, wie der deine war, bekümmert? Was

Ein nationaler Zug in ihm bedingt, daß ihm die Größe des Vaterlandes sehr am Herzen liegt, und er sagt seinen Landsleuten über die Zerrissenheit Deutschlands und über die Kleinlichkeit ihres Sinnes bittere Wahrheiten ins Gesicht (Geschichte des deutschen Stutzers, im 2. Teil der Satansmemoiren).[1])

In einem Zuge noch zeigt sich eine Verwandtschaft mit der romantischen Weise, ich meine in der Bevorzugung der Kunstnovelle,

---

hat man für einen Mann getan, der nicht in die vier Kardinaltugenden, in die vier Himmelsgegenden der Brotwissenschaft, in die vier Fakultäten paßte? Haben sie ja sogar Schiller zwingen wollen, Pflaster zu streichen, und Wieland floh das Land der Abderiten, weil es dort keinen Raum für ihn gab, als den Posten eines Stadtschreibers, den er freilich so schlecht als möglich ausgefüllt haben mochte." „Mensch, nichts Bitteres gegen mein schönes Vaterland," erwidert der Magister Bunker darauf, „es war die Wiege großer Männer." „Du sagst es," fährt aber Palmi fort, den Hauff hier zu seinem Sprachrohr macht, „die Wiege, aber nicht das Grab. Und dieser Umstand mag seine eigenen Ursachen haben. Zum mindesten findet man in Odessa wie am Mississippi, in Polen und in Rio de Janeiro, und überdies noch auf den Katheder aller bekannten Universitäten deine Landsleute."

[1]) Wir lassen die wegen einer Reihe von politischen Zeitanspielungen interessante Stelle im Wortlaut folgen (Das Theater im Fegefeuer S. 230): Was könnte man Ihnen denn Allgemeines und Nationales vorspielen, da Sie keine Nation sind? Sind Sie ein Bayer, so müßte man Ihnen zeigen, wie man dort noch immer das alte ehrliche Bier, nur nach neuen Rezepten braut (bezieht sich auf die in Bayern damals aufkommenden Bierfälschungen). Sind Sie Württemberger, so könnten Sie erfahren, wie man die Landstände wählte. Sind Sie ein Rheinpreuße und drückt Sie der Schuh, so lassen Sie den eigenen Fuß operieren, denn an dem Normalschuh darf nichts geändert werden (die Rheinlande waren 1814 preußisch geworden). Sind Sie ein Hesse, so trinken Sie ganz ruhig Ihren Doppelkümmel zum Butterbrot, aber denken Sie nichts, nicht einmal, ob es in der letzten Woche schön war und in der nächsten regnen wird. Sind Sie ein Brandenburger, so machen Sie, daß Ihnen die Haare zu Berge stehen und hungern Sie, bis Sie eine schöne Taille bekommen. — —

Vergleiche ferner die Stelle im Bild des Kaisers, S. 19: O Deutschland, Deutschland, da sieht man, wie dein Elend aus deiner eigenen Zersplitterung hervorgeht! Sie wollen nicht mehr Griechen, sondern Platäer, Korinther, Athener, Thebaner und gar — Spartaner heißen!

die seit ihm in der schwäbischen Novellendichtung einen verhältnismäßig breiten Raum einnimmt, so noch bei Mörike mit seinem Maler Nolten, so bei Friedrich Ludwig Bührlin.[1]) Die letzten Ritter von Marienburg sind ein typisches Beispiel der Kunstnovelle, schon der Titel drückt es aus; in anderen Novellen Hauffs steht ein Kunstwerk im Mittelpunkt der Fabel, so im „Bild des Kaisers", so in der „Bettlerin vom Pont des Arts". Exkurse, wie sie in der Kunstnovelle üblich, enthält auch die Sängerin.

In der Würdigung von Hauffs dichterischer Eigenart sind hauptsächlich zwei Züge hervorzuheben: seine Modernität, vermöge deren er mitten im Leben seiner Zeit steht, von ihren Interessen und Moden lebhaft bewegt, und dann seine Neigung zur Satire. Letztere ist bei ihm nicht, wie so oft, hervorgerufen durch widriges Schicksal und entspringt nicht jener Bitterkeit, die eigene körperliche Gebrechen hervorrufen, sondern sie scheint angeboren. Das Werk, in dem sie am meisten hervortritt, sind die Memoiren des Satan, deren Grundgedanke ja satirisch ist. Hier kommen ferner in Betracht von den Gedichten die Stücke „Regel für Kranke", „Schriftsteller" und „Lehre und Erfahrung". Auch sonst sind da und dort satirische Stellen verstreut, so wenn in der Sängerin die Langsamkeit damaliger Justiz[2]) mit den Worten gegeißelt wird: „Er äußerte gegen den Medizinalrat, es liege eigentlich für den Menschenfreund ein großer Trost in der Langsamkeit der deutschen Justiz; denn es lasse sich erwarten, daß, wenn ein Prozeß zehn und mehrere Jahre dauere, die Unschuld doch leichter an den Tag komme, als wenn man heute gefangen und morgen gehangen werde." — So, wenn er in der Novelle „Der Fluch" den Deutschen das Recht abspricht, sich eine Nation zu nennen.

Wir werden der ganzen Art der Hauffschen Schreibweise vielleicht am ehesten gerecht, wenn wir den Dichter keiner bestimmten Schule zuteilen, sondern seine Eigenart in einem glücklichen Ellektizismus finden. Diese ellektische Art, vermöge deren er seine Vorbilder

---

[1]) Geb. 1777 zu Ulm, gest. 1850.

[2]) Hier berührt sich Hauff mit Dickens.

nimmt, wo er sie findet, läßt ihn ebenso schnell auf die eine Richtung eingehen, wie er dann wieder zu einer anderen abschwenkt. Gerade sie erklärt es, daß er erst unwillkürlich Clauren nachahmt und im Handumdrehen diese Nachahmung zu einer Satire auf denselben Clauren umformt. Sie macht es begreiflich, daß er jetzt Scott als sein Vorbild preist und kaum ein Jahr später für den historischen Roman nur Worte des Spottes hat.[1]) Wir teilen ihn weder der Romantik zu, noch leugnen wir, daß er manches von ihrer Art abgesehen und seinen darstellerischen Mitteln einverleibt hat. Wir treffen seine schriftstellerische Eigenart vielleicht am besten, wenn wir sie als stilvollen Realismus bezeichnen. Doch wäre dies erst seine Manier in der Periode ihrer Vollendung, da, wo er im Begriff war, sich selbst zu finden. Denn auch in seinem kurzen Schaffen ist eine Entwicklung zu statuieren. Er beginnt mit einer Manier, der realistische Momente zwar nicht fehlen, die aber doch vorwiegend phantastisch und idealistisch ist, wofür die Märchen das klassische Beispiel sind; er geht sofort über zu einer nur leicht verbrämten Realistik im Mann im Mond und in den Memoiren; und findet im Lichtenstein, Bild des Kaisers, Jud Süß, den Phantasien seine wahre Art, die eben in einem stilvollen Realismus besteht. Ganz realistisch ist z. B. die Schilderung des Entenzapfens in den L. A. v. M. Ein ausgeprägter Wirklichkeitssinn kommt ihm dabei zu Hilfe. Er beschreibt, dem Rat eines seiner Vorbilder (E. Th. W. Hoffmann) getreu: „Jeder prüfe wohl, ob er auch wirklich das geschaut, was er zu verkünden unternommen, ehe er es wagt, laut damit zu werden", im allgemeinen nur das, was er mit eigenen Augen geschaut, sofern es sich nicht um Gebiete handelt, wo die Phantasie ihr eigenstes Reich und Recht hat, und wo eine Kontrolle nach der Wirklichkeit ausgeschlossen ist, also in den Märchen. So ist der Schauplatz seiner Erzählungen vor allem die engere Heimat, die er auf vielfachen Fußwanderungen gründlich kennen gelernt hat (Stuttgart, Tübingen, Ulm, Blaubeuren, Heilbronn, Ellwangen, je mit Umgebungen), ins-

[1]) Selbstrezension der Ritter von Marienburg. Auffallend ist auch, daß die Stellungnahme gegenüber Scott in dem Jahrgang 1827 des Morgenblatts eine durchaus schwankende ist.

besondere die Vaterstadt, aber auch Mainz, Frankfurt, Bremen, Paris zieht er in den Kreis seiner Darstellung, und überall schildert er da nach eigener Anschauung. Ja, wenn er in der „Bettlerin" am Schluß die Szene nach Ostende verlegt und die Abfahrt eines nach Spanien bestimmten Schiffes schildert, so ist nicht ausgeschlossen, daß er auf der Rückreise von Paris, wo er nachweislich Gent berührt hat, einen Abstecher nach der Hafenstadt gemacht und das Treiben dort selbst geschaut hat. Wo er aber über den Kreis eigener Anschauung hinausgreift, wie im „Fluch", da wählt er seinen Schauplatz so, daß er durch vielfache Beschreibung ihm und auch dem Leser hinlänglich bekannt ist, wie dies mit der Peterskirche, dem Petersplatz, dem Kolosseum zu Rom der Fall ist.

An manchen Stellen seiner Schriften verrät Hauff Einflüsse von Ernst Theodor Wilhelm Hoffmann. Die reiche Phantastik dieses deutschen Callot mit der Feder, des Gespenster-Hoffmann, war seinem, mit phänomenal reicher Phantasie begabten Naturell sympathisch; die gröbsten Geschmacklosigkeiten des norddeutschen Vorbildes hat er glücklich vermieden. Das Exzentrische in Hoffmanns Wesen zog ihn magnetisch an. Im Anfang des zweiten Abschnittes der Memoiren des Satan tritt der Kammergerichtsrat in Person auf. Die Elixire des Teufels (geschrieben März und April 1814, zweiter Teil vollendet gegen den Schluß des Jahres 1815, gedruckt Berlin 1816) haben ohne Zweifel ihrer Idee nach Anregungen für die Satansmemoiren gegeben, wenn beide Werke sich inhaltlich auch kaum berühren; doch erinnert die Geschichte vom Ober-Justizrat Hasentreffer[1]) an den Isländer Ewes, wie auch an Hoffmanns Erzählung „Das öde Haus".

Schon die Art der Einkleidung erinnert an die Elixire; wie dort teilt der Autor ein ihm mitgeteiltes Manuskript mit, das erst partienweise durch Segnung des Priesters entsühnt werden muß. Beide Male werden Papiere eines Dritten fingiert, aus denen die nachfolgenden Mitteilungen angeblich gemacht werden. Die disparate

[1]) Die Szene ist in Stuttgart auf dem alten Postplatz, dem damaligen Gasthof zum Waldhorn gegenüber zu denken.

Art der Mitteilung, die später Immermann wieder nachgeahmt hat, erinnert übrigens besonders auch an die Komposition des „Kater Murr". Mit Recht weist der als A—r zeichnende Verfasser der Rezension über die Memoiren des Satan im „Gesellschafter" auf die überraschende Ähnlichkeit hin zwischen dem Eingang des 12. Kapitels (die Schilderung des Zusammentreffens Satans mit dem ewigen Juden) und Hoffmanns Ritter Gluck (Phantasiestücke in Callots Manier, 1. Teil, II. Ritter Gluck. Eine Erinnerung an das Jahr 1809). Ganz unverkennbar ist die Abhängigkeit der Geschichte „Der Affe als Mensch" von Hoffmanns „Nachricht von einem gebildeten jungen Mann" (Phantasiestücke in Callots Manier, 2. Teil, IV. Kreisleriana, Nr. 4). Allerdings lag der Stoff in der Luft, wie das Melodram vom Affen Jocko zeigt. Am auffallendsten ist die inhaltliche Beeinflussung bei der Novelle Othello, wozu zu vergleichen ist Hoffmanns „Don Juan. Eine fabelhafte Begebenheit, die sich mit einem reisenden Enthusiasten zugetragen." (In den Phantasiestücken in Callots Manier.) Beide Erzählungen beginnen mit einer Don Juan-Aufführung, und wie die Spannung auf das Aufgehen des Vorhanges und Leporellos Einsetzen geschildert wird, erinnert Hauffs Darstellung lebhaft an die Hoffmanns. Auch der Schluß beider Stücke zeigt Ähnlichkeiten.[1]) Die Erzählung „Das

[1]) Man vergleiche bei Hoffmann: (Gespräch an der Wirtstafel.)

— — Den ganzen Zwischenakt hindurch soll sie in Ohnmacht gelegen haben, und in der Szene im zweiten Akt hatte sie gar Nervenzufälle —

Unbedeutender: O, sagen Sie —!

Ich: Um des Himmels willen! — Die Zufälle sind doch nicht von Bedeutung? — Wir hören doch Signora bald wieder?

Kluger Mann: Schwerlich; denn Signora ist heute morgens Punkt zwei Uhr gestorben.

Bei Hauff hat Prinzessin Sophie einen Nervenschlag, und der Schluß lautet mit ganz ähnlicher Pointe wie bei Hoffmann:

Glauben Sie übrigens, was Sie wollen, setzte der Alte hinzu, — — das Faktum ist da, sie starb — acht Tage nach Othello.

Es ist möglich, daß auch Hauffs Vorliebe für polnische Stoffe und polnische Helden (Othello, Mann im Mond) mit seiner Vorliebe für Hoffmann zusammenhängt; so spielt z. B. Hoffmanns Erzählung „Das Gelübde" in Polen. Hoffmann war seit 1814, als Rat bei der Regierung, in

ſteinerne Herz“ mag wenigſtens durch ihren Titel Hauff angeregt haben.

Hoffmanns Erzählung „Des Vetters Eckfenſter“ hat augenſcheinlich auf Hauffs Skizze „Freie Stunden am Eckfenſter“ eingewirkt.[1]) Es iſt auch möglich, daß Hoffmann ihn erſtmals für Scott begeiſtert hat. Man vergleiche im Hinblick darauf den Paſſus im 4. Kapitel der Erzählung „Der Zuſammenhang der Dinge“, wo Hoffmann Scotts Verdienſten Worte hoher Anerkennung ſpendet (Serapionsbrüder, 4. Abteilung). Hoffmann beſchreibt im 3. Teil dieſer Erzählung ebenſo einen äſthetiſchen Thee mit einer Vorleſung, die jäh unterbrochen wird, wie ihn Hauff im 1. Teil der Satansmemoiren ſchildert; ſtatt einer Vorleſung iſt es bei Hauff eine Erzählung, die unterbrochen wird, doch kehrt die Situation in den „Letzten Rittern von Marienburg“ noch ähnlicher wieder, wo Palvi ſeinen Roman vorlieſt. Auch Hoffmanns Vorliebe für die Guitarre mag Hauff von ihm übernommen haben. Die Figur des ausgetrockneten alten und altmodiſch gekleideten Männchens mit dem typiſchen ſtahlgrauen Röcklein, eine Lieblingsfigur Hoffmanns (Das öde Haus, Der Zuſammenhang der Dinge) kehrt bei Hauff mehrmals wieder (Der Magiſter in den Letzten Rittern und der Regiſſeur in Othello). Wie Hoffmann ſich öfters durch Gemälde zu ſeinen Erzählungen anregen ließ, ſo ſteht bei Hauff, wie geſagt, zweimal ein Bild im Mittelpunkt der Fabel. In dem Entwurf zu dem für Benedikt geplanten Singſpiel „Das Fiſcherſtechen“ iſt der Einfluß von „Meiſter Martin und ſeine Geſellen“ kaum zu verkennen.

Vielleicht durch Hoffmann, der Jean Paul gern zitiert, kam Hauff zu Jean Paul. Gerne zitiert auch er ihn, er ſpendet ihm

---

Warſchau und dort zuſammen mit Julius Eduard Hitzig, den ja Hauff in Berlin näher kennen gelernt hat, während er den im Jahre 1822 geſtorbenen Hoffmann nicht mehr dort traf. Übrigens war die Polenbegeiſterung am Anfang der 20er Jahre wohl überhaupt noch in Hauffs Heimat recht rege, und es mag mehr als ein Angehöriger dieſer Nation durch die Zirkel gegangen ſein, in denen Hauff verkehrte. — „Denkſt du daran, mein tapfrer Lagienka“ (von Holtei 1826) und derartiges war bis zur Mitte des Jahrhunderts und noch ſpäter beliebt.

[1]) Hauff erwähnt Hoffmanns Skizzen ausdrücklich auch ſelbſt.

Worte des Lobes und ſcheint ihn gern geleſen zu haben. „Sehen Sie einmal, Veſter, jene lange Reihe von Bänden an; die weißen Pergamentrücken ſind ſo rein, als hätte man ſie nie oder nur mit Handſchuhen angefaßt. Wer iſt wohl der Autor, der ſo vergeſſen und gleichſam in Ruheſtand verſetzt dort ſteht? — es iſt Jean Paul! — Wie, — ein Mann, der für die Unſterblichkeit geſchrieben, ſollte ſchon jetzt vergeſſen ſein? Hat er denn nicht alles in ſich vereinigt, was anzieht und unterhält, tiefen Ernſt und Humor, Wehmut und Satire, Empfindſamkeit und leichten Scherz? — Alles hat er in ſich vereint, um auch die verſchiedenſten Gaumen zu befriedigen“[1]) — — läßt Hauff den Inhaber der Leihbibliothek in der Skizze „Geſchmack des Publikums“ ſagen, die 1827 im Morgenblatt erſchien, aber auf Eindrücken beruht, die wohl 10 Jahre zurückliegen mögen. Der Humor und die Satire und andererſeits die Gemütstiefe war es, was unſern Dichter an J. Paul anzog, und ſeine Schilderungen des kleinbürgerlichen Lebens mußten den in den traulichen Verhältniſſen altſchwäbiſchen Kleinlebens Aufgewachſenen ſympathiſch berühren.

Jean Paul, der 39 Jahre vor Hauff geboren, nur 2 Jahre vor ihm ſtarb, weilte vom 7. Juni bis zum 9. Juli 1819 in Stuttgart und trat dadurch in den unmittelbaren Geſichtskreis des ſchwäbiſchen Publikums.[2])

---

[1]) Wenn Hauff dann fortfährt: „— aber er hat jene Ingredienzien klein gehackt, wunderlich zuſammengemiſcht und mit einer sauce piquante gekocht; als es fertig war und das Publikum koſtete, fand man es wohlſchmeckend, delikat, aber es widerſtand dem Magen, weil niemand ſeine Kraftbrühe, den ſonderbaren, dunklen Stil ertragen konnte. Dort ſtehen alle ſeine Gerichte unberührt und nur einige Gourmands im Leſen nehmen hie und da ein Kampanertal oder einen Titan nach Hauſe und ſchmecken allerlei Feines heraus, das ich und mein Publikum nicht verſtehen“ — ſo ſehen wir, daß Hauff gegen die Schwächen ſeines Lieblingsſchriftſtellers keineswegs blind war.

[2]) Hauffs Freund Nicke berichtet ihm in dem Brief vom 30. Juni 1819 über Richters Anweſenheit in der Stadt; am 15. Juni überreichte ihm auf der Silberburg eine ſtudentiſche Deputation, beſtehend aus drei Abgeſandten der Tübinger Burſchenſchaft (Nicke ſagt „Völker, Gräter und

Hauff kommt wiederholt auf Jean Paul zu sprechen. So in der „Bettlerin", wo ein längerer Exkurs über den Hesperus in Form einer Unterhaltung zwischen Fröben und der Baronin eingeschaltet wird. In der mitgeteilten „Neujahrsrede im Stuttgarter Liederkranz" (1826) heißt es: „Ein erhabener Geist, der im letzten Jahre in seine ewige Heimat zurückging (Jean Paul war $1^1/_2$ Monate vorher, am 14. November 1825, gestorben), sagte von dem Jünglingsalter: Die Jugendzeit ist unseres Lebens Festtag, wo alle Gassen voll Gesang und Putz sind, und um die Häuser goldene Tapeten hängen." In „Den letzten Rittern" findet sich das Zitat: Wie manche stille Brust ist nichts als der gesunkene Sarg eines erblaßten, geliebten Bildes." In der Novelle „Der Fluch" wird zur Schilderung der Gefühle zweier Liebenden eine Stelle aus den Flegeljahren eingeschoben (vergl. S. 172). Es wäre auch möglich, daß Richters „Auswahl aus des Teufels Papieren" auf die Grundidee der Satansmemoiren eingewirkt hat, wenn auch nicht inhaltlich, so doch durch die satirische Grundstimmung, die Auffassung des Teufels und die Ausfälle auf die Rezensenten.

Zwar lag das diabolische Thema damals in der Luft, und Hauff selbst zählt ja in den „Bemerkungen über das Diabolische in der deutschen Literatur" Klinger, Klingemann, Klopstock und Goethe als seine Vorgänger in der Behandlung des Teufels auf, zu ihnen können wir nun noch Hoffmann und Jean Paul hinzufügen; auch Grabbe führt ja noch in seinem Lustspiel „Scherz, Satire, Ironie rc." den Teufel in Person und zwar als eine Hauptperson ein. In der „Rede, gehalten den 13. Januar 1902 als am 50jährigen Amtsjubiläum des Herrn Generaljustizdirektor Wilhelm Klaiber", seines Neffen (in Wirklichkeit gehalten am 13. Januar

andere"), die von Albert Knapp verfaßte Einladung zur Teilnahme am Waterloo-Fest. (Schwäbische Chronik vom 7. März 1886 und vom 20. Januar 1889.) Während in dem Bericht der Schwäb. Chronik gesagt wird: Jean Paul schlug die Bitten der Studenten mit vieler Artigkeit und Wendung ab, berichtet Nicke: „Er gab ihnen aber eine abschlägige Antwort und sagte nachher, er fürchte sich vor ihren Bärten und Stöcken. Die Hauptstärke dieses Mannes liegt in derben und unverschämten Grobheiten, von denen er hier schon eine Menge losgelassen hat."

1827) wandelt Hauff ganz in den Spuren Jean Pauls, indem er deſſen Säkularphantaſie zu Beginn des neuen Jahrhunderts nachahmt (vergleiche die Wunderbare Geſellſchaft in der Neujahrsnacht (1802), Werke, Hempel, Bd. 30, S. 39 ff. Jean Paul ſpricht darin von Luftſchiffen, wie Hauff, und die ganze Idee der Scherzrede erinnert an den bei Jean Paul (aber auch bei Lichtenberg) ſich findenden Gedanken, ſich die Zukunft nach 100 Jahren phantaſtiſch und exzentriſch auszumalen. Auch die Anſetzung gerade jenes Termins mag mit der Nachahmung ſolcher Säkularphantaſieen zuſammenhängen, die auch für den Anfang des 20. Jahrhunderts berechnet waren.[1])

Hauff prophezeit in ſeiner Rede eine zweite franzöſiſche Revolution, den polniſchen Aufſtand, eine Univerſität Stuttgart (von der in der Tat ſpäter mehrfach die Rede war und deren Gründung von Fr. Th. Viſcher befürwortet wurde), einen Krieg der Vereinigten Staaten von Europa gegen den Kaiſer von Nordamerika im Jahr 1847, eine unterſeeiſche Flotte (man ſieht, Hauffs Phantaſie nimmt die Unterſeeboote voraus) und eine Luftgondelkompagnie (Jean Paul kommt auch in des Teufels Papieren auf Luftſchiffe zu ſprechen, die damals noch den Reiz der Neuheit hatten: Montgolfiers Erfindung war ja erſt von 1783, und Montgolfier ſelbſt erſt im Jahr 1810 geſtorben).

In dem hervorgehobenen ſatiriſchen Zug begegnet ſich Hauff mit dem ihm ungefähr gleichaltrigen Heinrich Heine, mit dem er überhaupt mehrere Ähnlichkeiten zeigt. Auf den erſten Blick wird

[1]) Auch in dieſer Rede macht ſich übrigens der ſchon mehrmals hervorgehobene, echt ſchwäbiſche Zug der Selbſtironie geltend: „Einer ſeiner Onkels war Arzt, der andere (damit iſt Hauff ſelbſt gemeint), trieb Schriftſtellerei, wie denn auch dieſer Jubelgreis einige Bücher dieſes Oncle beſitzt, welche von dem bizarren Geſchmack der damaligen Zeit und dem ſchlechten Zuſtand der Literatur genugſam Kunde geben. — In der Einleitung zu den Novellen heißt es: — „wenn ich bedenke, daß ſie zur ſelben Zeit Hofdame in Scheran war, als Jean Paul dort lebte, ſo kann ich nicht anders glauben, als die Geſchichte ſei an jenem Hofe vorgefallen.“ — — Auch aus dem Erinnerungsblatt vom 30. September 1827 (ſiehe die Stammbuchblätter) leuchtet die Vorliebe für Jean Paul noch hervor.

man versucht sein, die beiden für höchst unähnliche literarische Physiognomieen zu halten; und in der Tat überwiegt ja schließlich die Verschiedenheit weitaus; aber gleiche Einwirkungen und ähnliche Umgebung haben doch, zusammen mit der in einem Punkt sich findenden Ähnlichkeit der Naturanlage gewisse Analogieen hervorgebracht. Beide könnte man Lieblinge der Grazien nennen, beide begegnen sich im Zorn gegen allen Obskurantismus und in dem patriotischen Pessimismus, wovon wir oben schon eine Probe gaben; ferner in ihrem Haß gegen Clauren, gegen den Heine an mehreren Stellen seiner Werke polemisiert (Textausgabe von Hoffmann & Campe, V, 129).[1]) Auch in der Neigung zur Selbstironie stimmen beide überein. Wenn wir gleich das älteste Gedicht Heines „Deutschland" nehmen, so fällt die Ähnlichkeit mit dem „Hoffe" überschriebenen Gedicht Hauffs in die Augen, das ich in der Abteilung „Gedichte" mitteile, und das vom 26. Dezember 1822 datiert ist. Es zeigt, daß Hauff wie Heine von der Romantik ausgegangen ist, aber während Heine jeden Gedanken an die Wiederkehr besserer Zeiten zurückweist, klingt Hauffs Klage in einen Ton leiser Hoffnung auf schönere Tage aus, und während sich in Heines Elegie schon Töne sarkastischer Bitterkeit mischen, spricht aus Hauff nur die leise Wehmut des Patrioten und Idealisten. Die Anfänge beider Dichter fallen in dieselbe Zeit: Heine machte im Jahre 1824 seine Harzreise, als Hauff sich in Nördlingen verliebte, im Mai 1826 erschien der erste Band der Reisebilder. Beide Dichter debütieren mit einer satirischen Schilderung des Universitätslebens: alle guten Köpfe empfanden aber damals, daß eine Reform verzopfter Verhältnisse zeitgemäß, und die Beseitigung scholastischen Formelkrams nötig sei, und wie sie hier lustig durch die staubigen Perücken altmodischer Professoren bliesen, so zogen sie auch späterhin gegen die hofrätliche Allerweltsweisheit und die Fadheit ästhetischer Thees siegesgewiß zu Feld. Wir haben keine Nachricht, wann und ob überhaupt Hauff von Heines ersten Schriften Notiz genommen hat; eine direkte

[1]) Alfred Meißner nimmt seltsamerweise sich Claurens mit den Worten an: „In diesen (Berliner) Kreis gehört auch Clauren, der wahrlich mehr Talent hatte als alle, die ihn jetzt mit Kot bewerfen."

Einwirkung des einen auf den anderen will ich nicht behaupten; aber die Analogieen sind oft überraschend. Man vergleiche Hauffs Satire auf die fabrikmäßige Herstellung von historischen Romanen (die Bücher und die Lesewelt) mit Heines Angriff auf Raupach mit seinen massenhaft produzierten historischen Dramen; man vergleiche Heines Würdigung Jean Pauls im 3. Abschnitt der „Romantischen Schule" mit der oben ausgehobenen Äußerung Hauffs über denselben. Über Fielding sagt Heine:

„Was Fielding betrifft, so führt er uns gleich hinter die Kulissen, er zeigt uns die falsche Schminke auf allen Gefühlen, die plumpesten Springfedern der zartesten Handlungen, das Kolophonium, das nachher als Begeisterung aufblitzen wird, die Pauke, worauf noch friedlich der Klopfer ruht, der späterhin den gewaltigsten Donner der Leidenschaft daraus hervortrommeln wird; kurz, er zeigt uns jene ganze innere Maschinerie, die große Lüge, wodurch uns die Menschen anders erscheinen, als sie wirklich sind, und wodurch alle freudige Realität des Lebens verloren geht." — Fouqué wird von Heine die „Sonne der Leihbibliotheken" genannt, was hübsch mit dem übereinstimmt, was Hauff über das Verschlingen seiner Romane sagt.

Beide Dichter gehörten in jungen Jahren der Burschenschaft an, Heine zu Bonn fast zur gleichen Zeit, da Hauff in Tübingen studierte, und haben auch dadurch ähnliche Eindrücke erhalten. Die Auswüchse des Teutonismus, der Deutschtümelei, hat aber Heine geradeso mit satirischer Objektivität betrachtet und mehrfach auch in seinen Schriften verspottet wie Hauff. Wie Heine seine Landsleute durch Ironie und Satire aus ihrer politischen Lethargie aufzurütteln sucht, so sagt ihnen auch Hauff, wie wir gesehen haben, bittere Wahrheiten. In seinen ersten Werken hat Hauff auch eine gelegentliche Sinnlichkeit mit Heine gemein. Heine teilt Hauffs Vorliebe für W. Scott, vergl. den Eingang zu seiner Kritik einer Biographie von Thomas Reynold (Nov. 1841).[1])

[1]) „Waverley von Scott ist männiglich bekannt, und während dieser Roman die rohe Menge durch stoffartiges Interesse unterhält, entzückt er den gebildeten Leser durch die Behandlung, durch eine Form, welche an Einfachheit unvergleichbar ist und dennoch den größten Reichtum an Entfaltungen darbietet." Übrigens spricht Heine schon in den Briefen aus Berlin (1823) von der um sich greifenden Popularität des schottischen Dichters.

Persönlich haben sich die beiden seelenverwandten Dichter nie gesehen, doch kreuzten sich ihre Lebenswege insofern einmal, als Cotta bei der Übertragung der Redaktion des belletristischen Teils des Morgenblatts eine Zeitlang zwischen Heine und Hauff schwankte. In Berlin haben sich beide nicht begegnen können, da Heine die Stadt bei Hauffs Anwesenheit schon seit Jahren verlassen hatte; aber Hauff hat daselbst eine ganze Anzahl von Männern kennen gelernt, mit denen Heine verkehrt hatte. Die von Heine in den bekannten Sonetten und vor allem im Buch Le Grand gefeierte Friederike Robert, geschiedene Primavesi und geborene Braun, ragt, wie wir sahen, auch in Hauffs Gesichtskreis hinein. Beide Dichter schildern fast gleichzeitig ihre Stimmungen im Ratskeller zu Bremen; bei seiner Anwesenheit in Hamburg fand unser Dichter den Sänger des Buches der Lieder nicht dort vor.

Um schließlich auch eine mehr äußerliche Ähnlichkeit noch anzuführen, so erinnere ich an das bei Hauff hervorgehobene Versagen des Sprachorgans beim Deklamieren, im Vergleich zu Heines Verstummen bei dem Vortrag eines Gedichts im Düsseldorfer Gymnasium.

Der bittere Hohn Heines ist freilich Hauff immer fremd geblieben. Die stilistische Eigenart Hauffs besteht vor allem in Einfachheit und Klarheit, und es ist mit Recht als ein Vorzug seiner Schreibart hervorgehoben worden, daß er keine langatmigen Perioden bildet und nicht ängstlich das logische Verhältnis der Sätze, Gleichordnung und Unterordnung, durch Konjunktionen zu bezeichnen bemüht ist. Das entspricht der schönen Klarheit seines hellen Geistes; sein Stil bekommt dadurch etwas von französischer Leichtigkeit und Grazie. Mag man in seinen früheren Briefen die Nachwirkung des lateinischen Drills noch hie und da bemerken, — sowie er als Schriftsteller auf den Plan tritt, hat er, an guten Vorbildern geschult und die Marotten eines Jean Paul mit Geschmack vermeidend, sofort eine bestimmte, klare, durchsichtige Diktion. Seine Figuren sind nicht sehr mannigfaltig und lassen sich leicht auf eine Anzahl von Typen reduzieren. Den Mann in seiner Vollkraft zu zeichnen, vermeidet er, der nie einen Vater eigentlich gekannt hat, im allgemeinen;

besser liegen ihm der wagemutige Jüngling, dessen Züge er häufig von sich selbst nimmt, und der würdige, erfahrungsreiche Alte, dessen Urbild natürlich der Großvater Elsässer ist. Zu der ersteren Kategorie gehören Georg von Sturmfeder, Fröben, Albert von Randow, Julius von Rempen, der junge Lanbek, — zu der letzteren der Ritter von Lichtenstein, Frundsberg, der alte Lanbek, der General Willi, der alte Thierberg. Daneben findet sich aber auch der Typus des altmodischen, brummigen Alten, — der Magister Bunker, der Regisseur in Othello (der „musikalische Prophet mit der Florentiner Mütze und den Pelzschlittschuhen"), — der einen abgetragenen Rock und ein dunkelbraunes Meerrohr mit Silberknopf in der Hand trägt, und dessen Vater der bei Hoffmann immer wiederkehrende wunderliche Alte im stahlgrauen Rödlein ist, in den Märchen bis zur Zwerggestalt karikiert, wie im Zwerg Nase und im kleinen Muck; solche Originale mochten dem Dichter wohl noch zu jener Zeit in Stuttgart und Tübingen begegnen. Auch der Ewige Jude und der Buchhändler Raper, der Kommerzienrat Bolnau und der Oberjustizrat Hasentreffer mögen noch in diese Reihe gehören, wenn wir die Charge mit dem weiteren Begriff des komischen Alten abgrenzen, während Baron Faldner in der „Bettlerin" zwar auch in die Rubrik der Polterer, aber seinem Alter nach doch nicht gerade hierher gehört. Dazu stellt sich dann der elegante, auch zuweilen melancholisch düstere, jedenfalls interessante Salonheld, der Löwe des Tages, zu dem Friedrich Hauff Modell gestanden haben könnte, wie Martiniz (im Mann im Mond), wie der Herr von Natas, wie Alexander Zroniewsky (der mit Martiniz auffallende Ähnlichkeit, wenn auch nicht im besonderen, so doch in der blendenden, äußeren Erscheinung hat). Endlich der treue Diener: im Lichtenstein Hans, der Pfeifer von Hardt, im Mann im Mond Britzwisl. Von weiblichen Typen möchte ich vier verschiedene unterscheiden. Zunächst das herrliche Mädchen (wozu dem Dichter vor allem die Braut und die ältere Schwester Maria saßen), wie Maria von Lichtenstein, Ida im Mann im Mond, Elise in den letzten Rittern von M., auch die Bettlerin vom Pont des Arts; dann die Dame von Welt, die üppige Schönheit, wie die Waldstein im Mann im Mond, die Bianetti in der Sän-

gerin, die Fanetti; das Naturkind wie Bäbele im Lichtenstein, — auch in der Form des gebildeten, aber naiven Mädchens: Bertha von Besserer, Anna von Thierberg; und endlich die komische Alte: Krafts Haushälterin im Lichtenstein, die Hirschwirtin in Pfullingen, Mariens Amme, Bäbeles Mutter, die Mondwirtin und die (nicht auftretende, nur geschilderte) Federntante im Othello. Das Urbild zu diesem letzteren Typus darf man in der Jungfer Sitzlerin, der Haushälterin des Großvaters suchen; zum zweiten, dem des naiven Mädchens, bot ihm die jüngere muntere Schwester Sophie manche Züge, während er den Vertreterinnen des Typus der Weltdame in den Kreisen des Hügelschen Hauses und auf der großen Reise, insbesondere in Berlin und Paris, öfters begegnet sein mag.

Natürlich finden sich bei unserm Dichter auch gewisse technische Mittel, die er mit Vorliebe immer wieder anwendet: so besonders die Versammlung möglichst aller Personen am Schlusse, ein Motiv, das wohl eigentlich lustspielartigen Charakter hat und dessen Verwendung eine gewisse dramatische Veranlagung des Dichters beweist; es kehrt im Mann im Mond, im Lichtenstein und fast in sämtlichen Novellen wieder. Ein anderer Kunstgriff ist folgender: Der Autor tut, als ob er die Figur persönlich kennte und nach der Zeit, wo seine Erzählung spielt, noch mit ihr zusammengetroffen sei, z. B.: „Der Major hat oft erklärt, daß einer der schrecklichsten Augenblicke in seinem Leben der gewesen sei, wo er im ersten Zwischenakt Othellos in die fürstliche Loge getreten sei." Obgleich dieses Mittel eigentlich unepisch ist (einer der wenigen Fälle, wo Hauff seiner Objektivität untreu wird, denn das persönlich gehaltene Intermezzo zwischen dem ersten und zweiten Teil der Memoiren nehme ich aus), so trägt es doch unbestreitbar zur Belebung bei. Das bei den Romantikern so beliebte Umkleidungsmotiv wird einmal geschickt zur Schürzung des Knotens benutzt: in Othello wird dem Major versehentlich statt dem Grafen ein Billet zugesteckt. Ganz ähnlich in der Geschichte von der abgehauenen Hand. — Gewisse Situationen sind beliebt, wie: das Erwachen, während die Sonne hell ins Zimmer scheint.

Tieck schöpfte schon seine Stoffe aus dem täglichen Leben und

ſchließt ſich in ſeiner Darſtellungsweiſe an Boccaccio und Cervantes an.

Wenn uns mancher Effekt bei Hauff jetzt zu durchſichtig und naiv erſcheint, ſo iſt doch zu bedenken, daß die moderne deutſche Erzählungskunſt damals noch in den Kinderſchuhen ſtak.

Die Diktion im Mann im Mond iſt nicht bloß als parodiſtiſche Manier zu betrachten, ſondern auch darum bemerkenswert, weil ſie manche ſchwäbiſchen Idiotismen enthält, die wohl zum Teil als Saloppheiten wirken ſollen, aber öfters auch ſich unbewußt im Fluß einer ſich gehen laſſenden Laune einſtellen und inſofern auf eine ſehr frühe Schicht in dem Roman hinweiſen. Zur erſten Klaſſe gehören Ausdrücke, wie Viertelsſeitenblickchen, Feuerflammenbrandung, bepurpurt, feuerflammenrot,[1]) Poſaunenſeraphsnichte, beſchampagnert, geglitſcht und geſchlüpfert, ſchneppert[2]) und beppert, nicht ganz recht richtig, Sperangien,[3]) mähliges Kind, kunterbunter, Deibeldum und Schnirkeldum (von der Tanzmuſik) und das bekannte Claureniſche Lieblingswort brüſeln (brüſeln frz. ruisseler, couler en murmurant, z. B. Clauren, Chriſtpüppchen: „und als ſie den brüſelnden (ſo!) Wein mit maleriſcher Behaglichkeit ausgeſchlürft" —); zur letzteren: bis hinab in den großen Zehen, alle Nacht, keine kleine Haß, prubbeln (= ſchwatzen), hervorzullern (zullen, zulpen, sucer qc.), rubeln[4]) und nubeln, buds (= buckig, vergl. ſich buden) und geſchmiegt, verſchammert (ſonſt verſchärmeriert, vom franzöſ. charmer, = verliebt), witſchen, bälder, Däpschen (= Näpfchen).

---

[1]) Vergl. bei Zſchokke: wundergrazienhübſch.

[2]) Schneppern = mit Zungenfertigkeit reden, ſchwatzen, zu beppern vergl. bappeln, bappern, plappern.

[3]) Sonſt Sperrenzien, von ſperren mit lateiniſcher Endung gebildet = Geſperr, rheiniſch Sperrment = das Sichſperren. Machen Sie keine Sperenzien = point de façons, Zeremonien.

[4]) Rubeln Nebenform zu dem oberdeutſchen rotteln, mit rütteln zuſammenhängend.

Der von Hauff gerügte Ausdruck, „daß ſie der Bock ſtößt", findet ſich in der Erzählung „Leidenſchaft und Liebe", wo es aber heißt, ſie ſchluchzte (nicht ſie lachte), daß ſie der Bock ſtieß. Hauff zitiert nicht wörtlich: „Die Champagnerpfropfen flogen in die Kronleuchter", heißt es z. B. bei Clauren; Hauff ſagt: „ha, wie der Kork knallend an die Decke fährt!"

Die Anführung der „Calla aethiopica" im Mann im Mond, S. 131 und 132 iſt auch ein parodiſtiſcher Zug, da Clauren es liebt, mit ſeinen botaniſchen Kenntniſſen zu glänzen, was beſonders komiſch wirkt, wenn er

Solche Sueismen begegnen übrigens auch sonst in Hauffs Schriften und Briefen: weitläuf (Brief an Riecke), wirklich sehr oft = gegenwärtig, haselieren (Sängerin, Kap. 8, Nase allb. oft = Narr, Tor, wunderlicher Mensch, Geck, also = sich töricht, geckenhaft und prahlend, närrisch benehmen), sekkieren (vom Italienischen seccare = quälen), abspannen = abtrünnig machen (den Galan abspannen), „Da grieselte es ihm den Rücken hinauf" (grieseln ist eine Art kriechen, ähnlich wie krabbeln), verpetschiert (verpetschieren — fest verbinden, fest schließen, öfters bei Jean Paul), „Die dicke Trutschel" (mitteldeutsch = dondon, dickes rotbäckiges Weib, aber auch = Dronte, ausgestorbene, riesenhafte Vogelart), in heillosem Zappel (= Ungeduld) zurücklassen, schnakig (schnackig — drollig, lustig, voller lustiger Einfälle, schnakischer Kerl, schnakische Geschichten), in seinem esse sein, und damit holla (holla = halt), Gezeuge (ein Satz Werkzeuge), Abschnipsel = Abfälle. Drastisch sind sodann Ausdrücke wie: Beinheld (— Schürzenjäger, Brief an Riecke aus der Studentenzeit, etwa 1821 oder 1822), die Gräfin Plapperinsky, Leumundsliederei (anknüpfend an das schwäbische, vielfach auch im übertragenen Sinn gebrauchte Leimsiederei), Schuldenroff und Kompagnie, Oberbuchhaltergerissen, sianellenes Gespenst, tanzender Thee, singendes Butterbrot (in den Phantasieen"), „ungegoethet", „ungeliedt", „ungeschlegelt" in dem Brief an Winkler (Nr. 32). In solch kühnen Bildungen erinnert Hauff wieder an Heine.

Vor Fremdwörtern scheut der Dichter nicht zurück, besonders nicht, wenn sie zur Charakterisierung beizutragen geeignet sind, wie wenn er seinen altmodischen Medizinalrat Bolnau in der Sängerin sagen läßt: „werde nicht manlieren," oder portierter Verehrer der Musen, wo wir jetzt eher enragierter sagen würden, se porter à qc., etwas mit Eifer betreiben.

Zu Walratslichter (Mann im Mond, S. 159) bemerke ich, daß Walrat (auch Sperma ceti oder Cetin genannt), aus dem Potwal gewonnen, ein öliger, heller Tran ist, der an der Luft erstarrt und zu Lichtern verwendet wird.

Zu dem Ausdruck Jokosfächer in den Memoiren bemerke ich, daß nach dem damals sehr beliebten Theaterstück, in dem ein Affe als Mensch auftritt, und das an Provinzbühnen noch bis in die 70er Jahre hinein nachspukte, eine gewisse Art von Fächern Jokosfächer genannt wurde. Möglich, daß außer der angeführten Erzählung Hoffmanns eben dieses Stück auf Hauffs Märchen „Der Affe als Mensch" eingewirkt hat. Außer an dieser Stelle spielt Hauff noch mehrmals auf das Stück (eine Art Neuauflage des Stückes „Der Hund des Aubry" in anderer Art), oder auch nach ihm benannte Moden (Taille à la Joko, Trauer à la Joko), an.

---

bei jeder passenden und unpassenden Gelegenheit in einer besonderen Anmerkung im Text erwähnte Pflanzen näher erläutert.

So werden auch in der Skizze „Jocko“ derartige Moden verspottet. Außer einem Melodram[1]) gab es auch ein gerade damals sehr beliebtes Ballet, das erwähnt wird im Gesellschafter 1827, 38. Blatt (5. März), Bemerker 6:

Auf dem ersten Königlichen Hof-Opern-Theater der großen deutschen Haupt- und Residenzstadt Berlin wurde gegeben: „Jocko, der brasilianische Affe, Ballet von Taglioni, Musik von Lindpaintner.“ Da am selben Tag auf dem zweiten Theater ein Melodrama (der Wolfsbrunnen) aufgeführt wurde, worin ein Wiener die Wölfin machte (auch Jocko wurde von einem Wiener Groteskl-Tänzer dargestellt), so kann sich der Berichterstatter der ironischen Bemerkung nicht enthalten: Das Volk der Affen wird heimisch in unserm kalten Himmelsstrich; Wiener Wölfe finden gastliche Aufnahme in besagter Hauptstadt — —. Am Königstädtischen Theater zu Berlin wurde das Melodrama Jocko am 15. August 1826 erstmals aufgeführt.

Von Reminiszenzen aus **Goethe** nenne ich:

Die höllischen Latwergen (Mann im Mond, II. Teil, Anfang), von solchen aus **Schiller**, mit dem Hauff die Vorliebe für alles Soldatische gemein hat (Soldatenlieder, Mann im Mond, Othello, Lichtenstein): Reminiszenz aus den **Räubern**, Sängerin, Kap. 8 am Schlusse, **Fiesco**, ebendas. S. 163, **Mädchen aus der Fremde** (Othello S. 66): Er sah der holden, lieblichen Erscheinung nach, wie sie, gleich dem Mädchen aus der Fremde, jedem eine schöne Gabe, ein Lächeln oder ein freundliches Wort darreichte. — An die **Freude** „und auch dieser hohe Wurf war ihm gelungen“, Mann im Mond, S. 116, Reiterlied „Doch gilt es morgen, so laßt uns heut noch schlürfen die Neige der köstlichen Zeit“ (Othello 53). **Wilhelm Tell**, Sängerin Kap. 10, Anfang. **Der Handschuh**: Noch einmal öffnete sich die Türe und spie, wie im Löwengarten des Königs Franz — L. R. v. M. S. 124/125.

Claurens Werke hat Hauff wohl genau gekannt, und so ist es nicht zu verwundern, daß er an manchen Stellen unwillkürlich von ihm Anregungen empfangen hat.[2]) Auf die Wahl des Titels „Der Mann im Mond“ ist vielleicht Claurens Lustspiel „Das Gasthaus zur goldenen Sonne“ von Einfluß gewesen; auf „Die letzten Ritter von Marienburg“ mag Claurens Erzählung „Das alte Schloß zu Marienburg“ eingewirkt haben; an eine Figur in der abgehauenen Hand erinnert der Claurensche Titel „Der Grünmantel von Venedig.“ Darüber kann wohl kein Zweifel sein, daß die Lektüre Claurens die

[1]) Von Marie Charles Joseph de Pougens, 1755—1833, dem Verfasser von „Les quatre âges“ (1820).

[2]) Vgl. G. Koch im Euphorion Bd. 4, S. 804.

Phantaſie Hauffs doch mannigfach befruchtet hat. Nehmen wir immerhin an, daß Hauff lange an dieſem angenehm eingehenden Trank geſogen hat, bis er ſich plötzlich erinnerte, und es ihm zum Bewußtſein kam, welcher Geſchmacksverirrung zu verfallen er Gefahr lief.

In Othello iſt unter dem „Tag von Moſaisk" die Schlacht an der Moskwa am 7. September 1812 zu verſtehen. Erwähnen will ich hier auch noch, daß der Jud Süß von der Zenſur vielfach verſtümmelt wurde.

In Hauffs Stil läßt ſich ſchließlich eine antiliſierende Neigung feſtſtellen. Daß er in der Schule kein eifriger Schüler der Alten war, haben wir erwähnt. Doch ſcheint ſchon der Großvater, der, wie geſagt, ein großer Verehrer des Horaz war, ſeinen Sinn für antike Dichtung geweckt zu haben. Bezeichnend iſt für dieſe Einwirkung das Horazzitat am Schluß des erſten Teils der Memoiren des Satans:

O fortes pejoraque passi
Mecum saepe viri, nunc cantu pellite curas,
Cras ingens iterabimus aequor (Od. I., 7. V. 30—32).
(Die ihr ſchon Schlimmeres mit mir erduldet,
Vertreibt jetzt, Tapfre, mit Geſang die Sorgen,
Denn morgen fahren wir auf weitem Meer!)
Si fractus illabatur orbis,
Impavidum ferient ruinae![1])

ſagt der Herzog im Lichtenſtein, Kap. 19, als er Sturmfeder gegenübertritt, mit ungebrochenem Stolze.

„Willkommen in meinem Pallatium", ebenda Kap. 20.
Söhne des Mars, ebenda Kap. 8.
„Symbolum", Schluß von Kap. 5 (S. 36), und Phantaſieen S. 181.
Wie eine trauernde Andromache, Mann im Mond S. 92.

Hauff liebt es, allgemein gehaltene Exkurſe in den Gang der Erzählung einzuſtreuen. So nimmt er das eine Mal Gelegenheit,

[1]) Und wenn die Welt in Stücke fällt, —
Mich ſchrecken ihre Trümmer nicht!

Kulturgeſchichte anſtatt der einſeitig bevorzugten Regentengeſchichte zu empfehlen (L. R. v. Marienburg S. 105), ein anderes Mal ſpricht er ſich über literariſche Parvenus und Fabrikation von hiſtoriſchen Romanen aus (ebenda S. 104/5). Eine peſſimiſtiſche Betrachtung über Neid und Schlechtigkeit der Welt findet ſich ebenda S. 110. Über Kunſt im allgemeinen läßt er ſich aus im Mann im Mond S. 149 Mitte. Amüſant iſt auch die Verſpottung der lächerlichen Sucht, ſich durch äußere Mittel in Stimmung zu bringen, L. R. v. Marienburg S. 109. Über den ſchleppenden Gang der Juſtiz ſpricht er ſich außer in der angeführten Stelle in der „Sängerin“ auch in den „Memoiren des Satan“ aus. Bekannt iſt der äſthetiſierende Exkurs über die literariſche Gattung des Märchens.

Fragen wir abſchließend nach Hauffs Stellung und Bedeutung innerhalb der ſchwäbiſchen Literatur, ſo werden wir zunächſt hervorheben ſeine aus echt burſchenſchaftlichen Grundſätzen und Idealen hervorgegangene patriotiſche Geſinnung (die anſcheinende Verehrung Napoleons gilt nur dem jüngeren Mann, dem Helden und Mann von Genie, wo Hauff den Vorgang Goethes für ſich hat; Hauff ſteht überdies unter dem friſchen Eindruck von Napoleons Tod und iſt durch die ſchönfärberiſche Memoirenliteratur jener Jahre beeinflußt), dann aber ſeine Wahrhaftigkeit und Natürlichkeit, mit der er einer ganzen Sippe verlogener und manierierter Belletriſten mannhaft gegenübertrat — fällt er doch den Goliath Clauren wie ein tollkühner, nur auf das gute Recht vertrauender David an —, ſeine Selbſtändigkeit und Unabhängigkeit von jeder Schule, die ihn auch in der Literaturgeſchichte iſoliert hat; er iſt ein glücklicher Satiriker und verſchließt die Augen nicht vor den Gebreſten ſeiner Zeit und ſeines Volkes, — hierin zeigt er zuweilen einen predigthaften Zug; er iſt endlich einer der Begründer der Dorfnovelle und ein Pfadfinder der neueren „Heimatkunſt“. Neben Theodor Körner, den er auch ſelbſt verherrlicht hat, und mit dem ihn Uhland verglich, iſt er ein herrliches Vorbild für die deutſche Jugend geworden und hat ihr vorgeleuchtet zu edlem Idealismus, und auch noch heute kann ſich an ihm, der in ſeiner Idealität nie phraſenhaft wird, die Jugend aufrichten. Er ſteht bei allem Idealismus doch immer auf

dem Boden der Natur und des Lebens, wie es ist. Große Verdienste hat er sich außerdem erworben als Vermittler der gleichzeitigen englischen Literatur an seine Landsleute, durch den Hinweis auf Scott, zu dem er selbst zuerst vielleicht durch Hoffmann kam, durch die Lobpreisung Smollets und Byrons, der auch gelegentlich, wie wir sahen, auf ihn eingewirkt hat.

---

5. Auf der Höhe des Erfolges; letzte Jahre und Tod.

(1825—1827.)

Im Frühjahr 1825 hatte sich Hauff mit einer vorläufigen Anfrage wegen der Memoiren des Satan an Franckh gewandt. Sei es nun durch Härings Walladmor (1823), durch Wünsche Franckhs,[1]) durch Menzels Rat oder eigenen Drang hauptsächlich veranlaßt, unternimmt er noch gleichzeitig den Mann im Mond, den er nach Haugs Aussage (im Hesperus 1827, Nr. 279) in sechs Wochen angefangen und vollendet hat. Zugleich besteht er in diesem Frühjahr die höhere Dienstprüfung, über deren Ablegung er in dem Brief Nr. 16 so ergötzlich berichtet. In dem mitgeteilten Briefe schildert er, wie er an dem entscheidenden Morgen mit Fieber und Halsweh erwacht und ihm deshalb für den verhängnisvollen Morgen bei dem draußen herrschenden schändlichen Tau-, Regen- und Schneewetter vom Minister dessen Wagen zur Benutzung überlassen wird. Von Zeit zu Zeit hält er in der Schloßkirche, wo später Gerok so nachhaltig wirkte, Predigten, deren Texte wir in der Anlage geben.

Im Sommer des Jahres 1825 weilte er mit der Familie seiner Zöglinge auf dem am unteren Neckar auf dessen linken Ufer ungefähr

[1]) Über den Buchhändler Franckh vergl. die Briefstellen in den Nummern 19, 20, 22, 35. — Wilhelm von Chézy handelt in Erinnerungen, 2. Buch, 3. Bändchen, eingehend über Franckh. — Ein Portrait von ihm in dem Buchhändleradreßbuch auf 1868, Jahrg. 30. Er ist wohl das Original der beiden Buchhändler Salzer und Raper (ersterer in den Skizzen, letzterer in den „L. Rittern von Marienburg").

gegenüber Gundelsheim gelegenen Schloſſe Guttenberg, das Frau von Hügel ihrem Gatten zugebracht hatte. In dem zwei Jahre ſpäter verfaßten „Bild des Kaiſers“[1]) wirken die Eindrücke dieſes Aufenthaltes fort, die beſonders angenehm geweſen ſein müſſen, da jene Gegend jedem für Natur Empfänglichen ungemein viel bietet und insbeſondere auch dem romantiſchen Sinn Hauffs wieder, wie dereinſt Blaubeuren und Tübingen, entgegenkam. Vielleicht während Hauffs Abweſenheit von Stuttgart im Auguſt 1825 erſchienen bei Franckh faſt gleichzeitig: Die Mitteilungen aus den Memoiren des Satan, herausgegeben von .....f. Erſter Teil, und der Mann im Mond von H. Clauren in 2 Bänden.[2]) Allerdings ſtimmt zu dieſer Angabe Klaibers ſchlecht, daß der Brief des Oberleutnants von Schulderoff im Kapitel „Feindliche Minen“ des erſten Teils vom 11. Dezember 1825 datiert iſt. Ob Hauff hier vorausdatiert hat, damit das Buch, das mit der Zahl des folgenden Jahres erſchien, noch am Anfang des Verlagsjahres ganz aktuell ſei, laſſe ich dahingeſtellt. Jedenfalls erſcheint Claurens Verwahrung ſchon am 28. Oktober 1825 in der Dresdener Abendzeitung. Gerade das gleichzeitige Erſcheinen erklärt die für den Eingeweihten ſehr komiſch wirkende, geſchickt durchgeführte Einſetzung des einen Werkes für das andere in der Verhöhnung des Hauff bezw. Franckh verurteilenden Gerichtsbeſchluſſes (Vorſpiel zum II. Teil); wenn man dort immer für „Memoiren des Satan“ den „Mann im Mond“ ſetzt und für „perſiſcher“ „preußiſcher“ Hofrat lieſt, ſo iſt die Satire mit einemmal durchſichtig und verſtändlich; Kleinjuſtheim iſt Eßlingen, der Sitz des Kriminalgerichts für den Neckarkreis, wo die Sache verhandelt wurde.

---

[1]) Das Schloß des Freiherrn von Thierberg iſt wohl nach dem auf dem rechten Neckarufer unweit Guttenberg gelegenen, jetzt ziemlich ruinenhaften Schloß Hornberg, ob Neckarzimmern, gezeichnet, während General Willis Beſitztum Guttenberg ſein dürfte. Letzteres gehört zur Gemeinde Neckarmühlbach, Amt Mosbach (Baden). Der Titel „Das Bild des Kaiſers“ kann neben dem nächſten Sinn auch einen weiteren uneigentlichen haben.

[2]) Der 2. Teil der Satansmemoiren und demnach wohl auch der 1. koſtete 3 fl. Der Mann im Mond 3 Taler.

Vielleicht nie ganz zu entscheiden wird die Frage sein, ob der Mann im Mond von Anfang an als Satire gemeint oder erst nachträglich zu einer solchen umgeformt worden ist. Zwar das steht ja fest, daß Hauff das Gerippe einer Erzählung, worin ein unter einem seelischen Druck leidender, schwermütiger junger Mann durch die Aufopferung eines edlen Mädchens entsühnt wird, schon mit nach Stuttgart gebracht hat. Das beweist schon der oben wiedergegebene Bericht Moritz Pfaffs, wonach die Szene in der Kirche schon in Tübingen geschrieben war, und das Vorhandensein eines 8seitigen Konzepts im Nachlaß, welches den durchaus ernst gemeinten Entwurf des Anfanges enthält. Also eine Novellenskizze hat Hauff jedenfalls zu der jetzigen Fassung umgearbeitet; es fragt sich nur, ob er überhaupt eine Zeit lang in allem Ernst daran gedacht hat, Claurens Manier nachzuahmen und erst durch Einflüsse von außen her auf den Gedanken gebracht worden ist, bewußt parodistisch nach dem Muster Claurens einen Roman zu schreiben und ihn jenem unterzuschieben. In letzterer Beziehung käme viererlei in Betracht. Bekannt ist die von Gutzkow mitgeteilte Behauptung Menzels, daß er Hauff erst auf den Gedanken gebracht habe, den schon ziemlich fertigen Roman zu einer Parodie auf Clauren umzuarbeiten und unter dessen Namen erscheinen zu lassen.[1]) Sodann sagt Häring in

[1]) Gutzkow (Rückblicke auf mein Leben, 1832) läßt Menzel erzählen: Wilhelm Hauff brachte mir eines Tages seinen Mann im Mond. Es war ein Machwerk ganz à la Clauren und zwar im vollen Ernst so gemeint. Schämen Sie sich denn nicht? sagte ich ihm. Wollen Sie denn auch dem Berliner Postrat nachahmen? Können Sie denn nicht höher fliegen? Nach einer Weile milderte ich meinen Ton und fuhr fort: Kehren Sie den Spieß um, tragen Sie das Claurensche Kolorit noch stärker auf, lassen Sie dann das Buch unter Claurens Namen erscheinen, und jeder wird sagen: Sie haben eine köstliche Satire auf Clauren geschrieben. Richtig, Hauff befolgte den Rat und begründete seinen Ruf mit dem Mann im Monde.

Auch in seinem Buch „Die Deutsche Literatur" sagt Menzel von Hauff (IV, 309): „Was aus Hauff geworden wäre, läßt sich schwer bestimmen." Er begann mit der Nachahmung Claurens, die er auf meinen Rat in eine Persiflage desselben umwandelte und damit großes Glück machte. Er schrieb ferner Kindermärchen, sogenannte Memoiren des Teufels, und einen historischen Roman im mittelalterlichen Costüme, also sehr heterogene

seinem Nachruf auf Hauff, daß dieser selbst erklärt habe, er sei durch seine (Härings) glückliche Nachahmung W. Scotts im Walladmor (1823) auf den Gedanken gekommen, Clauren zu mystifizieren. Klaiber meint (und das wäre ein drittes Moment), das Vorbild Fieldings, der die Pamela Richardsons in seinem Joseph Andrews (1742) parodierte, habe bei Hauff nachgewirkt. Und endlich hat viertens sicherlich der Wunsch des Buchhändlers Franckh, von Hauff ein Zugstück à la Clauren zu erhalten, eine Rolle in der Entstehungsgeschichte des Hauffschen Romans gespielt.

Man sagt wohl, daß Hauffs Standpunkt bei der Abfassung des Romans in der Kontroverspredigt klar genug dargelegt sei, aber daß eben nachher die Kontroverspredigt nötig wurde, beweist, daß seine Tendenz bei der Konzeption des Romans nicht klar und jedenfalls vielfachen Mißverständnissen ausgesetzt war. So gerne wir Klaibers Beweisführung, die sich vor allem auf die Tatsache stützt, daß das Manuskript nur wenige Korrekturen zeige und also keine auf Menzels Rat hin erfolgte Umarbeitung darstellen könne, beitreten möchten, so können wir sie doch nicht für zwingend erachten, und die seitdem (seit 1878) erschienene Hauffliteratur zeigt, daß die Kommentatoren ihm nicht darin zu folgen vermocht haben, und seine warmherzige Verteidigung des Oheims sie nicht überzeugt hat; höchstens läßt man sich zu der Annahme herbei, daß Hauff im Verlauf der Abfassung des Romans den Geschmack an der Nachahmung verloren und immer mehr sich zur Satire gewandt habe, und tatsächlich tritt diese ja auch in der Nachschrift noch am allerdeutlichsten und schärfsten hervor. Bobertag äußert starke Zweifel an der Absicht Hauffs, eine Satire zu schreiben, und findet es verwunderlich, daß er, diese Absicht einmal angenommen, die Farben dann nicht noch stärker aufgetragen habe. Nur Hermann Fischer schließt sich willig an Klaiber an in dem Bestreben, Hauff ganz von dem Verdacht zu reinigen, als ob er jemals im Ernst daran gedacht hätte, dem beliebten Erzähler nachzueifern. Klaibers Ansicht, deren Haupt-

---

Dinge mit so leichter Hand, wie Willibald Alexis geschrieben hatte. Er starb aber frühe."

argument das ist, daß zwischen jenem konzisen und von allen Claurenschen Zutaten noch freien Entwurf und dem fast ohne Korrekturen und Zusätze geschriebenen endgültigen Manuskript keine Mittelschicht in dem handschriftlichen Nachlaß sich gefunden habe, scheint allerdings durch Haugs Mitteilung, daß der „Mann im Mond" binnen 6 Wochen vollendet worden sei, eine Stütze zu erhalten; doch will dieser äußere Beweisgrund bei der fabelhaften Arbeitsfähigkeit und Schnellfertigkeit unseres Dichters wenig besagen. Vielleicht, ja wahrscheinlich hat Hauff das Zwischenmanuskript sorgfältig vernichtet, und diese Bemühung, die Spuren eines jugendlich unbesonnenen Tuns zu verwischen, sowie die auf die Vorhaltungen des erfahreneren und literarisch gewandteren älteren Mannes hin gezeigte bessere Einsicht sind gerade das Einzige, was jenes Unterfangen entschuldigen kann. Aber ist denn eine solche Ehrenrettung, mit der, wie gesagt, Klaiber nicht glücklich war, so wohl gemeint sie sein mag, ist, sage ich, es nötig, Hauff von dem Flecken zu reinigen, daß er einmal in das Fahrwasser jenes Modeschriftstellers geriet, ist es bei seiner impressionistischen und elektischen Natur, die ihn an alle möglichen Vorbilder leicht sich anschließen ließ, bis zu einem gewissen Grade nicht sogar wahrscheinlich, daß er ihm unterlag? Oder denken wir uns einmal die Sache so, daß er, von Produktionsdrang glühend, dem Drängen des Verlegers nachgab, und, wiewohl von der Minderwertigkeit jener Manier überzeugt, doch in seiner virtuosen Art lieferte, was man von ihm verlangte, indem er es darauf ankommen ließ, ob sein Machwerk für ein echtes Kind der Claurenschen „Muse" durchging oder als ein lustiger Scherz aufgefaßt wurde. Vielleicht hatte er von Anfang an gar nicht vor, sich als Autor zu nennen, und lüftete erst, als das Ding so einschlug, unvorsichtigerweise, könnte man sagen, den Schleier der Anonymität. Es wurde ja gerade damals auch von anderen versucht, die Zugkraft des Namens Clauren für sich auszubeuten. Nicht zu übersehen ist die Feststellung Riedmanns in seinem Artikel im Gesellschafter, daß niemand das Buch für mehr als eine Buchhändler-Spekulation gehalten habe, und die strafrechtliche Verfolgung seitens des sich mehr geschädigt, als beleidigt fühlenden Hofrats, sowie die Verurteilung durch den Ex-

linger Gerichtshof. Diese traf, wie es scheint, überhaupt nicht Hauff selbst, sondern einzig und allein den Verleger.

Abendzeitung Nr. 99, Mittwoch, am 26. April 1826. Dresden und Leipzig in der Arnoldischen Buchhandlung.

Literatur-Justiz.

Bekanntlich gab der Buchhändler Frankh in Stuttgart im vorigen Jahre ein Werk heraus, dem er den Namen H. Clauren vorsetzte, um das Publikum glauben zu machen, daß das Buch von dem unter diesem Anagramm in die literarische Welt eingeführten Geh. Hofrate Karl Heun zu Berlin verfaßt sei. Letzterer kam jedoch dagegen beim Kriminal-Amte zu Stuttgart ein, und nach jetzt beendigter Untersuchung ist vom königlich württembergischen Gerichtshofe für den Neckarkreis das Erkenntnis gegen Frankh gefällt worden. Hoffentlich wird sich der Frankh nun ähnlicher Spekulationen künftig enthalten. Ob das Unternehmen einer Leipziger Buchhandlung, die unter dem Namen A. Clauren ein elendes Machwerk im vorigen Jahre verlegt hat, nicht auch zur Kategorie der Frankhschen Spekulationen gehöre, lassen wir dahin gestellt sein.

Freitag, am 19. Mai 1826 (Nr. 119).

Der Buchhändler Herr Frankh zu Stuttgart scheint sein dem Publikum gegebenes Versprechen, das in der von H. Clauren wider ihn anhängig gemachten Untersuchungs-Sache erfolgte Erkenntnis öffentlich mitteilen zu wollen, gänzlich vergessen zu haben. Er hatte gegen dieses, in Nr. 99 der diesjährigen Abendzeitung bereits erwähnte Erkenntnis den Rekurs eingelegt, und darauf ist Nachstehendes in der zweiten und letzten Instanz erfolgt:

Im Namen des Königs!

In der Untersuchungs-Sache gegen den Buchhändler Friedrich Frankh zu Stuttgart, erkannte auf den, von dem Angeschuldigten gegen das Erkenntnis des Kriminal-Senats des Gerichtshofs für den Neckar-Kreis, vom 3. Dezember 1825, eingelegten Rekurs, der Kriminal-Senat des Ober-Tribunals: .

Daß dieser Rekurs gegen das Erkenntnis erster Instanz, durch welches der Angeschuldigte, wegen rechtswidriger Täuschung des Publikums durch Angabe eines falschen Verfassers bei Herausgabe eines Verlag-Artikels, neben dem Ersatze des Schadens, durch Zurücknahme derjenigen Exemplare, welche die getäuschten Käufer nicht behalten wollen, und Bezahlung sämtlicher Untersuchungs-Kosten, zu einer Strafe von

Fünfzig Reichstalern

verurteilt, auch verfügt worden ist, daß dieses Erkenntnis durch den Druck öffentlich bekannt gemacht werden soll, — wegen Mangels an einer ge-

gründeten Beschwerde abzuweisen, auch Rekurrent zum Ersatze der Kosten zweiter Instanz anzuhalten sei.

So beschlossen im Kriminal-Senat des K. Ober-Tribunals Stuttgart, den 8. April 1826.

Nach diesem, für die Lese- und Juristen-Welt sehr merkwürdigen und den wohlbegründeten Ruf der Königlich-Württembergischen Gerichtshöfe von neuem bewährenden Urteilsspruche, können also alle die, welche das fragliche Werk „Der Mann im Monde" in der ihnen durch die rechtswidrige Vorspiegelung der Verlagshandlung aufgedrungenen Meinung, als sei H. Clauren (der Geh. Hofrat Karl Heun) dessen Verfasser, käuflich an sich gebracht haben, das Buch an Herrn Franckh wieder zurückschicken und die Wiedererstattung ihrer dafür gezahlten drei Thaler von demselben gewärtigen.

Ich gestehe offen, daß auch ich Hauff lieber gar nicht in diese Händel verwickelt mir denken möchte, und daß ich ihn trotz, nicht wegen des „Mannes im Mond" liebe; und Klaiber hatte eine richtige Empfindung, wenn er das ihm besonders teure Andenken des Dichters von dem mit einer solchen Sache nur allzu leicht sich verknüpfenden „aliquid haerens" reinigen wollte. Aber hat man denn noch nie von dem Gesetz des Gegensatzes gehört, und ist es bei dem Alter, in dem der Verfasser des „Mannes im Mond" stand, nicht möglich, daß der hochgespannten Idealität auf der einen Seite eine stark ausgeprägte, ja sogar natürliche Neigung zur Sinnlichkeit entsprach?

Wieder werden wir hier an die Analogie mit Hauffs größerem Landsmanne, Schiller, gemahnt. Ein Hauff kann durch die Wahrheit nichts verlieren, und wir brauchen ihm nicht zu Hilfe zu kommen, indem wir zu seinen Gunsten irgend etwas zu verschleiern suchen. Im übrigen meine ich, daß die ganze Streitfrage nicht von allererster Bedeutung für die Beurteilung des literarischen Gesamtbildes von Wilhelm Hauff sein kann: noch heute wird tatsächlich der „Mann im Mond", wenn überhaupt, als ernstgemeinter Roman, nicht als Parodie gelesen, während für viele andere der Name des Dichters mit diesem Werk, ohne daß Hauffs Bedeutung darunter litte, überhaupt nicht wesentlich verknüpft ist.[1])

[1]) Es ist zu beachten, daß der Kern der Fabel eine echt romantische Idee ist, die Heilung eines in Wahnsinn Verfallenen, der vor den verfolgenden Geistern zu mitternächtlicher Stunde Schutz in der schauerlich ein-

Die erste Rezension der Memoiren, die reißend abgingen,[1]) erschien Anfang September im Morgenblatt, mit dem also Hauff schon damals Fühlung hatte, und war sehr günstig; am 3. September schreibt Hauff: „Frankh ist seit gestern wie ein Narr, und es fehlte wenig, so wäre er mir um den Hals gefallen. Ich werde übrigens seine Rührung für meinen Beutel zu benutzen wissen. Ich bin doch sehr glücklich, ein wenig Talent zu besitzen, denn um den Namen und das Geld, das man dadurch bekommt, ist es doch etwas Schönes." Und noch am 11. Dezember: „Mit den Memoiren ist immer noch ein großes Leben. Sogar das ganze Oberkonsistorium hat sie gelesen; aber alle sind mir deswegen noch günstiger." Der „Gesellschafter" von Gubitz in Berlin, das damals führende Blatt in Bezug auf belletristische Kritik, nannte sie allerdings nur eine Nachahmung Hoffmanns; doch trifft dies ganz nur für die einleitenden Kapitel zu, und wir empfinden es heutzutage um so weniger, als das Vorbild im breiteren Lesepublikum doch nur noch wenig bekannt ist. Bei allem bleibt das Buch eine vielfach ins Schwarze treffende Zeit-

---

samen Kirche sucht, durch die Aufopferung eines edlen Mädchens. Es wäre nun an und für sich recht wohl möglich, daß Hauff mit gutem Geschmack einsah, daß die Idee überspannt und manieriert sei, und deshalb davon abstand, sie im Ernst zu behandeln, sie zu einer Parodie aber gerade noch gut genug fand. So hätte er denn die echt hoffmännische Fabel zu einer Parodie auf den Held des Tages, dessen Geschmacklosigkeit er ebenfalls eingesehen hatte, benutzt. Merkwürdig und für Hauffs enorme Entwicklungsfähigkeit bezeichnend ist dabei nur, daß er zu derselben Zeit, da er (in den Memoiren) noch im Banne Hoffmanns befangen war, schon eine Art Parodie auch auf Hoffmann im Mann im Mond liefern konnte.

[1]) Mit Recht hebt Klaiber hervor, daß diese erste Schrift Hauffs ihren Erfolg nicht zum wenigsten dem Kontrast gegen die herbstlich dürren Blätter der Hofratsliteratur jener Tage verdankte.

Der Neid blieb nicht aus. In Nr. 10 des Bemerkers, Beilage zum Gesellschafter Nr. 46 (1826) erschien ein provozierender und auf Unwahrheiten beruhender Angriff auf den Dichter der Satansmemoiren, auf den Hauff in Nr. 15 derselben Zeitung (Beilage zu Nr. 66 des Gesellschafters vom 26. April) gebührend antwortete.

Wir teilen sowohl den Hauff angreifenden Artikel, wie seine Erwiderung im Wortlaut unter den Beilagen mit.

satire in zeitgemäßer Form. In diesem an Arbeit überreichen Sommer brachte es Hauff auch noch fertig, sein Doktoreramen zu machen. Vom 20. Oktober dieses Jahres (1825) ist das Diplom datiert, so daß wir für diese Zeit eine Reise nach Tübingen ansetzen müssen, (von der aber weiter nichts bekannt ist), wenn man nicht annehmen will, daß ihm mündliches Examen und Disputation erlassen worden ist. Den Wortlaut des Diploms teilen wir unter den Beilagen mit.

Am 28. Oktober erließ also der Geh. Hofrat Heun, der durch den Mißbrauch seines Namens tief gekränkt war, in der Abendzeitung Nr. 258 folgende „Warnung vor Betrug":

„Das bei Fr. Frankh in Stuttgart unter dem Titel „Der Mann im Mond" ꝛc. in zwei Teilen erschienene Werk ist von dem durch sein Taschenbuch „Vergißmeinnicht" und andere schöngeistige Schriften unter dem Anagramm seines Namens bekannten Geh. Hofrat Carl Heun nicht verfaßt. Dies für Buchhandlungen, Leihbibliotheken und Kauflustige zur Nachricht und Warnung."

Nach diesen ersten Erfolgen wohl war es, daß Hell den Dichter zur Mitarbeiterschaft an seiner Abendzeitung aufforderte. Hauff übersandte ihm in den letzten Tagen des Jahres seine erste Novelle „Othello", die dann vom 18. März des folgenden Jahres ab in jener Zeitung erschien. Im Juli 1826 brachte dieselbe Zeitung Hauffs Berichte aus Paris über die Erfolge der Henriette Sontag.

Am 8. November erschien, neben Hauffs Beiträgen aus solchen der Gebr. Grimm und anderer bestehend, „Der Märchenalmanach auf 1826" bei Metzler in Stuttgart. Am 4. Dezember scheint der Spruch des Eßlinger Gerichts in der Sache Clauren contra Frankh ergangen zu sein.

Zum 1. Dezember mußte Hauff, wie aus dem Brief vom 26. November hervorgeht, den ersten Teil seines „Lichtenstein" (Kapitel 1—12) liefern. Auch an diesem Werk müssen wir ihn uns also in der zweiten Hälfte des Jahres intensiv arbeitend denken.

Am Neujahrsfest 1826 hielt er in dem 1824 gegründeten Liederkranz, der auch jetzt noch am Neujahrsabend einen durch Ge-

ſang verſchönten Familienabend veranſtaltet, die Rede zum Preis des Männergeſanges.

Im Anfang des Jahres 1826 hatte Hauff die Freude, die Braut auf einige Wochen in Stuttgart zu ſehen; ſie wohnte ohne Zweifel bei Hauffs Mutter, die eben damals auch noch die zweite Tochter, die muntere Sophie, hingeben mußte, indem dieſe ſich mit Wilhelm Klaiber, dem Bruder ihres Schwagers Gottfried, verheiratete. Wahrſcheinlich hat der Bruder Hermann, der in den Jahren 1822 und 1823 in Paris und Berlin fern geweſen war, jetzt wieder bei der Mutter gewohnt, da er ſich erſt im Oktober 1827 verheiratete.

Der Beſuch der Braut und die Hochzeit Sophiens hielt Hauff in der Vollendung des Lichtenſtein etwas auf, doch wurde ſchon am 21. März an den letzten Bogen des 2. Teils (Kapitel 13—25) gedruckt. An dieſem Tage war Hauff erſt bis zur Hälfte des 3. Teils (alſo etwa bis zu Kap. 30) gediehen: „ich muß ungeheuer arbeiten, daß mir die Druckerei nicht zuvorkommt.“ Der 1. Teil hatte mittlerweile ſchon ſeinen Weg ins Publikum gefunden; „er findet überall ungeheuren Beifall, viele Leute ſind ganz von ihm erfüllt.“ Am 18. April wurde auch der 3. Teil ausgegeben, und das Buch lag damit vollendet vor.

Das Erſcheinen dieſes hiſtoriſchen Romans, der den Leſer in die bedeutungsvolle Zeit am Anfang des 16. Jahrhunderts zurückverſetzte, war, wenigſtens für Schwaben, ein literariſches Ereignis erſten Ranges, und Hauff wurde öffentlich der deutſche Walter Scott genannt.

Meiſterhaft iſt gleich der Anfang des Romans: ein Hauch von Friſche und Lenz durchweht ihn: wir ſtehen im Frühling des Jahrhunderts, in der Morgenröte einer neuen Zeit, im Beginn einer weitausſehenden kriegeriſchen Aktion, und dazu in den erſten Tagen des ſich regenden Frühlings der Natur: all das gibt zuſammen mit dem Eindruck des jugendlichen, im Lenz des Lebens ſtehenden Helden eine ſolch prächtige Ouvertüre ab, daß der Leſer ſchon gewonnen iſt, wenn er nur erſt das erſte Kapitel geleſen hat. Dazu kommt der ſchwäbiſche Lokalpatriotismus. Hauff ſchreibt in dieſer Zeit, daß

er tief glücklich sei und seinem Geschicke danke, daß es ihm die Kraft und das Talent verliehen habe, in der Welt etwas zu wirken und sich zu lichteren Höhen aufzuschwingen, während andere ihren gewöhnlichen faden Gang durch das Leben hinschleichen.

Hauptsächlich wieder auf Anraten des Konsistorial-Assessors Klaiber beschloß Hauff die angenehme Stellung im Hügelschen Hause jetzt aufzugeben und die große Bildungsreise anzutreten, deren Hauptziele, wie bei seinem Bruder, Paris und Berlin und daneben noch Hamburg und Bremen waren. Mit Ende April schied er aus seiner Stellung aus und am 1. Mai trat er die Reise an.

Das erste Ziel war Nördlingen, wo er Abschied nehmen wollte. Sehr ungern gewiß ließ ihn die liebende Braut so weit in die Ferne ziehen, aber sie ließ ihre Wünsche vor der Einsicht zurücktreten, daß die Reise dem Geliebten nicht bloß ein großer Genuß, sondern auch ein hervorragendes Bildungsmittel sein würde.

Von Nördlingen aus fuhr Hauff mit dem Eilwagen nach Frankfurt, wo er in den Pfingsttagen, 14.—16. Mai, die Partien des 2. Teils der Memoiren schrieb, die „Mein Besuch in Frankfurt" überschrieben sind.

Wenn wir wieder möglichst viele Züge autobiographisch verwerten wollen, indem wir daran denken, daß Hauff dazu neigt, die Eindrücke der Wirklichkeit ziemlich direkt und oft nur leicht verhüllt in die Dichtung hinüberzunehmen, so könnte man annehmen, daß er im „Weißen Schwan" auf Nr. 45 gewohnt und nicht nur die Börsenhalle besucht, sondern auch am dritten Feiertag den vielberühmten Wäldchestag mitgemacht und am vierten den Garten des Goldenen Löwen in Bornheim besucht habe.

Dann ging die Fahrt weiter nach Mainz, wo er den Prinzen Wilhelm von Preußen, den nachmaligen ersten Kaiser des Deutschen Reiches, mit dem aus den Koalitionskriegen bekannten Erzherzog Karl, dem Sieger von Wetzlar, ein Manöver kommandieren sah, was er irgendwo einmal zu verwenden gedachte, und von Mainz in langsamer, nächtlicher Postwagenfahrt über Metz, Saarlouis, Courcelles nach Paris. Was ihm der Zufall dabei für Reisegefährten beschert hat, läßt sich aus der (erst im Dezember 1827 posthum ver-

öffentlichten) Skizze, „Ein paar Reiſeſtunden" entnehmen. In Paris langte er Ende Mai an und ſtieg in dem Hotel garni der Madame J. Floret, Hotel de Flandre in der Rue Notre Dame des Victoires, gegenüber der Kirche Petits Pères, ab. Er ſchrieb jeden Morgen bis 11 Uhr, der Nachmittag wurde wohl den Muſeen und Ausflügen gewidmet. Sein hauptſächlichſter Verkehr war mit einem ſchwäbiſchen Landsmann, dem damals ebenfalls in Paris ſich aufhaltenden, ihm gleichaltrigen Julius Mohl,[1]) dem Orientaliſten, Bruder von Robert, Hugo und Moritz Mohl, die ebenfalls alle drei ſich einen Namen gemacht haben. Möglich, daß er jenem Anregungen für den zweiten Teil ſeiner Märchen verdankt.

Da Hauff von Paris aus auch einen Ausflug in die Normandie machte, den er in einem längeren, von mir leider nicht mitzuteilenden Briefe an den Bruder beſchreibt, ſo hat ſein Aufenthalt in der franzöſiſchen Hauptſtadt, der mit den letzten Tagen des Juli zu Ende ging, nicht gerade lange gedauert.

Von Paris aus ſchreibt er an die Mutter, den Bruder und die Schweſtern ſamt deren Männern; wir teilen dieſe kurzen Briefe mit. Wie er ſchon hier die kleinen Verhältniſſe der Heimat in neckiſche Beziehung zu den großen der Weltſtadt ſetzt (dasſelbe kehrt auch in dem Bericht über die Sontag wieder), ſo tut er das auch in einem längeren, mir leider nicht zum Abdruck überlaſſenen Brief an Bruder Hermann, wo er von ſeinem Flanieren im Palais Royal ſpricht, und die Stuttgarter Anlagen mit Pariſer Spaziergängen in Parallele ſetzt. In dem Brief über den Ausflug in die Normandie preiſt er die wundervollen Naturſcenerien, die er daſelbſt gefunden. Es iſt möglich, daß auf die Konzeption der „Bettlerin

---

[1]) Geb. 28. Oktober 1800 zu Stuttgart, ſpäter Profeſſor in Tübingen, ging 1832 endgültig nach Paris; er war von 1845 an Profeſſor des Perſiſchen am Collège de France und iſt der Herausgeber von Firduſis Schanameh.

Im Eingang des 21. Kapitels der Bettlerin vom Pont des Arts, wo von einem Doktor M. die Rede iſt, haben wir wieder deutliche Beziehungen zur Wirklichkeit. Vergleiche auch die Briefe in die Heimat, von denen gleich die Rede iſt (in der Sammlung Nr. 21, 22, 23).

vom Pont des Arts", die in diese Zeit fällt, die geheimnisvolle Engländerin mit dem Schleier eingewirkt hat, von der er in dem Bericht über die Sontag spricht. In einem Brief an Moritz Pfaff, der mir nicht zugänglich geworden ist, aus dem letzten Drittel des Juni gesteht er, daß die Pariser Herrlichkeiten anfingen, durch ihr Übermaß ihm ein wenig langweilig zu werden. Der Bericht über das Auftreten der Sontag (die am 15. Juni erstmals als Rosina im „Barbier" an der italienischen Oper sang) ist vom 16. Juni datiert, und erschien in zwei Fortsetzungen am 26. und 27. Juni in der Abendzeitung. Es folgte dann am 15. Juli (im „Wegweiser", der Beilage der Abendzeitung Nr. 56) der Bericht über ihr Auftreten als Elene in der Donna del Lago (nach The Lady of the Lake?) und als Donna Anna im „Don Juan", und in den Nummern der Abendzeitung vom 10. August 1826 (Nr. 190), 11. August (Nr. 191), und vom 14. August (Nr. 193) der über Cenerentola (Aschenbrödel), das vom 6. bis 21. Juli gegeben wurde, und wo sie die Angelina sang, sowie über Il matrimonio secreto von Cimarosa, in welcher Oper die Sontag als Carolina auftrat.

Cenerentola sah Hauff am 20. Juli, und es scheint, daß er die vorhergehenden 14 Tage von Paris abwesend gewesen ist, so daß also sein Abstecher in die Normandie um die Mitte des Juli fallen würde. Am 24. Juli trat die Sontag in einem Konzert der Brüder Hermann aus München (mit einer Arie von Mercadante) auf, das Hauff wohl nicht, wie es scheint, selbst besuchte, aber in seinem Bericht am Schluß erwähnt. Zu erwähnen ist noch, daß Hauff wohl in Paris das Melodrama „Jodo" und den sich daran knüpfenden lächerlichen Enthusiasmus kennen lernte, und ferner, daß er als berühmte Küche der damaligen Zeit die von Tortoni erwähnt, welchen Namen man, leicht verändert, in dem der Familie Tortosi in der „Bettlerin vom Pont des Arts" wiederfinden könnte.

Gegen Ende Juli verließ „Monsieur Off", wie ihn die Franzosen nannten, Paris und fuhr über Brüssel, Antwerpen, Gent (wo ein Bruder seiner Braut wohnte), vielleicht auch Ostende und wieder Brüssel nach Cöln. In den genannten belgischen Städten, wo er ja auf den Spuren seines Lieblings Peregrine Pickle wandelte,

ſchrieb er an ſeiner Kontroverspredigt gegen Clauren, die er in Paris begonnen hatte und nachher in Kaſſel beendigte. In Aachen[1]) traf ihn ein Brief von Cotta, der ſich beklagte, daß er ſeinen bisherigen Annäherungsverſuchen ausgewichen ſei, und ihm nun die Redaktion ſeines Damenalmanachs ausdrücklich, die des Morgenblattes andeutungsweiſe anbot. Er wünſchte, daß Hauff ſeine Reiſe nach England fortſetze, und bot ihm an, die Koſten auf ſich zu nehmen, was Hauff aber aus Unabhängigkeitsſinn, wohl auch aus Sehnſucht nach der Braut, wiewohl ungern, ablehnte.[2]) Er nahm die Redaktion des Almanachs an, hielt ſich aber bezüglich der des Morgenblattes noch zurück: „Mein Stolz läßt es mir nicht zu, ihm entgegen zu gehen, aber das Morgenblatt zu haben, wäre herrlich.“ In Aachen hatte ihn auch der Buchhändler Franckh erwartet, der ihn angeblich für umfangreiche Pläne gewinnen, in Wahrheit aber ſich ein Privilegium auf ſeine Werke ſichern wollte.

Seine Popularität in Deutſchland hatte inzwiſchen noch mächtig zugenommen, denn er ſchreibt, nachdem er wieder deutſchen Boden betreten, daß er im kleinſten Städtchen — das Reiſen im Poſtwagen zwang zum Aufenthalt in ſolchen — Leute finde, die ihn durch ſeine Schriften liebten und ihm ihre Verehrung zu bezeugen wetteiferten. So geſtaltete ſich denn die fernere Reiſe für ihn zu einer Art Triumphzug. Von Aachen fuhr er nach Cöln, von hier durch Weſtfalen nach Kaſſel und dann nordwärts über Göttingen gen Bremen; dort, wo er Freunde ſeines Vetters Grüneiſen und Verwandte ſeiner Schwäger Klaiber fand, kam man ihm am herzlichſten entgegen, namentlich wohl auch von ſeiten der Frauen und Mädchen, ſo daß er mit Selbſtbewußtſein nach Hauſe ſchreiben kann: „Ich bin unausſprechlich glücklich: ich habe etwas geleiſtet und fühle, daß ich noch Höheres leiſten kann; ich bin geachtet, geehrt, geliebt und, was das Höchſte iſt, ich weiß, daß zu Hauſe ein Weſen meiner

[1]) In Aachen hat er vielleicht, wie Matthiſſon, der um dieſe Zeit, von Holland kommend, die Stadt beſuchte, im goldenen Drachen gewohnt und hat das neu eröffnete Theater und das neue Brunnenhaus mit der Pharaobank beſucht. Von Maſtricht bis Aachen fuhr man damals 7 Stunden.

[2]) Dasſelbe Anerbieten hat Cotta auch Heine gemacht.

wartet, das mich zum glücklichsten der Sterblichen machen wird." Bremen ging gerade damals einem neuen Aufschwunge entgegen. 1827 wurde der Grundstein zu Bremerhaven durch den Bürgermeister Smids gelegt. Am 8. September treffen wir ihn in Hamburg, denn von diesem Tage datiert die launige Anzeige von der Gelderhebung bei Sillem Bennecke, die er an den Onkel Grüneisen richtet. Hier machte er die Bekanntschaft von J. E. Hitzig, der ihn dann in die von ihm gegründete Literarische Mittwochsgesellschaft in Berlin einführte. —

Der Aufenthalt in Belgien, die Reise über Cöln und Kassel nach Bremen, der Aufenthalt daselbst und in Hamburg nahmen den Monat August und die erste Hälfte des September in Anspruch. Mitte September traf unser Reisender in Berlin ein. Wenn wir uns für die Ankunft in Berlin an die Schilderung eines Zeitgenossen halten dürfen, so fuhr man, nachdem man durch eines der Tore einpassiert und vom „Schirrmeister" über die ersten Eindrücke, die sich boten, Auskunft erhalten, in den Posthof ein und begab sich zunächst in die Passagierstube, um sein Gepäck in Empfang zu nehmen, worauf man sich einen Knecht zu demselben nahm, der es auf eine Karre lud; neben derselben hergehend, erreichte man, von jenem geführt, sein Quartier.

Vom 18. September ist der Hochzeitsgruß an Karl Grüneisen datiert, der sich mit der Tochter des Tübinger Professors der Physik Bohnenberger verheiratete. In Berlin schloß Hauff sich namentlich an Willibald Alexis und an Hoffmanns Freund, den Kriminalrat Julius Eduard Hitzig an (geb. 1780), den Freund und Gönner, aber auch Kenner der Literatur, den Verfasser einer Biographie Zacharias Werners und Hoffmanns, welch letztere in eben dem Jahre, 1826, erschien. Häring (Alexis)[1]) war zweiter Sekretär der im Englischen Hof tagenden Mittwochsgesellschaft, und so machte Hauff seine Bekanntschaft wohl in diesem Kreise, in dem er auch Chamisso traf. Die Hauff und Hitzig gemeinsame Verehrung Hoffmanns mag von vorn-

[1]) Wilhelm Häring, genannt Alexis von seinem Pseudonym in einer Studentenverbindung (vom lat. alec = Häring?), stammte aus einer bretonischen Réfugié-Familie, namens Harenc.

herein einen Anknüpfungspunkt abgegeben haben, der die beiden Männer einander näher brachte. Über den Empfang in Berlin schreibt er in die Heimat: „Ich wurde glänzend, fast wie im Triumph aufgenommen. Hier wohnt Clauren und wird von den Gebildeten verabscheut; darum war alles neugierig auf den Menschen, der es gewagt, mit ihm anzubinden." Er wurde von Künstlern wie Rauch und Schadow,[1]) Devrient (dem Genossen Hoffmanns), Schriftstellern wie Fouqué und Wilibald Alexis, und von Buchhändlern aufgesucht, so daß er sich „wie im Märchen" vorkam; es waren ja Männer, zu denen er seit seiner Kindheit mit Bewunderung aufblickte, und denen er einen Teil seiner Bildung oder wenigstens Anregungen für sein schriftstellerisches Schaffen verdankte. Die folgenden Briefe sind voll der Freude über diese ehrenden Auszeichnungen, und noch am 12. Oktober schreibt er: „Gerne bliebe ich bei den lieben Leutchen noch den ganzen Winter; es ist sehr angenehm, so geehrt und geliebt zu sein." Inzwischen hatte er die Kontroverspredigt herausgegeben.[2]) Dem Bruder, der sie ungleich im Ton fand, schreibt er: „Ich denke darüber ganz wie du; auch ich fand immer allzu gut, daß besonders in den letzten Teilen von dem Ton abgewichen ist. Die Schuld davon schreibe nicht mir allein, sondern den Umständen zu: ich fing sie in Paris an, setzte sie in Brüssel fort, schrieb daran in Antwerpen und Gent und vollendete sie in Kassel. Muß man da nicht aus dem Tone kommen? In der literarischen Mittwochsgesellschaft mußte ich sie an Schadows Abschiedsfeste[3]) vor einer ungeheuren Versammlung von Staats- und Kirchendienern, Künstlern, Dichtern und Gelehrten vorlesen. Sie fand viel Beifall, und als ich selbst bemerkte, daß der zweite Teil unkünstlerisch verschieden sei vom ersten, da schüttelte mir der alte Nicolovius,[4]) Präsident der kirchlichen Ange-

[1]) Wohl der jüngere Schadow, siehe unten.

[2]) Vergl. auch die Polemik gegen Clauren in den Memoiren des Satan, 2. Teil, der Festtag im Fegefeuer, Abschnitt 2.

[3]) Friedrich Wilhelm Schadow, ein Sohn Johann Gottfrieds, bisher Professor an der Königlichen Akademie, ging damals, zum Direktor der Maler-Akademie berufen, nach Düsseldorf.

[4]) Ein Bruder von Goethes Neffen?

legenheiten, die Hand und machte mir das rührende Kompliment, daß mich ein edler Zorn im zweiten Teil nicht recht zum Scherz kommen lasse. Diese Predigtrezension von einem Berliner Papst oder Zionswächter war mir so auffallend als angenehm."

Das ist nun ein herrliches Bild, wie der apollinische Jüngling hier in der Metropole der Intelligenz vor solch erlauchter Versammlung die Sache des guten Geschmacks führt; es muß ihm keine kleine Befriedigung gewesen sein, vor den Berlinern so zur Geltung zu kommen, die er als Schwabe immer im Verdacht hatte, daß sie auf seine Landsleute etwas herabsähen, und nicht am wenigsten erfreulich in dem Bilde des damaligen Hauff ist das naive Entzücken, mit dem der Gefeierte von seinen Erfolgen nach Haus berichtet.

Nach der Mitte des Oktober, etwa am 20., verließ Hauff Berlin (sein Aufenthalt hatte fünf Wochen gedauert) und begab sich zunächst nach Leipzig. Aus Leipzig, wo er von Buchhändlern mit Verlagsanträgen überlaufen wurde, schreibt er den unter Nr. 27 mitgeteilten Brief in die Heimat, worin er sich über Theodor Hell ziemlich wegwerfend ausspricht, was auffällt, da er noch wenige Monate vorher die Abendzeitung selbst mit Beiträgen versorgt hatte. Er knüpfte in Leipzig Beziehungen mit Brockhaus, dem Verleger der Blätter für literarische Unterhaltung an, dem er im folgenden Jahr von Stuttgart aus eine Reihe von Kritiken sandte. Er verkehrte dort mit einem Herrn Gerhard, verschmähte es aber, sich Saphir vorstellen zu lassen, und konnte Herloßsohn nicht kennen lernen, der am Nervenfieber darniederlag. In Dresden wurde er von Tieck „ungemein ehrenvoll" empfangen und durfte auch an einer von dessen berühmten Vorlesungen teilnehmen, was er als würdigen Abschluß seiner Reise betrachtete.

Am 17. November war er wieder in Nördlingen bei seiner Braut. Die Reise hatte nicht nur die Kontroverspredigt, sondern auch die „Bettlerin vom Pont des Arts", den Märchenalmanach auf 1827 und den zweiten Teil der Satansmemoiren gezeitigt, für die Phantasien im Bremer Ratskeller und jene Skizzen, die wir unter dem Titel „Ein paar Reisestunden" als nachgelassenes Fragment kennen, die grundlegenden Eindrücke geliefert.

Die „Freien Stunden am Fenster" erschienen ebenfalls 1826 in Fausts „Eremit in Deutschland".

Die Bettlerin fing im Morgenblatt kurz vor Hauffs Rückkehr in die Heimat an zu erscheinen; die Fortsetzungen laufen vom 17. November bis 21. Dezember 1826 und sind enthalten in den Nummern 276 bis 305.

Hauff hatte also das Manuskript, etwa von Dresden aus, vorausgeschickt. Der nächste Brief, den wir nun wieder haben, ist der unter dem 26. Dezember an Karl Herloßsohn[1]) in Leipzig gerichtete. Herloßsohn scheint ihm den Antrag gemacht zu haben, mit ihm zusammen eine neue Mystifikation Claurens zu unternehmen; Hauff lehnt mit Hinweis auf die schon eingegangenen Verpflichtungen ab und fährt dann fort:

„Überdies weiß ich nicht einmal, ob ich nicht in den nächsten zwei Monaten mit „angemessener Arbeit" auf die Festung komme; der Minister der auswärtigen Angelegenheiten gab mir zu verstehen, daß ich mein Leibweißzeug rüsten solle, weil mich Metternich wegen des 2. Teils meiner Memoiren des Satan verklagen wolle." — Nun weiß man ja bei Hauff, wenn er so etwas sagt, nie, wie weit der Ernst geht und wo der Spaß anfängt. Daß die Sache aber nicht so ganz ohne war, kann man nach dem, was Hase und andere an sich erfuhren, wohl glauben, und wenn Hauff damals sich wirklich durch eine strafrechtliche Verfolgung bedroht sah — eine solche Geschmacklosigkeit ist Metternich an sich doch durchaus zuzutrauen —, so hätte er durch eine eigentümliche Verkettung des Schicksals (oder sollen wir es einem nun einmal in der Familie liegenden Zug zuschreiben?) das Schicksal des Großvaters und des Vaters geteilt, mit den bestehenden Gewalten in Konflikt zu geraten.

Den Monat Dezember dürfen wir uns ausgefüllt denken mit den Vorbereitungen zur Übernahme des Morgenblatts, zu der sich Hauff nun doch entschlossen hatte, nachdem die Verhandlungen mit Heine zu keinem Resultat geführt hatten. Er selbst sollte nur den

---

[1]) Ich weiß nicht, ob der Herr Herlossion, der in der Besprechung der Taschenbücher auf 1828 so schlecht wegkommt, mit ihm identisch ist.

belletristischen Teil übernehmen, während der wissenschaftliche Teil seinem Bruder Hermann übertragen wurde, der dann nach Wilhelms Tode auch an dessen Stelle einrückte und die Redaktion bis 1863 fortführen sollte.[1]) Das mit dem Morgenblatt verbundene Literaturblatt, in dem Hauff während des Jahres 1827 eine Reihe kritischer Beiträge erscheinen ließ, redigierte nach wie vor Wolfgang Menzel, mit dem also Hauff auch in dieser Zeit noch fortdauernd in Geschäftsverbindung gestanden hat. Für die recht schroffe Haltung des Literaturblattes Walter Scott gegenüber, besonders bei Erscheinen von dessen „Leben Napoleons" (in 8 Teilen) ist Hauff nicht verantwortlich zu machen, wiewohl es scheint, daß auch er von einer bedingungslosen Bewunderung Scotts, beziehungsweise des historischen Romans, noch zurückgekommen ist.

In dieser Zeit (Dezember 1826) erwirkte Hauff eine Verfügung des Konsistoriums,[2]) die ihn für drei Jahre noch von der Anstellung im Kirchendienste zurückstellt und anderseits ihm für diese Frist noch die Möglichkeit offen läßt, in den Dienst der Kirche zurückzukehren. Sie beweist, daß Hauff nicht mehr ernstlich daran dachte, von seinem Anspruch auf eine Verwendung im Staatsdienst Gebrauch zu machen, sich aber doch noch den Rückweg in denselben offen hielt. Am 1. Januar 1827 übernahm Hauff das Morgenblatt, das 1807 von Johann Christoph Friedr. Haug, dem Vetter des Dichters, begründet worden war. In der Redaktion waren neben Haug zuerst

[1]) Seine gesammelten Aufsätze erschienen als „Skizzen aus dem Leben und aus der Natur", 2 Bde., bei Cotta 1840.

[2]) Sie ist datiert vom 29. Dezember 1826.

Das Königliche Evangelische Konsistorium an den Prälaten D. v. Flatt.

Demselben wird der Auftrag erteilt, dem Seminaristen Hauff zu eröffnen, daß man ihm die nachgesuchte Dispensation von kirchlichen Geschäften auf drei Jahre erteilt haben wolle, nach Umfluß dieses Zeitraumes aber, wenn er während desselben nicht in den Dienst der vaterländischen Kirche, sei es im kirchlichen oder Lehrfache, zurückgekehrt sein sollte, wieder Anzeige zu erstatten sei.

Stuttgart, den 29. Dezember 1826.

Auf besonderen Befehl

Wachter. Rübler.

Weiſer, dann, von 1809 an, Thereſe Huber (Georg Forſters geſchiedene Frau) tätig geweſen. Im Jahr 1817 entzweite ſich Haug mit Cotta und trat von der Zeitſchrift zurück. Vom Jahre 1823 an war das Blatt von Cotta ſelbſt mit Hilfe ſeines Sohnes Johann Georg (geb. 1796) geleitet worden.

Wie Hauff ſeine Aufgabe als Leiter des Blattes auffaßte, geht aus dem Brief an Ludwig Robert vom 9. Juni 1827 hervor.[1])

Nachdem er ſo ſeine Exiſtenz feſt begründet ſah, konnte er zur Gründung des eigenen Herdes ſchreiten. Die Hochzeit ſcheint nach dem Brief an Herloßſohn zuerſt ſchon für die letzte Woche des Januar angeſetzt geweſen zu ſein, verſchob ſich aber dann[2]) bis zum 13. Februar, an welchem Tage der nun ſchon weithin gefeierte Dichter in Nördlingen mit der längſt Geliebten am Altare ſtand. Die Brautzeit hatte ſonach etwa drei Jahre gedauert, ſeit der erſten Begegnung des Paares waren 3½ Jahre verfloſſen. Vetter Haug nennt (wohl in einem mir nicht vollſtändig vorliegenden Hochzeitscarmen, wie ſie damals allgemein üblich waren) Hauff den

[1]) Am 13. Januar 1827 hielt Hauff die humoriſtiſche Rede bei der Taufe ſeines Neffen Wilhelm, des erſten Sohnes ſeiner Schweſter Sophie.

[2]) Vor der Verheiratung war die Erlangung des Bürgerrechts in einer württembergiſchen Gemeinde notwendig, und, um dem jungen Paare die größeren Koſten zu erſparen, womit das in Stuttgart verknüpft geweſen wäre, veranlaßte der Schwager von Hauffs Schwägern, der oben erwähnte Pfarrer Chriſtian Friedrich Gottlob Geiger (ſeine Frau Karoline war eine geborene Klaiber) unſeren Dichter, in ſeiner Gemeinde, Enzweihingen, Oberamts Vaihingen a. d. Enz, Bürger zu werden. Das Gemeinderatsprotokoll vom 10. Januar 1827, deſſen Mitteilung ich der Liebenswürdigkeit des dortigen Gemeindevorſtandes verdanke, ſpricht nach Erörterung der äußeren Verhältniſſe des Petenten die Aufnahme Wilhelm Hauffs als Bürger jener Gemeinde aus, die es ſich, wie mir Herr Schultheiß Boſſert von dort ſchreibt, „noch heute zur hohen Ehre anrechnet, einen ſo großen Mann als den Ihrigen bezeichnen zu dürfen.“ Ich teile den bezüglichen Protokoll-Auszug unter den Beilagen mit.

Mit welchen Gefühlen Hauff der Hochzeit entgegenging, zeigt der Hochzeitsgruß aus Berlin an ſeinen Vetter Karl Grüneiſen vom 18. September 1826, der wie ein Skizzenblatt zu den Phantaſieen im Bremer Ratskeller anmutet und nur bedauern läßt, daß ſo viele von den darin entrollten heiteren Ausſichten ſich für den Dichter ſelbſt nicht verwirklichten.

Liebling der Götter, da er die Erkorene seines Herzens errang.[1]) Wie glücklich sich Hauff jetzt fühlte, das geht aus jeder Zeile des drei Tage nach der Hochzeit, schon wieder von Stuttgart aus, geschriebenen Briefes hervor, den er an seinen alten Freund Adolf Christian, damals Repetent am Seminar Schönthal, richtete, und noch wärmer spricht er sich aus in dem mit ganz einziger Unmittelbarkeit geschriebenen Brief an Moritz Pfaff vom 18. Februar, der ein so reizvolles Bild von dem idyllischen Glück des Paares entwirft und an die bekannte Schilderung Schillers aus den Flitterwochen erinnert. Er bedankt sich darin für die ihm von den Freunden in den jungen Ehestand gestiftete Standuhr aus Alabaster, wie sie fortan jedes Mitglied der Kompagnie als Hochzeitsgeschenk erhielt. Kein früherer Stand — und er habe schon viele durchlaufen, als da sind: Lyceist, Seminarist, Student, Burschenschaftler, Kandidat, Hofmeister, Schriftsteller, Reisender, Rezensent, Redakteur — habe ihm so gut gefallen, wie ihm jetzt der Ehestand gefalle. Was er in diesem Brief sehr offenherzig Pfaff gegenüber über diejenigen der Freunde äußert, die ihm das Geschenk überbracht, läßt erkennen, daß diese rasch philiströs und trocken geworden waren, so daß Hauff den enthusiastischen Ton der Tübinger Zeit nicht wiederfand und seine tiefsten Gefühle in sich verschließen mußte. Doch hatte man gerade damals die Kränzchen in Stuttgart fortzusetzen begonnen, und wer dauernd oder vorübergehend in der Residenz sich aufhielt oder leicht herüberkommen konnte, wie z. B. der bald nach Ludwigsburg versetzte Christian, nahm daran teil.

Mit der Redaktion des Morgenblattes ging es nicht so glatt ab, wie Hauff sich gedacht, — wiewohl er auf Schwierigkeiten bei der autokratischen Natur Cottas gefaßt sein mußte. Wie schon gesagt, hatte dieser die vorangehenden Jahre hindurch das Blatt allein mit seinem Sohn, einem Stallmeister und Kammerherrn,[2]) geführt. Als Hauff das Blatt einen Monat lang geleitet hatte, ergaben sich

[1]) Klaiber, Nord und Süd, 1878, Mai (Band 5, Heft 14), in dem Aufsatz „Wilhelm Hauff", den ich mehrfach als Quelle, insbesondere auch für Briefstellen benutzte.

[2]) Vielleicht das Urbild des Kampen in den Letzten R. v. M.

Differenzen zwischen den Wünschen Cottas und den Ansichten Hauffs, die dazu führten, daß Hauff, der in solchen Dingen keinen Spaß verstand, und dessen empfindliches Ehrgefühl leicht verletzt war, die Redaktion — obwohl mit blutendem Herzen, da sein Hochzeitstag schon bestimmt war — in die Hände Cottas zurücklegte. Nun gab der alte Herr nach. Da unserm Hauff jedoch die Rücksichten, die er zu nehmen hatte, große Schwierigkeiten gemacht hatten, wurde ausgemacht, daß alle politischen Artikel dem Literaturblatt überwiesen werden sollten.

In dem Brief an Winkler vom 17. April, in welchem sich Hauff über diese Verhältnisse ausspricht, ist auch das offene Bekenntnis über seinen Standpunkt als Schriftsteller bemerkenswert. Aus diesem Brief geht noch hervor, daß er schon damals, im April, mit einem tirolischen Roman beschäftigt war, der im Jahre 1809 spielen, und dessen Held Andreas Hofer sein sollte. Wie Stoffe in der Luft liegen! Zu ganz der gleichen Zeit schrieb seltsamerweise Karl Immermann sein Trauerspiel in Tirol (die Vorrede ist vom 5. August 1827 datiert), in dem er gleichfalls den Sandwirt verherrlichte. — Für den Herbst plante Hauff, was ich schließlich noch aus jenem Briefe hervorheben will, eine Reise nach Leipzig.

Das Morgenblatt erschien täglich in Großquart, dessen Seiten in der Mitte gespalten sind. Als allgemeines Motto, das jedem ersten Blatt im Monat wieder vorgedruckt ist, dienen die Klopstockschen Verse:

> Wenn Geist mit Mut ihr einet, und wenn in euch
> Des Schweren Reiz nie schlummernde Funken nährt,
> Dann werden selbst der Apollonia
> Eifrigste Priester euch nicht verkennen.

Jedes einzelne Blatt hat dann noch sein besonderes Motto, das gewöhnlich dem Inhalt des Hauptartikels angepaßt ist oder sich auch wohl auf hervorstechende Tagesereignisse bezieht. Hier finden sich neben Goethe und Schiller Klopstock, Uhland, Shakespeare, W. Scott, Jean Paul, Hölderlin, Jacobi, aber auch ausländische Namen, Tasso, Dante, Delavigne, ja sogar Bibelstellen (Citate aus

Pſalmen) vertreten. Wehmütig beziehungsvoll berührt das Motto vom 5. Januar (Nr. 5):

Ich bin bereit, zur Ewigkeit zu gehn,
Noch eh' ſich der Minutenzeiger wendet,
Werd' ich vor meines Richters Throne ſtehn,
Doch wiederhol' ich's, meine Beichte iſt vollendet.

Der Text jeder Nummer beginnt mit einem poetiſchen Beitrag; darunter befinden ſich Beiträge von Ludwig Robert, Karl Simrock, Wilhelm Müller, Karl Grüneiſen und Hauff ſelbſt. Hauff nennt ſich nirgends mit vollem Namen, zeichnet auch nirgends als Redakteur; ſeine eigenen Beiträge ſigniert er mit H. W—m, höchſtens lüftet er das Viſier ſoweit, daß er W. H. zeichnet. Enthalten iſt von ihm im 21. Jahrgang (1827), dem ſeiner eigenen Redaktion, die Novelle „Jud Süß", die ſämtlichen Rätſel (Roma, Nr. 270 vom 10. September, Logogryph, Nr. 228 vom 22. September 1827), die Gedichte „Entſchuldigung", „Jeſuitenbeichte", „Serenade", Nr. 285 vom 28. September 1827, „Lehre aus Erfahrung" (29. Mai, Nr. 128), „Schriftſteller" (24. Mai, Nr. 124), das Fragment einer Überſicht über die jüngſt erſchienenen Werke aus dem Gebiete des hiſtoriſchen Romans mit der Selbſtrezenſion der „Letzten Ritter von Marienburg", endlich die Überſicht über die Taſchenbücher von 1828 (Fragment) und die nach Hauffs Tod beſonders veröffentlichte Einleitung dazu. Auch ein Teil der Skizzen erſchien im Morgenblatt, ſiehe gleich unten.

Bei ſeiner Verheiratung bezog Hauff eine Wohnung in dem Heimburgſchen (früher Hartmannſchen) Anweſen, auf dem ſogenannten Bollwerk — am höchſten Punkt der Gartenſtraße —, das Ende der 70er Jahre der nach Weſten weiter geführten Kaſernen- und der an die Gartenſtraße anſchließenden, damals neu eröffneten Seidenſtraße hat weichen müſſen. Es war ein echtes Dichterheim, mit einem ſchönen großen Garten, der bis an die altertümliche Stadtmauer reichte, und der Gedanke hat etwas Verſöhnliches, daß der Dichter ſeinen letzten Sommer wenigſtens unter ſo zuſagenden äußeren Umſtänden, beſeligt von dem Glück tiefſter und reinſter Liebe, ver-

bringen durfte. — — Zur Vergleichung mit den heutigen Preisen setze ich die Originalpreise verschiedener Schriften Hauffs her.[1])

Bilder, die ihm seine Verehrer gestiftet, schmückten samt jenem Liebeszeichen der Kompagnie sein Heim: Der Lichtenstein (damals nur das Jägerhaus tragend) in Öl gemalt, und zwei Wasserfarbenskizzen[2]) aus dem Roman, die Bauernstube des Pfeifers von Hardt mit dem spinnenden Bärbele und Georg vor der Zugbrücke im Zweikampf mit dem Herzog, sowie eine Kopie des Bildes, das ihn zu der „Bettlerin vom Pont des Arts" angeregt hatte. Im Schatten mächtiger Bäume am Fuß der Stadtmauer liebte er an schönen Sommertagen zu schreiben.

Viel Arbeit füllte noch diesen Sommer. Außer den aufgezählten Beiträgen für das Morgenblatt waren es Studien für den „Andreas Hofer", die Herausgabe des Cottaschen Damentaschenbuchs auf 1828, für das er auch die Erklärung der Kupfer schrieb, ferner die Redaktion des Frauentaschenbuchs für 1828, das „Bild des Kaisers" (September), die „Phantasien im Bremer Ratskeller", „Die Bücher- und die Lesewelt" (unter dem Titel „Bilder von W. H.", Nr. 85—90), und die Skizzen, die unter dem Titel „Ein paar Reisestunden" als letzte Spende nach seinem Tode im Morgenblatt veröffentlicht worden sind. Er bereitete auch selbst schon eine Gesamtausgabe der Novellen vor und schrieb das für die Adresse Härings bestimmte Schreiben an Herrn W(ilibald) A(lexis) Spöttlich als Einleitung dafür.

Der damals am Theater San Carlo in Neapel als Kapellmeister wirkende, aus Stuttgart stammende Komponist Julius Bene-

---

[1]) Der Märchenalmanach auf 1827 kostete mit Kupfern auf feinem Velinpapier gedruckt und sehr zierlich gebunden: 3 fl. = 1 Rtlr. 1 Gr. sächs.

Die Kontroverspredigt 1 fl. 15 Gr. sächs.

Lichtenstein 3 Teile, gr. 12°, eleg. brosch. 6 fl. 30 kr. = 3 Rtlr. 12 Gr.

Mitteilungen aus den Memoiren des Satans, 2. Teil, 3 fl. oder 1 Rtlr. 21 Gr. sächs.

[2]) Jetzt im Besitz von des Dichters Nichte, Frau Oberstudienrat Klaiber.

dikt, der im Jahr 1827 zu Besuch in der Heimat weilte, bat Hauff um einen Operntext, den dieser ihm auch zusagte. Da Hauffs Text einen Stoff aus „der mittleren deutschen Geschichte" behandelte, so darf ich vermuten, daß die für Benedikt begonnene Oper dieselbe ist, aus der ich eine Reihe von ausgeführten Scenen mitteilen kann, wozu ein Titel aber fehlt. „Das Fischerstechen", von dem ich den Entwurf geben kann, ist nicht an eine geschichtliche Grundlage und an keine bestimmte Zeit gebunden und kann also mit der Benedikt versprochenen Oper nicht identisch sein, wie man bisher annahm, Hauff müßte denn gerade zwei Opern für ihn geplant oder das zuerst geplante „Fischerstechen" nachher fallen gelassen haben. Sonderbar ist, daß in beiden Stücken ein Graf von Gleichen vorkommen sollte.

Weiter und weiter breitete sich sein Ruf aus. In der Nr. 42 des Intelligenzblattes (einer monatlichen Beilage des Morgenblattes, worin neue Bücher und Musikalien angezeigt werden) konnte er neben A. von Arnim, Eichendorff und Robert „einer der beliebtesten Novellendichter und humoristischen Schriftsteller" genannt werden.

Seine allerletzte Arbeit war die Rezension der Taschenbücher im Literaturblatt vom 16. November 1827, die er schon erkrankt niederschrieb und die ohne Schluß abbricht; die Skizzenreihe „Ein paar Reisestunden" erschien vom 30. November ab in den Nummern 287, 288, 290, 291 und geht hier bis zu dem Wort „erzählen", wo sie mit dem Zusatz „Fortsetzung folgt" abbricht. In den Phantasieen und Skizzen, die 1828 bei Franckh erschienen, ist sie, wie die Ausgaben zeigen, aus dem Manuskript noch um den letzten Abschnitt vermehrt.

Im August reiste Hauff über München nach Tirol, wo er im Etsch- und Passeyertal Lokalstudien für seinen Roman machte. Mit der Wahl gerade dieses Stoffes kehrte er gleichsam zum Ausgang seiner Familie zurück.

Die Sehnsucht nach seiner jungen Frau, die seiner Fürsorge bedurfte, rief ihn vorzeitig zurück, so daß er August wieder in Stuttgart war und hier die für das Damentaschenbuch auf 1828 bestimmte Novelle „Das Bild des Kaisers" und die für das Frauen-

taschenbuch auf 1828 zugesagte „Die letzten Ritter von Marienburg" schreiben oder vollenden konnte.

Am 30. September hatte er in Göppingen eine Zusammenkunft mit Tübinger Studenten, offenbar Mitgliedern der Burschenschaft. Es ist möglich, daß die Zusammenkunft eigens zu Ehren Hauffs veranstaltet worden ist. Übrigens findet sich in der Liste der Teilnehmer fast keiner der aus Hauffs Studienzeit bekannten Namen mehr. Daß auch aus diesem Erinnerungsblatt die Vorliebe für Jean Paul spricht, ist schon erwähnt.

Eine der letzten Freuden, die Hauff noch beschieden waren, war der Besuch des ihm durch schriftlichen Austausch schon länger befreundeten, 8 Jahre älteren Wilhelm Müller aus Dessau. Da dieser in der Nacht vom 15. September in Weinsberg logierte, so wird er am 14. September Stuttgart verlassen haben.

Mit ihm teilte Hauff die Begeisterung für die Freiheitskämpfe der Hellenen, deren Auswüchse Hauff freilich auch kannte und im zweiten Teil der Satansmemoiren persifliert. Am 1. Oktober starb Wilhelm Müller, und die Nachricht von seinem ganz unerwarteten Hinscheiden muß Hauff recht nahe gegangen sein. Am 8. Oktober hatte er dem auf einem Spaziergange bei Urach, wo er Repetent am Seminar war, verunglückten und an den Folgen dieses Sturzes gestorbenen Universitätsfreund Frisch[1]) das letzte Geleit zu geben; er hat mit anderen Freunden zusammen den Sarg getragen. Daß er sich bei dieser Gelegenheit erkältet habe, hat man angenommen, es wird aber durch die Ansicht Riedes in dem jetzt mitzuteilenden Bericht über Hauffs Krankheit und Tod nicht bestätigt.

Über die Erkrankung Hauffs schreibt sein Freund Christian

---

[1]) Frisch war nach jenem Unfall zu seinen Eltern nach Stuttgart gereist, wo er bis zu seinem Ende verpflegt wurde. Wer der zweite der Jugendfreunde sei, die Hauff nach einigen Darstellungen seines Lebens kurz vor seiner Erkrankung verloren haben soll, habe ich nicht finden können. Conz kann es nicht sein, denn dieser starb zu Göppingen erst am 8. August 1828. Vielleicht beruht diese Nachricht auf einem Irrtum. Wenigstens finde ich keine Spur eines Freundes, der auch zu dieser Zeit gestorben wäre.

Heinrich Riecke an seinen Bruder Adolf am 3. Dezember 1827 folgendes:

„Hauffs Krankheit dauerte ungefähr 4 Wochen; sie fing an wenige Tage nach Hermanns Hochzeit (26. Oktober), erschien aber lange gar nicht so bedeutend oder gefährlich; er war nur ins Haus gesprochen, klagte über schlechten Magen und allgemeines Übelbefinden, sein Bruder suchte ihn durch Vomieren und Laxieren zu heilen, und wirklich fühlte er sich am Sonntag, den 4. vor. Monats,[1]) wieder soweit hergestellt, daß er mittags bei schönem Wetter eine kleine Spazierfahrt machte. Allein wie erstaunte ich, als ich, nachdem ich wegen einer Erkältung selbst drei Tage zu Hause geblieben war, am nächsten Donnerstag zu Hauff kam! Ich dachte nicht anders, als ich werde ihn nun wieder vollkommen gesund finden; da kommt mir aber Luise mit der Nachricht entgegen, wie es in der vorhergehenden Nacht mit Hauff schlimmer geworden sei, und wie gerade Hermann mit dem nunmehr zugezogenen Dr. Zeller bei ihm seien. Beide wußten aber nicht, was sie aus der Krankheit machen sollten, welche sich jetzt durch Beengungen beim Atmen äußerte; wir waren sogar geneigt, die ganze Sache für Einbildung und Hypochondrie zu halten; wir verargten es dem Hauff, daß er so wenig Rücksicht auf die Umstände seiner Frau nehme, und ich hatte mir schon vorgenommen, ihm seinerzeit darüber die Meinung zu sagen.

Am Samstag, den 10., in der Nacht zum Sonntag, wie es scheint, beschenkte Luise ihren Gatten nach langen Stunden banger Sorge mit einer Tochter. Hauff mußte aber schon beständig zu Bette liegen und „tat sich", wie Riecke weiter schreibt, „doch zuviel Gewalt an, indem er an diesem Tag[2]) ungefähr 3 Stunden außer dem Bett zubrachte." Zudem konnte die Gemütsbewegung nicht anders, als höchst nachteilig auf ihn einwirken. Demungeachtet war er am folgenden Morgen (Montag) noch im stande, seine Frau einen Augenblick zu besuchen, und dies war das letzte Mal, daß

---

[1]) 14 Tage vor seinem Tode.

[2]) Damit meint Riecke wohl den auf die Geburt der Tochter folgenden Sonntag.

sie einander sahen.[1]) Ich kam an diesem Tage auch hinauf und traf ihn ziemlich heiter, er ließ sich sein Kind herüberbringen, nahm es auf die Arme und gab es dann auch mir, indem er sagte: „Das erste in der Kompagnie; dafür, daß es ein Mädchen ist, kann ich nicht." Besonders interessierte ihn die, wie er meinte, gebogene Nase des Kindes, eine Eigentümlichkeit der Hauffschen Physiognomie.

So mußte man ihm dasselbe noch die drei folgenden Tage zeigen; das letzte Mal (Donnerstag) lag er schon im Fieber. Erst an jenem Montag erhielt die Krankheit den Namen „Schleimfieber", aber am folgenden Donnerstag hieß sie „Nervenfieber". Das Delirium begann zuerst mit langen Unterbrechungen, in den letzten Tagen (also Freitag bis Sonntag) wurde es nur selten durch schnell sich wieder verwischende und nie ganz lichte Momente des Bewußtseins unterbrochen. In solchen Augenblicken schwebte ihm der Tod vor; schon am Montag hatte ihn das Vorgefühl desselben ergriffen; er entdeckte es seiner Mutter und bat sie, ihm die Augen zuzudrücken. Später nahm er mehreremal von ihr und seinen übrigen Verwandten Abschied; dies namentlich am Vorabend seines Todes; er äußerte in seinen letzten Tagen unter anderem: „Er fühle mehr, als er sagen könne", „er wolle zeigen, wie man sterben müsse", „er verdanke es dem Gebet seiner Mutter, daß er dem Tod lächelnd entgegensehen könne", „22[2]) und 25 Jahre, ein braves, liebes Weib, die schönsten Aussichten, und alles dies vorbei". Er betete einmal mit besonders deutlicher Stimme: „Vater, in deine Hände empfehle ich meinen unsterblichen Geist!" Er sprach viel von uns und anderen Freunden; es war, wenn ich nicht irre, am vorletzten Tag, daß er verlangte, man solle Stühle hereinbringen und den runden Tisch herstellen, damit sich der Feuerkranz[3]) versammeln könne. Über die Schändlichkeit des „Wertheim"[4]) schimpfte er derb. Seinen Angaben nach empfand er nie Schmerzen, sondern er behauptete stets,

---

[1]) Die ganze letzte Woche stand Hauff nicht mehr auf.
[2]) Luise ist im Januar 1806 geboren.
[3]) Das Kränzchen der Feuerreiter, siehe oben.
[4]) Ein Buch?

er befinde sich recht gut; seine Phantasieen waren beinahe durchaus heiter und von einem freundlichen lächelnden Gesicht begleitet; nur in einer der früheren Nächte verfolgte ihn die Idee, er habe ein schweres Verbrechen begangen und er werde daher am andern Morgen um 8 Uhr hingerichtet werden. Das einzige, womit man ihn beleidigte oder ärgerte, war, daß man ihn nicht zum Bett heraus ließ. Der Todeskampf war hart und lang, doch minder arg als bei Frisch. Bei der Sektion zeigte sich das Herz zu klein und die Milz zu groß; im Hirn hatte sich durch die Krankheit eine Verhärtung gebildet; sonst fand man aber nichts, so daß man die Gewißheit erhielt, Hauff sei einzig an seiner letzten Krankheit gestorben. Ob aber diese ohne äußere Veranlassung oder durch eine solche entstanden, ist sehr zweifelhaft. Frischs[1]) Pflege und Beerdigung kann nicht wohl den Grund dazu gelegt haben; ob ein anderer Arzt, durch den Anfang der Krankheit aufmerksam geworden, ihrem unglücklichen Ausgang hätte vorbeugen können, ist schwer zu entscheiden."

Am Sonntag, den 19. November, hauchte der erst Fünfundzwanzigjährige seine Seele aus. Die Teilnahme, welche Hauffs Tod erregte, war auch nach diesem Gewährsmann groß und allgemein, in Stuttgart selbst und im ganzen Lande. Er wurde auf dem Hoppelaukirchhof begraben.

Ein Felsblock vom Lichtenstein, nur mit seinem Namen und der Dichterleier geschmückt, bezeichnet seine Ruhestätte, der ein Epheu vom Eingang der Nebelhöhle immergrünen Schmuck verleiht. Seine Gattin wurde hier im Jahre 1867 neben ihm zur Ruhe bestattet.

Das Morgenblatt selbst zeigte seinen Tod zunächst nicht an; wohl aber ist dem Artikel über die Taschenbücher auf 1828 im Literaturblatt, der das Letzte sein sollte, was Hauff schrieb, folgende Mitteilung der Redaktion als Note beigefügt:

„Wir müssen uns der traurigen Pflicht entledigen, unsern Lesern anzuzeigen, daß der Verfasser des hier abbrechenden Aufsatzes über die Taschenbücher, Herr Dr. Wilhelm Hauff, heute gestorben ist.

---

[1]) Siehe S. 109.

Dieſer Aufſatz wurde von ihm erſt während ſeiner kurzen Krankheit begonnen und iſt als die letzte Gabe ſeines liebenswürdigen Humors zu betrachten. Sanft ruhe die Aſche des Frühvollendeten!

Stuttgart, den 18. November 1827.

Die Redaktion des Literaturblattes."

Wie er an einem Sonntag geboren iſt, ſo iſt er auch an einem Sonntag hinübergegangen. Es war in der Mittagsſtunde ¼ vor 1 Uhr. Erſpart ſind ihm geblieben alle Enttäuſchungen, wie ſie mit einem höheren Alter unausbleiblich verknüpft ſind. Von Apolls ſilbernem Bogen ſchwirrte die Sehne, die ihm den Todespfeil ſandte. Er war im vollen Sinn des Worts ein Frühvollendeter, und obwohl er uns bei längerem Leben das Beſte vielleicht erſt noch geſchenkt hätte, ſo bietet ſeine Entwickelung doch, wie ſie iſt, in gewiſſer Art ein abgeſchloſſenes Bild, das Bild einer edlen Frühreife, der der ganze Duft jugendlicher Friſche noch anhaftet, das immerdar herzerfriſchende Gegenſtück zu allem Gequälten, Philiſterhaften, Geſchraubten, Anempfundenen, und wenn es das Kennzeichen des Genies iſt, aus verborgenen Tiefen hervorzubrechen und ſeine Blüte überraſchend zu entfalten, ſo iſt auch er, wiewohl er nicht das ganze Gebiet der poetiſchen Möglichkeit und Darſtellungsmittel erſchöpfte, in ſeiner Art ein Genie geweſen. Wie 22 Jahre vorher bei Schiller, ſo durchzuckte auch jetzt wieder das geiſtige Deutſchland ein tiefer Schmerz in dem Gedanken, daß hier viel geiſtiges Gut unwiederbringlich verloren gegangen ſei und daß in dieſe Lücke nicht ſogleich wieder ein anderer treten werde.

Und was iſt es ſchließlich, was uns ſo ſehr an ihm anzieht? Iſt es nicht jene allem Menſchlichen ſich verwandt fühlende Lebens- und Daſeinsfreude, die auf dem Grund einer ſanften Melancholie ruht, einer Melancholie, wie ſie Gottfried Keller in einem ſeiner ſchönſten Gedichte beſchreibt, einer Melancholie von ſo ganz anderer Art, als die ſtürmiſche eines Nikolaus Lenau? Es iſt wahr geworden, was er am Schluß ſeines Lichtenſtein ſich hoffend kaum zu geſtehen wagt, — die Frage iſt beantwortet, die er dort aufwirft: „Ob auch das holde

Fräulein von Lichtenstein, ob Georg und der alte Ritter mit ihnen heraufschwebt, ob jener treue Spielmann seinem Grab entsteigt und hinaufzieht nach der Burg, das Fest mit Gesang und Spiel zu schmücken?" Ja, sie steigen alle herauf, die Geister, wenn auf der Wiese über der Nebelhöhle Pfingsten gefeiert wird, und setzen sich mitten unter die zechenden Männer und holdseligen Frauen und tafeln mit ihnen, und der Zauber des jungen Frühlings läßt Vergangenheit und Gegenwart hold ineinanderfließen, daß uns am hellen Tage so dämmerselig zu Mute wird, und die Geister des Weins mit dem süßen Blütenduft, der durch die Luft weht, uns unversehens hinwegführen aus der Wirklichkeit und uns tief hinabschauen lassen in den Schacht längst verrauschten und doch immer neuen Glückes und Leides. — Der Zauberer aber, der solche Wunder mit magnetischem Stäbchen wirkt, er steht dort oben neben dem Schlosse, heiteren Angesichts, ein seliger Wirker, griechischen Geistes voll, und schaut, wie dereinst sein Herzog Ulrich, lächelnd ins Land hinaus, das er so sehr geliebt.

Riecke, der treue langjährige Freund, wurde zum Kriegsvogt der Witwe[1]) bestellt und nahm sie und die kleine Waise in treue Obhut. Er sorgte dafür, daß schon im folgenden Jahr durch Gustav Schwab eine Gesamtausgabe von Hauffs Schriften veranstaltet wurde, damit die Hinterbliebenen die Früchte von des allzufrüh geschiedenen Vaters Schaffen in möglichst vollem Maße zu genießen bekämen. Er veranlaßte auch die Herstellung einer Porträtbüste des Verewigten durch Wagner, von der jedem Mitglied der Kompagnie ein Exemplar zugestellt wurde. Zum nächsten Andenken besorgte er den Druck der Rede Grüneisens, der so bald schon Hauffs Hochzeitsgruß aus Berlin mit einem letzten Gruß am Grabe zu erwidern hatte.

Riecke fügt seinem Bericht über Hauffs Ende zu: Seine Witwe und ihr Kind, das am 21. November in der Hospitalkirche getauft wurde (und für das Luise die gesamte Kompagnie zu Paten bat),

[1]) Eine Einrichtung des alten württembergischen Rechtes, die bald darauf abgeschafft wurde, eine Art Vormundschaft.

ſind zum Glück bis jetzt immer wohl. Sie werden wahrſcheinlich auch für die Zukunft in Stuttgart bleiben und in dasſelbe Haus mit Klaibers ziehen.

Frau Hauff iſt zeitweiſe (ſeit Georgii 1829) nach Nördlingen verzogen, aber ſchließlich doch wieder nach Stuttgart, an das ſie ſo teure und ſchmerzlich ſüße Erinnerungen feſſelten, zurückgekehrt und hat in der Schloßſtraße Nr. 10, zuletzt in der Rothestraße Nr. 18 gewohnt. Im Sommer 1841 wurde von den Mitgliedern der Kompagnie (von welcher damals Riecke — ſeit 1837 — und Knaus — ſeit 1840 — in Tübingen weilten) eine Zuſammenkunft mit Hauffs Witwe und Tochter Wilhelmine auf dem damals ſeit kurzem neu erſtandenen Schlößchen Lichtenſtein veranſtaltet. Bald darauf, 1844, ſollte die vielgeprüfte Frau den Schmerz erleben, auch noch die geliebte Tochter, ihr einziges Kind und ihren Troſt, hingeben zu müſſen. Erſt am 30. Juni 1867 iſt ſie ſelbſt (an einem Magenleiden) geſtorben, treu bis an ihr Ende das Andenken ihres Gatten bewahrend, deſſen Ruhm ſich von Jahr zu Jahr weiter ausbreitete; am 31. Juni jenes Jahres wurde ſie, wie erwähnt, an der Seite des ihr ſo lang ſchon Vorangegangenen auf dem Hoppelaufriedhof zu Stuttgart beerdigt.

Uhlands Gedicht „Auf Wilhelm Hauffs frühes Hinſcheiden" erſchien im Morgenblatt Nr. 291 vom 5. Dezember 1827, welches das Motto trug:

Du ſchieneſt uns mit Feuerblicken
Noch jüngſt Fortunens Lieblingsſohn,
Und in dem Morgen Deines Lebens ſchon
Schnitt Atropos ihr Werk in Stücken. (Seume.)

Das im Namen der Freunde gedichtete und am Grabe geſprochene Gedicht Guſtav Schwabs, das wir unter den Beilagen geben, brachte das Morgenblatt vom 7. Dezember 1827, Nr. 293.

Einen Nachruf in Proſa enthält der zweite Teil des teilweiſe mitgeteilten Artikels „Wilhelm Müller und Wilhelm Hauff" von A. Böttiger in Dresden.

W. Alexis widmete dem heimgegangenen Freunde „einen Freundes-Nachruf" in dem von ihm gemeinsam mit Friedrich Förster herausgegebenen Berliner Konversationsblatt Nr. 238 vom 1. Dezember 1827 und einen weiteren in den Blättern für literarische Unterhaltung, 1828, Nr. 3 und 4, in dem er die Grabrede Grüneisens, den Nachruf Schwabs und eine Widmung Haugs „Als Wilhelm Hauff starb" mitteilte.

Anerkennende Besprechungen seiner letzten Schriften brachte das Literaturblatt in Nr. 100 vom 14. Dezember 1827 über das Taschenbuch für Damen auf 1828 und in Nr. 101 vom 18. Dezember 1827 über die Phantasieen im Bremer Ratskeller (unterzeichnet G. — Grüneisen?).

Aus dem Nachlaß wurde, wie erwähnt, das Fragment „Ein paar Reisestunden" in den Nummern 287—291 des Morgenblattes vom 30. November an (mit dem Zusatz am Schluß: Die Fortsetzung folgt, ohne daß der Abschnitt „Von neun bis zehn Uhr" hinzugefügt wäre), sowie das Gedicht „Serenade" in Nr. 285 (28. November) veröffentlicht.

Im Jahre 1840 wurde dem Dichter auf einem spitzen Vorsprung des Felsens von Lichtenstein ein Denkmal in Gestalt einer Büste errichtet, das also seine Witwe und seine 13jährige Tochter schon in Augenschein nehmen konnten, als sie mit den Freunden im folgenden Jahr das Schloß besuchten. Möglicherweise hatte der Ausflug auch eben diesen Zweck.

Die Vaterstadt hat ihrem Sohn am 7. Juli 1882, 80 Jahre nach des Dichters Geburt, ein Denkmal auf dem Hasenberg inmitten gärtnerischer Anlagen gesetzt (von W. Rösch modelliert), auf einem Platze, von dem aus man die Höhen der Alb, insbesondere den Hohenstaufen und Hohenzollern, sehen kann.

Wir geben der Hoffnung Ausdruck, daß der 100jährige Geburtstag des Dichters Veranlassung geben möge, das Geburtshaus in der Eberhardsstraße und das Wohnhaus der Familie in Tübingen mit Gedenktafeln zu zieren. Nach des Dichters Namen sind Straßen in Stuttgart, Ulm, Friedenau bei Berlin benannt worden.

Die Freunde ließen, wie erwähnt, gleich nach Hauffs Tode von Theodor Wagner, einem Schüler Danneckers, eine Büste modellieren, von der jedes Mitglied der Kompagnie einen Abguß erhielt. Das Bild des Dichters wurde von J. M. Holder gemalt, von C. Dertinger gestochen.

Rezensionen von Schriften Hauffs und zeitgenössische Abhandlungen über ihn.

Morgenblatt, 2. September 1825, über die Memoiren des Satan.
Abendztg., 15. Okt. 1825, Ankündigung des „Mann im Mond".
Morgenblatt, 9. Dezember 1825, Lit. Beil. Nr. 94.
Gesellschafter, 19. Mai 1826, Nr. 79.
Wegweiser im Gebiete der Künste und Wissenschaften, Nr. 44 (Beilage der Abendzeitung vom 3. Juni 1826): Ankündigung des Lichtenstein.
Wegweiser ꝛc. vom 9. August 1826, Nr. 63 (Beilage zur Abendzeitung 189): Lichtenstein, Rezension.
Lit.-Blatt Nr. 76, vom 22. September 1826.
Gesellschafter 7. März 1827, Bemerker Nr. 6: H. Clauren und seine Doppelgänger von Karl Ad. Friedr. Riedmann (1805—30 Schriftsteller, seit Nov. 29 Redakteur der Mitternachtszeitung).
Blätter für liter. Unterhaltung (15. Mai 1827) Nr. 113.
Wegweiser 87 zur Abendzeitg., vom 31. Okt. 1827: Th. Hell über die Letzten N. v. M.
Wegweiser 94 zur Abendzeitung, vom 24. Nov. 1827: Märchenalmanach auf das Jahr 1828.
Berliner Konv. Bl., 1. Dez. 1827, Nr. 238 (red. v. Fr. Förster und W. Alexis): Freundesnachruf v. W. Alexis.
Beil. zum Morgenbl. vom 14. Dezember 1827, Lit. Bl. 100.
Hesperus 1827, Nr. 279, von Haug (1823 Nr. 279, 1113). Berliner Konv. 1827, Nr. 238, 249?
Neuer Nekrolog d. Deutschen, V. Jahrg. 1827, II. Teil Nr. 371, S. 961 bis 971.
Jenaische Allg. Lit. Zeitung, Nr. 58, vom März 1828: Über Novellen 1. Band. Von L. M—l.
Blätter für liter. Unterh., Nr. 114 (16. Mai 1828): Über das Bild d. Kaisers.
Bl. für lit. Unterh., 1828, 4—6.
Bl. für lit. Unterh., Nr. 240 (17. Okt. 1828): Rezens. der Gesamtausg. der Novellen. Band 182). Referent 152.

Blätter für lit. Unterhaltung, Nr. 167, vom 20. Juli 1829: Novellen 3. Band, Die Letzten R. v. M. Referent 98.
Blätter für lit. Unterhaltung, Nr. 259: Die letzt. Ritter v. M. Referent 152.
Zeitgenossen, 3. Reihe, 1. 1829.
Literatur-Blatt Nr. 40, vom 19. Mai 1829.

II. Briefe von Wilhelm Hauff.

Aus den Blaubeurer Briefen an Christian Heinrich Riecke.[1])

1.

Am 12. Juni 1819 geht Hauff, wie er schreibt, gerne auf den Vorschlag einer regelmäßigen Korrespondenz ein; er hatte an Riecke erstmals geschrieben, nachdem dieser in den Osterferien in Tübingen mit ihm zusammen gewesen war.

2.

In dem Briefe vom 3. August 1819 beantwortet er sodann die Frage nach dem berühmten Hochaltar in der Klosterkirche folgendermaßen (Riecke hatte nur von einem Gemälde sprechen hören):

„In der Stadtkirche kenne ich keines, als einige alte Helfensteinsche Wappen; es muß also wohl im Klosterchor sein, denn die Kirche selbst ist ein Fruchtboden. Im Chor steht ein unermeßlich hoher Hochaltar, der nach dem Zeugnis aller Kenner, ich will mich für keinen solchen ausgeben, sehr viel künstlerischen Wert hat und viele Fremde herbeilockt. Er hat doppelte Thüren, die außen und innen bemalt sind. Wenn man die beiden ersten Flügel öffnet und gehörig stellt, so bilden sie Scenen aus der Geschichte Johannes des Täufers, die sehr gut und noch frisch erhalten sind. Oeffnet man die zweite Thüre, so erscheint die Geschichte Jesu, in erhabener Arbeit von einem der größten Künstler Deutschlands ausgeschnitzt.[2]) Der

[1]) Rieckes Adresse war damals: An Herrn Stud. Christian Riecke, bei Herrn D(r). Riecke in Stuttgart beim Spitalplatz.

[2]) Nach Eduard Paulus arbeiteten am Blaubeurer Hochaltar mehrere Meister, beteiligt war Zeitblom, vielleicht auch der jüngere Syrlin. Es

nämliche verzierte auch das Münster in Ulm; die Pfaffen hier stachen ihm nachher die Augen aus, daß er nicht einen schöneren Altar an einem anderen Orte mache.[1]) Unten sind die Köpfe der 12 Apostel und von Jesus, in Lebensgröße, sehr schön gearbeitet, angebracht. Es wäre der Mühe wert, daß Du deswegen hierherkommst, da Du ein so großer Verehrer der Kunst bist."

In demselben Brief bespricht Hauff das Verbot der „Stuttgarter Hefte", wie Riecke, mißbilligend und fährt dann fort:

„Was denkst Du auch von Tübingen und seinen Stürmen? Wir hören hier beinahe nichts von solchen Sachen. Vor 8 Tagen schrieb mir zwar meine Mutter, Völker und Gräter haben ihre Papiere hergeben müssen, aber in 8 Tagen geschieht so viel Neues! Was wird wohl endlich das Ziel aller dieser Sachen sein? Gott gebe, es sei ein heilsames! Auch Blücher soll mit Jahn verwickelt sein. Von Tübingen kam neulich ein Schreiber hier an, den ich noch aus der Schule kenne; dieser erzählte uns, die Burschen haben wollen das Lamm erstürmen, als Gräter und Völker Hausarrest bekamen,[2]) und die ganze Nacht haben sie ärger gewütet, als bei der Lustnauer Suite.[3]) Wenn sie nur auch etwas Gutes herausstürmten! Mit der edlen Turnkunst und allgemeinen Burschenschaft, diesem so nützlichen Verein, wird es wohl in Tübingen bald auf der Neige sein, und auch uns droht das Ende unseres Turnens. Mögen sie es immer aufheben; wir setzen es dennoch im Stillen fort, und Ephorus und Professoren, die unserm Turnen garnicht abhold sind,[4]) ignorieren

ist ein ganz gefaßtes, in Gold und Farben strahlendes Werk von verwegenem Reichtum, doch nirgends überladen. Erst durch oftmaligen Besuch ist der ganze Strom geistigen Lebens und künstlerischer Glut, die hier ausgegossen, zu fassen.

[1]) Eine Fabel, die man auch von anderen Künstlern erzählt, z. B. von dem Verfertiger der Straßburger Uhr und dem Nürnberger Uhrmacher Hele, dem Erfinder der Taschenuhren.

[2]) Vergl. die Memoiren des Satan. — Das „Lamm" ist ein Gasthof.

[3]) Die sog. Lustnauer Schlacht zwischen Studenten und Bauern am 8. März 1819.

[4]) Überhaupt muß der Ephorus Reuß, über den sich Hauff noch oft beklagt, später den Bedürfnissen der Jugend mehr Rechnung getragen haben.

es und lassen es fortdauern, wie zuvor. Oken[1]) und einige andere, die dem preußischen Despotismus noch entgangen sind, spürt man scharf nach. Bei uns herum ist man sehr wachsam auf sie; ich hoffe aber, es wird sie jedermann, der nur ein wenig ehrlich denkt, entkommen lassen."

3.

Nachdem Hauff schon in dem vorhergehenden Brief vom 1. November auf die ihm von Riecke ausführlich geschilderte Verfassungsfeier der Stuttgarter Gymnasiasten auf der Feuerbacher Heide am 28. Oktober zurückgekommen war (— „über eure patriotische Feierlichkeit habe ich mich recht verwundert. Wie majestätisch mag wohl der Herr Riecke ausgesehen haben, als er mit lauter Stimme seine Eidesformel vorsprach")[2]), berichtet er in dem

4.

Brief vom 4. Dezember 1819

eingehend über das Programm zu dem vom Seminar geplanten Verfassungsfest, wozu sich die Zöglinge halbwegs in Feldstetten auf der rauhen Alb mit den Uracher Kameraden treffen sollten, und unter anderem über die abgehaltenen Singproben, infolge deren bei den meisten Heiserkeit eingetreten sei. Der Ephorus hatte zwar versprochen, den Huldigungstag recht feierlich mit ihnen zu begehen; aber „es siehet windig damit aus; denn Wein, Bier, Feuer und Gesang, was uns Jungen das Liebste ist, fürchtet er ärger als den Teufel und seine Lusten."

Indessen rückte der bestimmte Tag, Donnerstag, der 24. November, heran.

„Schon am Mittwoch sank uns der Mut, da die Nachricht kam, es sei kein Bier genehmigt." — Es wird nun der Marsch von Blaubeuren nach Feldstetten beschrieben, wie sie dort lange vor den Urachern angekommen seien, Hunger und Durst gehabt und sich zum Wein gesetzt hätten, bis der Ephorus angekommen sei, vor dessen Eintritt man aber das Getränke noch habe entfernen können. Auf freiem Felde habe die Feier stattgefunden, erst sei ein Lied von Bauer[3]) gesungen worden, dann habe dieser die in der

[1]) Professor in Jena, damals landflüchtig.

[2]) Riecke war hochgewachsen und von stattlicher Figur. — Hauff beobachtet in allen diesen Briefen dem Residenzler und Sohn eines angesehenen Mannes gegenüber einen liebenswürdig bescheidenen Ton. Hier allerdings kann er seine immer rege Necklust nicht unterdrücken.

[3]) Der erwähnte Mitschüler Hauffs.

Tat schöne Rede gehalten, welche der Verfasser übrigens noch am nämlichen Tag in Zorn und Lustigkeit in den — geworfen habe.

„Nach der Rede zog man Paar um Paar, je ein Uracher und ein Blaubeurer, ins Rathäuschen. Eine Arie (sic!) wurde angestimmt, die aber die Uracher nicht recht eingeübt hatten und die also nur zur Hälfte und nur sehr schlecht gesungen werden konnte. Hierauf hielt Ephorus Reuß eine erbärmliche Rede, beinahe eine Stunde lang, worin er als die größte Neuigkeit den Begriff von Verfassung zergliederte, ein paar Dutzend Jahreszahlen brachte und am Ende den größten Teil der Verfassungsartikel vorlas. Zum guten Glück predigte er meistens schlafenden Ohren. Nach der Rede fraß man (ich bediene mich nicht ohne Grund dieses Ausdruckes, da auf den Mann 3 Pfund Fleisch gerechnet waren) in einem engen Saale, wo der arme Senat von Feldstetten gewöhnlich seine Beschlüsse faßt. Er mochte 9—10 Schuh in der Höhe betragen und sollte trotz seinem kleinen Raum über 100 Menschen fassen, denn Professoren, Pfarrer und Standesgenossen aßen auch mit. Unter dem Essen herrschte die größte Unordnung in Ansehung des Weines. Als das Essen vorüber war, erwarteten wir, daß jetzt die Alten sich schieben würden, daß wir kommersieren könnten. Aber daran war nicht zu denken. Finkh, Professor in Urach, sagte laut: „Ich will doch nicht hoffen, daß die Blaubeurer kommersieren werden? In diesem Fall würde ich mit meinen Leuten sofort aufbrechen!" Unser Ephorus, der alte Ja!-Herr, stimmte ihm bei, und so wurde uns das Handwerk gelegt. Man sang zwar einige Lieder, aber was war's? Einige Lieder, die der Uracher Speismeister [1]) mit seinen Leuten probiert hatte: Schütze Gott unsern Herrn u. s. w., lauter alte, durchgepeitschte Sachen. Als wir trotz dem Mißfallen, das es vor jenem Herrn hätte erregen können, einige Lieder, z. B. den Landesvater anstimmten, gab man uns keinen Wein mehr. Die meisten gingen nun geradezu aus dem Ratshaus ins Wirtshaus und kamen ziemlich betrunken zurück. Des Ephorus Buben, die trotz unserer Mißbilligung mitgenommen worden waren, haben wir so besoffen gemacht, daß der betrübte, niedergeschlagene Mann sie auf ein Bett legen und mit ihnen heimfahren mußte. Unser Rückzug war traurig und unter lauter Verwünschungen." [2])

---

[1]) Der Betreffende war ein ehemaliger Hofmusiker, im Seminar Musiklehrer; seine Frau war Speismeisterin.

[2]) Ich habe gerade diesen Brief gerne vollständig gegeben, weil er mir für Hauff in seiner satirischen Art und in seiner kühnen Auflehnung gegen die zopfige Autorität charakteristisch zu sein scheint. Hier regt sich, zum ersten Male so deutlich, ein übermütiger Geist in dem künftigen Verfasser der Memoiren des Satan; scheint in dem burschikosen Schluß nicht schon der spätere Hauff in seiner ganzen Schalkheit durchzublicken?

5.

Aus dem Brief vom 16. Juni 1820:

(Riede am 14. Juni: Ueber Sands Ermordung läßt sich viel denken und fühlen, aber wenig sagen. Doch in diesem Punkt, bin ich überzeugt, sind wir eines Sinnes, und Du teilst sicherlich meinen Schmerz und meinen Unwillen).

Du hast ganz recht geahndet, daß ich in meiner Ansicht über Sand mit Dir übereinstimme. Nur freue ich mich recht über seinen Tod, insofern er offen und frei für seine Meinung gestorben ist. Würde es Dir lieber gewesen sein, wenn er in seinem Kerker ein kränkliches Leben fortgeführt hätte und wäre am Ende entkräftet gestorben? Da hätte man wohl von seinem Tode viele falsche Gerüchte verbreitet: seine Feinde hätten ihn als schwach geschildert, seine Freunde hätten nicht gewußt wie? wo? und wann er starb? So ist's ihm wohl gegangen, und recht schön hat sich an ihm bewährt, was er bei seinem Scheiden von Tübingen unserem Repetenten Schumann ins Stammbuch schrieb: „Pulchrum est pro patria mori!"

(Riede darauf am 27. Juni: Daß Sand so schön gestorben ist, freut mich ebenso wie Dich; allein, daß er gemordet wurde, empört mich; denn einen so kranken, der Auflösung so nahen Menschen hinzurichten, ist höchst unrechtlich. Es war dieser Streich aber gewiß auch nicht politisch.)

6.

W. Hauff an Nane Klaiber.

Tübingen, den 28. Oktober 1820.

Liebe Nane!

Sie haben zwar Ihrem l. Brief an Marie auch nicht eine Zeile an mich beigelegt, aber dennoch nehme ich mir heraus, Ihnen zu schreiben, und zur Strafe einen recht langen Brief, weil ich glaube, Sie haben es aus keinem anderen Grunde unterlassen, als weil Sie sich zu schwach fühlten, weiter zu schreiben.

Wenn es dieser Grund ist, so ehre ich ihn, und es würde mir auch die kleinste Zeile wehe thun, von der ich wüßte, Sie haben sie mit Anstrengung geschrieben.

Daß unsere kleine Reise von Erligheim nach Tübingen gut vorbeigegangen ist, wird Ihnen schon Wilhelm geschrieben haben. In

Erligheim habe ich schöne Tage verlebt; danken Sie Ihrer lieben Schwester in meinem Namen für ihre viele Güte und Liebe. Sie scheint freilich mit mir nicht ganz zufrieden gewesen zu seyn, denn ich war die meiste Zeit über so traurig, daß ich mit der heiteren Gesellschaft der Herren Doctoren nicht übereinstimmte. Aber es war mir unmöglich, meine Traurigkeit zu brechen. Denn wie konnte ich heiter erscheinen, da ich von Ihnen und den Ihrigen mich kaum losgerissen hatte, wie konnte ich in die Fröhlichkeit der übrigen einstimmen, wenn ich Sie, meine Freundin, mir leidend dachte? Ich weiß gewiß, Sie werden es einsehen und mich entschuldigen — Ihrer Schwester aber erschien ich dadurch von Anfang als stolz, was mir sehr wehe that.

Aber wie geht es mit Ihrer Gesundheit? Ist sie noch so gut wie in der Vakanz? Wie Sie oft recht heiter waren, da freute ich mich und dachte, jetzt sey es wieder recht gut! und dennoch klagten Sie so oft; darf ich nicht hoffen, daß es besser sey? Herr Vogel wird viel dazu beitragen, Ihnen die langweiligen Herbst- und Winterabende zu verkürzen (?). Sie werden nicht über mich lachen, wenn ich diese Abende langweilig nenne. Denn mir wenigstens sind sie es. Nach Haus darf ich Abends nicht mehr; und im Kloster bin ich in ganz neuen Verhältnissen, mit denen ich noch nicht zurecht komme; Ihre Brüder sind Abends in der Stadt, und so habe ich wenige, oder Niemand, mit dem ich recht herzlich sprechen kann. Da werden Sie es mir nicht übel nehmen, wenn ich zuweilen zu Ihnen spreche, wenn ich auch keine Antwort erhalte?

Geht es besser mit Ihrer Gesundheit, als es in der Vakanz gegangen ist? Daß ich recht herzlich Theil daran nehme, werden Sie überzeugt seyn. O! Daß ich Ihnen eine recht heitere Seelenruhe geben könnte, die gewiß für Sie so heilsam wäre.

N.(ach)S.(chrift) den 31. Nv. (soll heißen Oktober).

Wundern Sie sich nicht, wenn Sie nur von meiner Hand einen Brief erhalten. Marie konnte wirklich[1]) nicht schreiben, sie ist krank.

---

[1]) Schwäbisch = gegenwärtig, zur Zeit.

Autenrieth[1]) hält die Krankheit nicht für bedeutend, es iſt eine hier herrſchende Seuche, wodurch ſie aber noch einige Tage im Bett gehalten werden möchte. Da ich nun mit meinem Brief nicht länger warten mag, ſo bekommen Sie ihn allein.

Es wäre freilich eine größere Empfehlung für ihn geweſen, wenn Marie zugleich geſchrieben hätte; — halten Sie es mir aber zu gut und laſſen Sie mich nicht ſo lange auf Antwort harren. Ueberhaupt wäre es ſehr gut, wenn Sie gleich jetzt noch an Marie ſchreiben, es wird ſie doch in ihrer Krankheit aufheitern.

Antwort fehlt.

7.

W. Hauff an Nane Klaiber.

Tübingen, den 19. Nov. 20.

Wie ſehr mich Ihr Brief, liebe Nane! überraſchte, können Sie ſich nicht denken. Schon hatte ich gänzlich darauf verzichtet auch nur eine Zeile zu bekommen, und jetzt liegt ein ganzer, langer Brief vor mir, ein Brief, der Ihr Zutrauen zu mir auf eine Art an den Tag legt, die mich nicht anders als erfreun, — entzücken muß. Sie haben alſo meine geringen Kräfte, die ich zu Ihrer Erheiterung aufzubieten bereit war, nicht verſchmäht, Sie haben es ſogar erfreulich gefunden? Aber wie ſoll ich die Stelle in Ihrem Briefe verſtehen: mein gutes Herz ꝛc. bürgen Ihnen dafür, daß ich Sie aufheitern möchte, aber Sie werden ſchon durch den lebendigen Wunſch, dies zu thun, erheitert? Dies ſoll wohl ſoviel ſagen, als, an meinem Wunſche ſeyen Sie ſchon zufrieden, es wäre Ihnen aber läſtig, wenn ich ihn erfüllen wollte? Aber weil ich denn doch unter „Die Lieben in der Ferne" mitgerechnet bin, ſo ſchreibe ich wieder, zugleich auch um Ihnen wieder eine Probe zu geben, daß ich Ihrer immer, und mit Theilnahme gedenke.

Ich habe mich freilich jetzt mehr angewöhnt in meinen neuen Verhältniſſen, aber dennoch finde ich oft noch Stoff zum Mißmut;

[1]) Ein Verwandter von Joh. Heinr. Ferd. von Autenrieth, dem Kanzler, mit der Hauffſchen Familie befreundet.

besonders wirklich,[1]) wenn ich nachts aus meinem Fenster über die Gegend hin blicke und rings alles sich schon in Winter hüllte, was vor kurzem noch grün war, o! da werde ich so traurig, daß alles Leben verschlungen ist und auch kein Blättchen der Flur geblieben ist, das an die Vergangenheit uns erinnern könnte. Doch aus so düsteren Gedanken richtet mich Ihr freundliches Immergrün auf, denn es ruft mir zu, daß etwas doch dem Menschen geblieben sei, das er aber gläubig bewahre vor des Lebens Stürmen, die Hoffnung!

8.

Nane Klaiber an W. Hauff.

Rosw(ag), d. 14. J(anuar) 21.

Ich hoffe, Sie werden mich nicht verkennen, lieber Wilhelm! weil ich Ihnen so lange nicht schreibe; wie könnte das auch sein, Sie wissen ja, daß ich krank bin! — Auch jetzt vermag ich nicht Ihr Schreiben zu beantworten; nur wenige Worte sollen Ihnen sagen, daß mich Ihr Brief recht sehr erfreute, daß es mich immer innig freut, wenn es Ihnen gut geht, und daß ich oft an Sie denke.

Möchten Sie in Ihrem Kloster durch traute freundliche Umgebungen sich immer mehr heimathlich fühlen. Möchten Sie einen Freund finden, an den Sie sich mit aller Wärme und Innigkeit des Gemüths anschließen könnten, wie herzlich wünsche ich Ihnen dieß!

Sie erhalten diese Zeilen durch die Post, weil ich zu angegriffen bin, um auch an die teure Marie zu schreiben. Wenn ich Briefe von Ihnen erhalte, und ich kann Ihnen so bald nicht wieder schreiben, so bitte ich, zweifeln Sie nie an meiner Freundschaft.

Glaube und Vertrauen sind die Haupt-Eigenschaften der Freundschaft; lassen Sie diese Eigenschaften uns, in jeder Lage, gegenseitig festhalten.

Leben Sie wohl! Denken Sie öfters an Ihre kranke Freundin, welche die meiste Zeit im Bett zubringen muß, die aber doch heiter

---

[1]) S. oben.

ist, indem sie auch manche Ursache zu frohen heiteren dankbaren Gefühlen findet. Auch im Wechsel der Zeiten bleibe ich

Ihre treue Freundin

Nane Cl.

Vaihingen
(Stempel).

An Herrn Wilhelm Hauff,
Student im Stift
frey. Tübingen.

Antwort Hauffs und ein Brief Nanens fehlen.

9.

W. Hauff an Nane Klaiber.

Tübingen, den 23. März 21.

Ich ergreife die Gelegenheit, die mir Marie darbietet, Ihnen, teuerste Freundin, nach Ihrem Wunsche sogleich wieder zu antworten. Ihr Brief erfreute mich sehr, da er so herzlich ist und mir manche Zweifel hinwegräumte, die ich nicht aussprechen durfte. — Daß Sie meine Gründe, mit denen ich mein langes Schweigen entschuldigte, so unnatürlich fanden, muß ich sehr schmeichelhaft finden; aber so ganz unnatürlich möchten sie doch wohl nicht seyn! Sie haben mir zwar freilich keine Ursache zu solchen Grübeleien gegeben, doch finde ich es natürlicher und schicklicher, wenn ich mit mehr Zurückhaltung von Ihrer Erlaubnis Gebrauch mache, als wenn ich so vorschnell meine nachsichtige Freundin mit Briefen überhäufe. Auch finde ich sehr natürlich, daß ich einigen Grübeleien nachhänge, wie z. B. „ob ich denn auch gewachsen sei, durch meine Briefe Sie zu zerstreuen und aufzuheitern?“ Daß solche Fragen an mich das Schreiben oft verhindern konnten, werden Sie wohl so unnatürlich nicht finden? Doch eben das, daß ich Ihnen das sage, muß Ihnen ein Beweis seyn, daß ich, wie Sie selbst fordern, „offen sey und unbefangen im Mitteilen und Handeln.“

Doch zu dieser Offenheit gehört auch, daß ich Sie, wo Sie es verdient haben, ein wenig tadle. Können die Beschuldigungen

gegen den Frühling Ihr Ernst gewesen sein? Sollte in Ihnen, meine Freundin, der Gedanke an die Tage der Wonne, wo ringsum alles aufstrebt und sich neubelebt, Trauer erregen? Vielleicht, weil Sie in einem Frühling viel gelitten haben? Fremd erscheint mir dieser Gedanke in Ihrem, sonst für die Schönheit der Natur so empfänglichen Gemüt.

Mit Unrecht sagen Sie wohl, mit dem regen Treiben der Natur werde Ihre Schwäche größer. Sagen Sie besser: wie aus der langen Schwäche die junge Natur sich emporschwingt, so werden auch Ihre Kräfte sich verjüngen und Ihre Schwäche besiegen. Und in diesem Zustand der verjüngten Kraft hoffe ich werden Sie in 4 Wochen Ihren Freund empfangen, und mit der körperlichen Kraft wird die Ruhe und Heiterkeit des Gemüts zurückkehren, daß wir in ungestörtem Glücke der Wiedervereinigung uns freuen und des erwachten Frühlings.

Vergessen Sie bis dahin nicht Ihren W.

Zwischen diesem und dem folgenden Brief liegt der Aufenthalt Hauffs bei Nanens Familie in den Osterferien 1821.

10.

Lina Geiger an W. Hauff.

E(rligheim)., den 22. Mai 21.

Es wird Sie befremden, von mir einen Brief zu erhalten, ich thue es aber in Nanens Namen (nicht aus Auftrag), sondern aus Liebe zu einer Schwester, die mir unbeschreiblich teuer ist, diese aber wird Ihnen vielleicht nie mehr schreiben. Läugnen kann ich es Ihnen nicht, daß es mir schmerzlich war, Sie von einer Seite kennen zu lernen, die ich Ihnen nicht zugetraut hätte. Ich kann es nicht begreifen, wie Sie dazu kommen konnten, mit einem kranken Wesen so unzart und so unschonend umzugehen, Sie, der sich sonst so zart und teilnehmend gerade gegen dieses Wesen bewiesen. Ich gebe es zwar zu, daß jene Aeußerung N(anens) vor Ihrer Abreise Sie befremden, ja kränken konnte, aber daß Sie nicht fühlten, daß Sie unmöglich die Absicht haben konnten, Sie kränken zu wollen, in dieser Stimmung in der Sie selbst sie sahen, daß Ihr Stolz so ganz die Stimme des Herzens bemeisterte, das thut mir wehe an Sie.

War es Ihnen auch rätselhaft, warum haben Sie nicht hier von mir Aufklärung verlangt, die ich Ihnen hätte geben können, da ich ihre, Nanens,

Gefühlsart so genau kenne, statt mit jenem Stolze, mit jener Verachtung ein Wesen zu kränken, das sie schätzte und ehrte, und Ihnen so ganz wohl wollte. Warum vergaßen Sie so ganz, daß Sie nicht ein gesundes, lebensfrohes Mädchen, sondern ein, durch schwere heiße Leiden geprüftes, das die Welt und alles um sich her immer mit dem Blicke des vielleicht baldigen Scheidens betrachtet, und eben darum gewohnt ist, mit strenger Gewissenhaftigkeit alles abzuwägen, vor sich hatten (eine Gesunde würde anders gehandelt haben), aber Nane thut aus übertriebener Gewissenhaftigkeit sich selbst und Ihnen wehe, nicht ahnend, daß Sie sie so mißverstehen könnten, noch weniger ihr zutrauen würden, daß sie Sie beleidigen wolle. Welch ein Herz müßte auch in ihr wohnen, wenn sie so schändliche Absichten hätte haben können, sie, die von früher Kindheit an, nur Liebe und zarte Schonung, jedem, das sie umgab, bewies, und darum von manchen geliebt war. Ihren ersten Brief, den sie so ganz in beleidigtem Stolze schrieben, wollte ich Ihnen aber noch eher verzeihen, als den zweiten, der eine Antwort ist auf einen Brief, den wieder nur ein ganz krankes Wesen so schreiben konnte; ich gestehe es Ihnen offen, daß es meinem Stolze wehe thut, daß meine liebe fromme Schwester Ihnen so gut schreiben konnte, ich hätte Ihnen vielleicht gar nicht geschrieben, aber Nane schrieb Ihnen mit der Ahnung, daß dieß ihr letzter Brief an Sie sein könnte (dieß sagte sie mir selbst), und darum ließ sie nur ihr Herz sprechen, das voll des Wunsches war, ein zartes Verhältnis, das ihr lieb geworden war, wieder herzustellen und im Frieden zu scheiden von dieser Welt. Aus Ihrer Antwort aber erhellt, daß Sie dieses Herz aufs Neue verkannten, daß es Sie widrig ansprach, daß so gar kein Stolz in Nanens Brief sich aussprach, freilich wenig Stolz im Verhältnis zu einem stolzen Jüngling, der in seiner Antwort eine Art Triumph nicht verbergen kann. — Sie brauchen sich keine Mühe zu geben, aus Mitleid gegen Nane, Briefe zu studieren, die sie, wie Sie wähnen, ergötzen könnten; eines solchen Mitleids ist sie in der That nicht würdig.

Noch muß ich Ihnen bemerken, daß zwischen Nane und mir wenig über die Art Ihrer Gefühle gesprochen wurde, es that mir wohl Ihre zarte Teilnahme an der Leidenden, und diese erkannte ich dankbar. Ueberhaupt würde ich mir, wenn ich auch andere Gefühle bei Ihnen vermutet hätte, keine grauen Haare darüber haben wachsen lassen, wohl wissend, wie flüchtig Eindrücke derart bei Jünglingen sind.

Daß mein erster Brief an Sie so wenig freundlichen Inhalts ist, das thut mir in der That leid, ich bin mir, seitdem ich Sie das erste Mal nennen hörte, nur freundlicher Gesinnungen gegen Sie bewußt; daß nach diesen Erfahrungen etwas Bitterkeit in mein Herz kommen mußte, werden Sie wohl selbst fühlen, ich würde vielleicht auch ruhiger es ertragen haben, hätte ich Nane nicht gestern so übel verlassen, daß ich gar keine Hoffnung

mehr haben kann, daß sie uns wieder gesund geschenkt werden könne; vergeben Sie dem Schmerz der Schwester, wenn er sie bitter machte, das wollte ich nicht, nur Nanens Betragen hätte ich Ihnen gerne mehr enträtselt und können Sie sich noch nicht ganz darein finden, bleibt es Ihnen noch rätselhaft, wie sie zu jener Aeußerung habe kommen können, so weiß ich weiter nichts zu sagen, als daß auch wir oft auf Seiten des männlichen Herzens stoßen, die wir nicht enträtseln können.

D. 29. Mai. Soweit hatte ich letzthin geschrieben, als man uns schnell nach R. abholte, der Bote traf mich in Thränen über die Leiden meines Hauses, beim Anblick desselben befürchtete ich eine Todesbotschaft, auch jetzt noch dürfen wir uns auf alles gefaßt machen.

Leben Sie wohl, glauben Sie, daß an meinem Brief Nanens Stimmung gegen Sie keinen Teil hat. Ich schließe meinen Brief an Gottfried ein, der den Inhalt desselben nicht kennt, es würde mir leid thun, wenn Ihre teure edle Mutter von unsern Mißverständnissen Kunde erhielte. Leben Sie wohl.

Ihre Fr.(au) L. G. [Freundin?]

(außen) Herrn Wilhelm Hauff.

11.

Nane Klaiber an W. Hauff.

Rosw., d. 9. Aug. (1821).

Mit schwacher Hand ergreife ich die Feder, um an Sie, mein Freund, zu schreiben. Aber — indem ich bedenke, wie lange es ist, daß ich nicht mehr geschrieben habe — ziehen die verschiedenen Bilder der Vergangenheit an meiner Seele vorüber und erfüllen mein Herz mit Wehmut. — Auch zwischen uns beiden ist manches vorgefallen, das niemals hätte geschehen sollen, und die Erfahrung mag uns lehren: daß aus Uebereilung nichts Gutes hervorgeht. Meine Schwester hat — wie sie mir nachher erst sagte — an Sie geschrieben: sie wußte, wie empfindlich es für mein Gefühl war, mich von Ihnen verkannt zu sehen, sie — die mich kennt wie sonst niemand — wußte auch mein Benehmen gegen Sie zu beurteilen; und daher fühlte sie sich gedrungen, an Sie zu schreiben, um mich zu rechtfertigen. — — Wie nun auch dieser Brief sein mag — so traue ich doch Ihrem Herzen soviel Billigkeit zu, daß Sie — bei ruhigem Nachdenken sich in die damalige Lage meiner

Schweſter verſehen können; und daher würde es mich ſehr befremden, wenn Sie Line auf Ihren Brief nicht antworten. — *Ungern* berühre ich das Vergangene — und es iſt mir *recht* leid, wenn ich unangenehme Empfindungen in Ihnen erneuert habe; vielmehr wünſche ich völlige Vergeſſenheit. Meinem Herzen iſt es immer, beſonders in Tagen ſchweren Leidens — eigentlich Bedürfnis mit jedem in Frieden zu leben; und ich wünſche recht ſehnlich: daß auch zwiſchen uns alles vergeben und vergeſſen ſey; auch Sie, lieber Wilhelm, wünſchen dies, und Ihr letzter Brief, der aus unbefangenem Herzen voll des innigſten Mitgefühls, floß, verbürgt mir Ihre Geſinnung. Glauben Sie, daß meine Freundſchaft noch die gleiche iſt; denn ich kann das Vergangene nicht auf Rechnung Ihres Herzens ſchreiben; und in Ihrem *letzten* Briefe habe ich *Sie* wieder *ganz erkannt* und *gefunden*. Sie waren krank, lieber Wilhelm, *ſehr* krank! und in der Sorge um Sie hatte ich manche bange Stunde. Sind Sie doch wieder ganz wohl? möge das Gefühl der völligen Geſundheit Ihr Herz erfreuen. Möge künftig die Sorge um Ihre teure, kindlich verehrte Mutter nicht den reinen Himmel Ihrer Jugend trüben.

Marie iſt nun in Stuttgart: und Sie werden die geliebte Schweſter recht vermiſſen. — —

Ihrem Wunſche, daß künftig niemand Ihre Briefe ſehen möchte, kann ich nicht widerſprechen; Line ſelbſt erklärte mir, ſie wolle durchaus keinen mehr leſen; ſie könne ſich wohl an Ihre Stelle denken und wiſſe aus Erfahrung, wie ſtörend es für das Gefühl iſt, zu wiſſen, daß ein Brief in eines Dritten Hände kommt. Ueberhaupt muß ich Ihnen geſtehen, daß ich nie durch Line veranlaßt, ſondern aus eigenem Antrieb Ihre Briefe meiner Schweſter zu leſen gab; dieß ſoll aber künftig nicht mehr geſchehen. — — Unſere häusliche Lage iſt — wegen der Leiden meines guten Vaters, fortwährend *ſehr traurig*; und in der Sorge um Wilhelm fragt das Herz oft bang und zweifelnd: wie wird's noch werden? wie wird es künftig gehn? Doch liegt Vergangenheit, — Gegenwart und Zukunft in einer höheren Hand, der wir gläubig vertrauen, auch wo das kummervolle Gemüt keinen Ausweg ſieht. — Gedenken Sie in dieſen trüben Tagen auch öfters Ihrer fernen Freundin mit Teilnahme, und laſſen Sie auch bald

etwas von sich hören. — Müde und matt — lege ich die Feder nieder und sage Ihnen ein herzliches Lebewohl!

Ihre treue Fr.

Nane Cl.

12.

(Mai 1822).

Lina Geiger an W. H.

Lieber Wilhelm!

An dem Sterbebette unserer vollendeten Nane, wo ich mir auch Sie im Geiste anwesend dachte, nahm ich mir vor, an Sie zu schreiben, noch ehe die Verklärte in den letzten Tagen mir den Auftrag gab, Sie noch einmal freundlich von ihr zu grüßen und Ihnen Ihre Briefe zurückzusenden.

Aber wo soll ich nun Worte finden, um mich so bei Ihnen auszusprechen, wie ich es wünschte. Vermöchte ich nur Eines, was der Hauptwunsch meines Herzens ist, vermöchte ich das Bild der Entrissenen Ihnen so rein und unentweiht zu geben, als es in meinem Herzen lebt, ach Wilhelm, ich kann es nicht ertragen, wenn ich denke, daß es nicht fleckenlos vor Ihnen stehe, und daß vielleicht ich schuld daran sey. Hätte ich doch nicht an Sie geschrieben, es war Liebe von mir, aber es half Nane nichts und wohl hätte ich ihr manches erspart durch mein Schweigen, doch das hilft nun nichts mehr; aber eines beunruhigt mich inzwischen oft sehr, ich hörte nemlich in der Osteravalanz von Gottfried,[1]) daß Wilhelm[1]) gesagt habe, Sie erzählen die bewußte Sache ganz anders als ich. Wie traurig, wenn ich denken muß, Nane erscheine als unwahr, als untreu im Erzählen. Wie oft aber erscheint eine Sache ganz anders, wenn sie von mehreren auf andere übertragen wird, zumal wenn es oft schon einige Zeit angestanden ist; wie sie nun auch erschienen sey, so glauben Sie nur dieß Eine, daß es nicht von Nane herkam, daß diese bei ihrer zarten Gewissenhaftigkeit, bei ihrer Strenge gegen sich selbst, mir gewiß treu erzählte, o Wilhelm, glauben Sie nur

[1]) Die Brüder Nanens und Linens.

dieß, werfen Sie alle jede Schuld auf mich (wiewohl ich Sie heilig versichere, daß ich wenigstens absichtlich nichts ändern wollte und vielleicht nicht alles sagte) nur nicht auf Nane; sie wußte, sie erklärte oft und bereute es sehr, daß sie jenes Ihnen sagte, das nie hätte geschehen sollen, aber ein dunkles religiöses Gefühl leitete hier sie irre, sonst hat sie keine Fehler gegen Sie begangen, hätten Sie sie können hören urteilen über Sie, ach, hätten Sie überhaupt sie in der letzten Zeit gesehen, so sie gehabt wie ich, o Wilhelm, jedes andre Gefühl würde Ihnen weichen und Sie würden nur das Bild der Freundin, wie Sie es anfangs hatten, aufnehmen in Ihr Andenken, vermöchte ich dies über Sie, lieber Wilhelm, könnten Sie mir ganz glauben, o, dann wollte auch ich gerne zu vergessen suchen, wieviel Bitterkeit diese Geschichte in mein Leben mischte. Ach ich liebte sie so innig, und darum ertrug ich nichts so schwer, als wie sie verkannt, gekränkt wurde. Daß ich Sie noch einmal an das Vergangene erinnern mußte, schmerzt mich gewiß tief, ich hätte es Ihnen und mir so gerne erspart, aber wie konnte ich hoffen meinen Wunsch zu erreichen, da ich ja seit jener Zeit nichts von Ihnen sah oder hörte.

Sie erhalten hier Ihre Briefe, sie kamen in keines andern Hände als in die Meinen, und nur dieß, daß ich es nicht suchte, daß ich es ablehnen wollte, kann mich jetzt trösten darüber, daß sie mir mitgeteilt wurden.

Ich biete Ihnen jetzt über dem Grabe meiner heißgeliebten Schwester die Hand zur Versöhnung, (doch nur wenn Sie von Herzen es sein können), so lassen Sie uns wieder einander gut sein! o ich habe so viel, so unaussprechlich viel verloren, soll denn bei diesem Verlust auch noch so schmerzliches Gefühl mich begleiten?

Leben Sie wohl! lieber Wilhelm!

Ihre

tiefbetrübte Freundin

Lina Geiger.

13.

Wilhelm Hauff an Christian Heinrich und Adolf Riecke in Stuttgart.

Tübingen, Ende September 1821.

Montag, d. — (in der Vakanz halte ich mich nicht an den Kalender).

Bester Freund!

Es kommt mir vor, als verfolge mich das Unglück in dieser Vakanz, wenn ich eben den Fuß auf den Weg setzen will, hält mich wiederum ein anderer böser Dämon zurück. Es ist nicht, wie in der letzten Vakanz, wo Schottle so oft das Frühstück wegen mir verschob und mich zwölfmal begleiten wollte. Dort war es mein freier Wille, daß ich blieb; nein, jetzt muß ich säumen. Wie freute ich mich auf den Ball, auf das Viehfest,[1]) auf meine Schwester, auf euch u. s. w. — und der Teufel mußte mir bei Nacht einen geschwollenen Backen hindrechseln, daß ich doch ja nicht gehen könne. Jetzt freute ich mich, mit euch die kleine Reise nach Ellwangen u. s. w. zu machen, da stirbt, — stelle Dir das Pech vor, — stirbt jene alte Frau Vetterin, die mir so manchen Harten geschenkt; und weil sie keinen männlichen Verwandten hat, so bittet man mich auf den Knieen, ich soll ihr den letzten Liebesdienst thun und sie begraben helfen. Da sie mir in dubio auch etwas vermacht hat, konnte ich es — wiewohl mit schwerem Herzen, nicht abschlagen — was folgt hieraus? Daß ich eben leider nicht mit Euch gehen kann, denn Dienstag früh wird sie begraben und so komme ich erst Dienstag abends nach Stuttgart. Ihr aber werdet mir nicht den Dienstag zum Opfer bringen und noch einen Tag länger im Hafen verharren wollen, da es Euch, wie ich mir denken kann, mit Sturmeswehen in das Biermeer hinaustreibt. Dienstag Abend komme ich auf jeden Fall nach Stuttgart. Treffe ich Euch dann noch an, was natürlich mir das liebere wäre (aber euch nicht), so gehen wir Mittwoch zusammen. Seid Ihr aber schon per (was Ihr aber bleiben lassen könnt, oder einem jedem ½ Schoppen vor!), so muß ich

[1]) Das Cannstatter Volksfest.

eben allein nach Ulm zotteln, wo ich dann bis[1]) Samstag ſein will. Das ſiedende Donnerwetter ſoll aber in die ganze Geſchichte, beſonders in den Senſenmann ſchlagen, daß mir ein ſolcher Strich durch die Rechnung gepfuſcht wurde. Es wäre eigentlich doch geſcheiter, wenn Ihr noch einen Tag wartetet; denn Reyſcher und Pfäffle ſchadet es nichts; Dir aber, alter Nicke, nützt es, beſonders in Hinſicht: auf das neue Haus vor dem Cannſtatter Thor u. ſ. w. Seid alſo geſcheidt! Ich bringe Euch ganz nagelneue Hiſtörchen mit. — Lebe wohl! Ich muß jetzt zu einem Rämschen, dergleichen es jetzt alle Tage 8—10 gibt.

Dein und Euer aller, die ihr dieſes Geſchmier leſet,
gnädigſter und huldreichſter
W. Hauff.

P. S. Wartet doch ins Teufels Namen auf mich!

An Herrn Stud. Chriſtian oder Adolf Nicke
in Stuttgart.

Durch Carl Elſäſſer.

Auf dem Umſchlag ſteht noch: Guten Abend, Nicke!

14.

Wilhelm Hauff an Chriſtian H. Nicke.

1822 ? Datum fehlt, jedenfalls aber aus der Studentenzeit.

Beſter Junge!

Ich ſchreibe Dir hier noch vom Muſeum aus, um Dir doch zu zeigen, daß ich noch recht herzlich an Dich denke. Für Deinen Zuruf danke ich herzlich, er war recht gut gemeint, ich hatte mich aber inſoweit ſchon wieder gefaßt und betrage mich mannhaft. Deſto ſchwächer, zärtlicher u. ſ. w. ſollſt Du, wie ich höre, Dich betragen, indem Du den ganzen Tag zu den Beſen ſitzeſt und nicht einmal Deine Familie beſucheſt. Aber das iſt ganz in der Art großer Beſenhelden, daß ſie alles rings um ſich vergeſſen und nur ihren Damen

[1]) Dialektiſch = am.

huldigen. Pfui Teufel! ſchäm Dich! ſo arg hätt ich's nicht erwartet. Sei meinetwegen bis in die Ohren verliebt in Eine; aber Dein Herz wie Kuttelfleck lotweiſ' auszuhauen und preiszugeben, iſt gar kein Witz. Herzeneroberer! Wenn Du ſo fortmachſt, wie bisher, ſo beſeh' ich Dich in Stuttgart nicht, ob ich Dir gleich viel zu ſagen habe, was wir ſonſt in traulichen Stunden berieten, wo noch nicht Dein Herz und Sinne befangen waren. Nein! Deinen alten Freund mit ein paar erbärmlichen Zeilen abzufertigen? Gar nichts hätte mir nicht ſo wehe gethan. Aber ſich von 10 Wochen nicht ein halbes Stündchen abbrechen zu können, um einen alten Kameraden zu erfreuen, iſt ſchändlich. Nimm dieſen Wiſch an als gut gemeinte Mahnung und wolle ja nicht über einem ſchönen Lärvchen Leute zurückſetzen, die auch ein paar Worte verdient hätten. Gute Nacht.

Hauff.

15.

Wilhelm Hauff an Heinrich Riecke in Ellwangen.

Nördlingen, den 16. April 1825.

Lieber Bruder!

Du haſt gewiß den Aſſeſſor Bemperle für einen ſchlechten Kameraden gehalten und geglaubt, er ſei ſchon aus Nördl. wieder abgegangen, ohne Dich zu ſehen. Eine Geſchäftsreiſe Hügels, während welcher ich in St. bleiben mußte, verzögerte meine Ankunft, welche erſt geſtern früh erfolgte. Eine meiner erſten Fragen war nach Dir und ich erfuhr, daß Du vielleicht morgen (am Sonntag) hierher kommeſt; ſollte dies nicht ſein, ſo komme am Montag nach Baldern, wir wollen dort von vormittags bis abends 3 oder 4 Uhr auf Dich warten. Sollten Dich Geſchäfte abhalten, dorthin zu kommen, ſo nehme ich einen Wagen und komme Donnerstag nach Ellwangen zu Dir. Dies ſind die möglichen Fälle, wo ich Dich ſehen kann; daß mich ſehr darnach verlangt, kannſt Du Dir denken. Der erſte wäre freilich der ſchönſte, auch weil wir Dich Montags begleiten könnten; nicht viel weniger ſchön iſt der zweite. Der dritte iſt ſchon etwa weitläuf angelegt; er iſt aber nichts deſtoweniger feſt und ſicher beſchloſſen,

wenn Nr. 1 und 2 nicht möglich ist. Deinem Geschmack, der in so vielen Fällen als erprobt sich zeigt, überlasse ich die Wahl. Die schönsten Grüße von Luise und der übrigen Familie. Lebe wohl!

Dein treuer Bemperle.

NB. Samstag, den 23. reise ich nach St.

Herrn Oberjustiz-Riede Ref'är in Ellwangen.

16.

(Bericht über das Bestehen der höheren Dienstprüfung im Frühjahr 1825. Vorher hat Hauff geschildert, wie er von Fieber und Halsschmerzen geplagt, am entscheidenden Morgen auf Wunsch des Vaters seiner Zöglinge, des Ministers v. Hügel, dessen Wagen benützte).

— — Da hättest Du nun die Gesichter sehen sollen, die aus dem Consistorio herausschauten. Ein prachtvoller Stadtwagen mit Glasfenstern, herrliche Pferde mit schönem Geschirr, der Kutscher in voller Livree, ein Bedienter hinten droben! Vor dem Consistorium schreit der Kutscher: Brrr; die Pferde stehen, der Bediente fliegt heran, öffnet feierlich die Glasthüre, schlägt die reich gestickten Tritte auseinander, ein Paar seidene Strümpfe werden sichtbar, ein Arm mit einem prächtigen Patenthut kommt heraus — wer mag es wohl sein? — — Der Magister Hauff!! Heißt das geistliche Armut, heißt das christliche Demut?

17.

Aus den Briefen an die Braut 1824/5.

„— — Ein Pfarrer von zweiundzwanzig Jahren, ohne alle Erfahrung ist etwas Arges und ein Ehemann, der gerade vom Studenten her kommt, ist nicht viel besser. — —"

„Nach einem fürchterlichen Kampfe zwischen Vernunft und Liebessehnsucht" bittet er die Braut um ihre Zustimmung zur Annahme der Stellung in Hügels Hause.

„— — Ich übersende Dir diese dürftigen Versuche, nicht um als Dichter vor dir zu glänzen, so weit versteigt sich mein Stolz nicht, nein — sondern — verzeih' meiner kleinen Eitelkeit — um einst meine Worte aus Deinem süßen Munde zu hören.

18.

An Theodor Hell bei Ueberſendung des Othello
(Weihnachten 1825).

„Ich bin, wie aus anderen Arbeiten zu erſehen, nichts weniger als Fataliſt, was man aus dieſer Erzählung vielleicht folgern kann; ich habe das Faktum (dem einige wirkliche Fälle zu Grunde liegen) zweifelhaft hingeſtellt und dem Leſer überlaſſen, was er davon denken mag; habe den Stoff aber doch nicht unbearbeitet liegen laſſen wollen, da ich in der That einiges Intereſſe daran gehabt.

Ich habe, ehe ich es wagte, jene Memoiren in die Welt gehen zu laſſen, lange vorgearbeitet und Stoffe geſammelt, die nicht ohne Intereſſe ſein möchten. Ich habe ſie in Form von Novellen und Erzählungen teils ſchon niedergeſchrieben, teils ſo angelegt, daß ſie in Kurzem der Vollendung nahe ſind.

Einen Roman „Lichtenſtein“, an welchem ich ſeit zwei Jahren mit großem Eifer gearbeitet habe, werde ich bis zur nächſten Oſtermeſſe Ihrem gütigen Urteil vorlegen.

Ich werde Mitte April (1826) nach Paris abreiſen, ſollten Ihnen vielleicht für Ihr Blatt intereſſante Scenen und Charakterſchilderungen aus der Stadt und Provinz dienlich ſein? Gegen Herbſt werde ich das ſchöne Dresden beſuchen...

19.

(Stuttgart) 26. November 1825.

Der Schluß des November naht ſich; bis dahin habe ich Franckh meinen erſten Teil vom Lichtenſtein verſprochen und ich muß jeden Augenblick benutzen, um fertig zu werden.

20.

An Hermann Hauff.

Frühling 1826.

Es war nicht die Franckh'ſche Firma oder ſeine miſerabeln Verlagswerke, was mich zu ihm lockte, ſondern der Stolz, bei dem kleinſten Krämer zu verlegen und einzig durch mich ſelbſt bekannt zu werden.

21.

An die Mutter.

(Paris, Juni 1826).

Dieſe Zeilen ſind ſo eingerichtet, daß man jedem ſein Theil herabſchneiden kann.[1])

(Der Mutter.)

Theure Mutter! Von Dir habe ich auf der ganzen Reiſe noch kein Wort gehört. Nicht einmal Luiſe konnte mir beſtimmte Nachricht geben. Beruhige mich doch recht bald hierüber und ſchreibe, wie es mit Deiner Geſundheit ſteht.

Es würde ſehr zu meiner Ruhe beytragen. Ich befand mich immer ſehr wohl und hoffe es ferner zu bleiben. Nur auf dem Poſtwagen war mir etwas miſerabel zu Muth. Ich weiß, Du denkſt viel an mich; wie ich an Dich.

22.

(Hermann.)

Lieber Bruder! Auch von Dir erwarte ich ſeit 14 Tagen vergeblich einen Brief. Ich ſehe daraus, daß in St.(uttgart) für mich keine, oder keine ſehr wichtige Briefe angekommen ſein müſſen. Sollten welche ankommen, ſo empfehle ich ſie Deiner brüderlichen Sorgfalt. Wie geht es mit den Geſchäften, namentlich mit der Zeitung?[2]) könnte ich nicht von hier aus einiges ſchicken? Das Manuſcpt. wird jetzt ſchon im Druck ſeyn. Ich empfehle es Dir recht.

Treibe dabey auch den Frankh recht an, daß er nicht zu langſam macht, wie es ſeine Gewohnheit iſt. Beyliegendes ſchneide herunter und übergib es ihm. Ich wohne gerade gegenüber von der Kirche Petits Pères. Die erſten Tage hier ging mir das Getümmel ſehr im Kopf herum, jetzt habe ich einen klareren Blick gewonnen, auch mich ganz trefflich orientirt und fände mich von St. Lazare bis zum Observatoire, von la Roquette bis zum Place de Louis XV. zurecht. So oft ich über den Place Victoire gehe, der nicht weit von

[1]) Bezieht ſich auf die drei folgenden Briefe.

[2]) Wohl das Morgenblatt?

mir iſt, muß ich an Dein Hochzeitgedicht denken. Schreibe mir doch recht bald. Literariſche und Privat-Nachrichten ſind höchſt willkommen. Was ſagſt Du zum Uile Bœck im Théâtre Feydeau? Uhlendorffs laſſen grüßen. Martini habe ich noch nicht geſehen. Lebe wohl.

23.

(An die Klaiber ſamt Weibern.)

Ich hoffe meine Briefe kommen Euch immer richtig zu, richtiger als mir die Nachrichten über Euch. Intereſſantes weiß ich Euch über Paris nichts zu ſchreiben, weil das Porto ſo teuer iſt. Sophie wird es intereſſiren, daß man in Paris außer vom Tode Carl M. v. Webers, wegen welchem ſparſame Elegants ſchwarze Handſchuhe tragen, von nichts anderem ſpricht, als von den abſonderlichen Mariagen, ſo ſich in Tübingen zugetragen. Im Palais royal, auf der Chaussée d'Antin, im Garten der Tuilerien will man nemlich behaupten, Minna Auermüller ſey mit Froriep, obgleich es ſeine Eltern anfänglich nicht wollten, verſprochen; ferner Emilie Flatt, das liebenswürdige Kind, habe ſich mit dem fatalen, widerwärtigen Menſchen, dem Hermann Knapp verbunden; wie kann ich dieß mit ihren zarten Mondſchein-Empfindungen reimen; endlich hörte ich geſtern in der Passage Vivienne als eine ausgemachte Sache von einigen Diplomaten behaupten, der junge Baumeiſter aus Hamburg werde die ſogenannte — ‚Marie Knapp' heiraten!! Dieſe Nachrichten, obgleich ſie bis jetzt noch keinen großen Einfluß auf das Steigen oder Sinken der Papiere gehabt haben, ſind doch ſo merkwürdig, daß ich mir nähere Erklärung darüber ausbitte. Die erſte Sängerin auf dem Théâtre Italien ſieht meiner l. Schweſter Marie ſehr ähnlich. Sie wird für ſehr ſchön gehalten. Nämlich die Sängerin.

Aus Briefen an die Angehörigen aus Berlin.

24.

(Nach Mitte September 1826.)

Ich wurde glänzend, faſt wie im Triumph aufgenommen. Hier wohnt Clauren und wird von den Gebildeten verabſcheut; darum

war alles neugierig auf den Menſchen, der es gewagt, mit ihm anzubinden. Es geht mir wie in einem Märchen: Die berühmteſten Männer, Künſtler, Schriftſteller, Buchhändler beſuchen mich, Fouqué, Rauch, Schadow, Willibald Alexis, Devrient u. ſ. w.

25.

Vom 12. Oktober 1826.

Gerne bliebe ich bei den lieben Leuten hier noch den ganzen Winter; es iſt ſehr angenehm, ſo geehrt und geliebt zu ſein.

(An den Bruder, über die eben erſchienene Kontroverspredigt, die dieſer ungleich im Ton fand:) Ich denke darüber ganz wie Du; auch ich fand immer allzugut, daß beſonders in den letzten Teilen von dem Ton abgewichen iſt. Die Schuld daran ſchreibe nicht mir allein, ſondern den Umſtänden zu: ich fing ſie in Paris an, ſetzte ſie in Brüſſel fort, ſchrieb daran in Antwerpen und Gent und vollendete ſie in Kaſſel. Muß man da nicht aus dem Tone kommen? In der literariſchen Mittwochsgeſellſchaft mußte ich ſie an Schadows Abſchiedsfeſt vor einer ungeheuren Verſammlung von Staats- und Kirchendienern, Künſtlern, Dichtern und Gelehrten vorleſen. Sie fand viel Beifall und als ich ſelbſt bemerkte, daß der zweite Teil unkünſtleriſch verſchieden ſei vom erſten, da ſchüttelte mir der alte Nicolovius, Präſident der kirchlichen Angelegenheiten, die Hand und machte mir das rührende Compliment, daß mich ein edler Zorn im zweiten Teil nicht recht zum Scherz kommen laſſe. Dieſe Predigtrecenſion von einem Berliner Pabſt oder Zionswächter war mir ſo auffallend als angenehm.

26.

Berlin, den 18. Sept. 1826.

(Hochzeitsgruß an Carl Grüneiſen den Sohn.)

Mein lieber Vetter!

Entweder kommt dieſer Brief vor Deiner Hochzeit zu Dir, oder er kommt gerade recht dazu, oder nachher. In beiden erſten Fällen begünſtigt mich der Zufall, im letzteren wirſt Du auch post festum den guten Willen für die That nehmen. Ich möchte Dir nämlich

recht viel Glück und Segen in diesem Stande wünschen, und diese, Du hast sie ja schon, sollen lange und ungetrübt bei Dir verweilen. Wie ich noch klein war, dachte ich mir das Heiraten als eine sehr leichte Sache und wußte nicht, warum die Leute so viel Wesen davon machen und sogar in die Kirche gehen. Ich dachte, sie ziehen zueinander, die beiden Brautleute; er sorgt dafür, daß Geld in's Haus kommt, und sie kocht ihm dafür allerlei, was er haben mag, und hält Haus. Es ging mir aber damit wie mit dem Konfirmieren. Auch bei diesem Aktus kommen mir die Menschen und ihre Zermonien wunderlich vor; die Knaben und Mädchen blieben ja, was sie waren, und wuchsen unter der Hand des Pfarrers um keinen Zoll. Als ich aber selbst dabei war, da ging es mir in einem andern Lichte auf. Ich that einen kurzen, aber ernsten Blick aufwärts und dann ins Leben vor mir, und da kam mir alles so feierlich vor und hatte eine andere Bedeutung gewonnen. Der Pfarrer trug nichts dazu bei, wohl aber ein anderer. So denke ich mir, wird es auch beim Kopulieren sein. Es giebt Augenblicke, wo der Vorhang vor unserer Seele aufliegt, wo wir ahnungsvoll in die Zukunft blicken. Welch reiche Aussicht hat in solchem Moment ein Hochzeiter! Liebe, treue innige Liebe, und Kindtaufschmäuse, und Weihnachtsbäume, die er anzündet und die dennoch auch ihm leuchten, und Spielsachen und das erste Wort des Kindes; und wenn es erst gehen kann, und wenn die Mutter es singen lehrt, singen die einfach schönen Lieder des Vaters, die er der Mutter dichtete in den Tagen der Jugend! Und wenn Deine Blicke weiter und immer weiter hinausgehen, wenn Enkel um Euch spielen und am goldenen Abend singen: „Und als Großvater die Großmutter nahm, da war Großvater ein Bräutigam.“ Schöne Aussicht! und wie feierlich wird sie erst, wenn Dein Auge vorüberstreift am Krankenlager, am Kummer häuslicher Leiden, an mancher thränenschweren Stunde, die jedes wartet, solange er auf der Erde geht. Da faßt wohl Deine Hand mutig die Hand der Geliebten, da schaut getrost Dein Auge in ihr Auge, da denkst Du wohl, geteilter Schmerz ist halber Schmerz. Und Du hast recht; auch Leiden zu teilen mit der Geliebten, muß süß sein, denn unglücklich ist nur der Einsame.

Glück auf den Weg, mein lieber Vetter, Euch kann es nimmer fehlen, denn Eure Seelen haben sich in einem reinen, klaren Element, im Reiche der Töne, gefunden und verstanden, und gehört denn dieses Reich nicht mehr als jedes andere dem Jenseits an?

In meine innigen Wünsche für Dein Wohl stimmen alle Deine Freunde in Bremen und Berlin ein; Hitzigs und der Frau von Chamisso mußte ich Deine l. Frau oder Braut wiederholt beschreiben, und die Ohren müssen Euch geklungen haben, als wir in Bremen im alten Rheinwein Euer Wohl ausbrachten.

Wie gerne hätte ich meine Wünsche in einige Reime gebracht, weil nun einmal Carmina üblich bei derlei Gelegenheiten, aber Du weißt, man muß dazu aufgelegt sein, und einem Dichter möchte ich nicht gerne schlechte Verse zur Hochzeit schicken. Nimm mit diesen Zeilen vorlieb und mit einem redlichen Herzen, das Dir Gutes wünscht. Grüße mir Onkel, Tante und Base Luise; Deiner Liebsten aber küsse, Du thust es ja gerne, die schöne Hand und die blanke Stirn im Namen

Eures treuen Vetters

Wilhelm Hauff.

27.

Aus einem Brief,
von Leipzig aus nach Hause geschrieben (Oktober 1826).

— — Sie (die Buchhändler) machten es mir, si parva licet u. s. w.,[1]) wie die Pariser dem Montesquieu: „Schreiben Sie, o schreiben Sie mir diabolische Memoiren, oder Mondmänner oder sonst etwas Witziges und Pikantes!“ Dann schlagen Sie an die Hosentasche, worin einige Thaler klappern, blinzeln klug die Augen zu und sagen „und ich denke, Sie sollen mich billig finden.“ Die schäbigen Hunde! wenn einmal ein Knochen, an welchem noch ein wenig Fleisch, hereinfällt in diesen literarischen Hundezwinger, so wollen sie ihn alle auf einmal abnagen, weil sie sonst nichts haben

[1]) Wenn man Kleines mit Großem vergleichen darf.

als Leipziger Lerchen und dito Magister. Ich möchte oft weinen über unsere sogenannte Literatur.

Was für einem Anblicke gehe ich in Dresden entgegen, da sitzt Tieck, der herrliche Tieck, bei dem ganz Deutschland in die Schule gehen sollte, allein und verlassen! Niemand glaubt an ihn, niemand will etwas von ihm. Gegenüber tanzt das Gnomen- und Zwergenvolk um den Abend(zeitungs)gott Th. Hell, machen Sonettchen und Glossen, Dramachen, Lustspielchen, Triolettchen,[1]) quaken lustig im Sumpf und halten sich für ganz tüchtige Nachtigallen, weil es immer einer dem anderen versichert, mit der Voraussetzung, der andere fahre retour.

28.

Wilhelm Hauff an Karl Herloßsohn.[2])

(Außen) Sr. Wohlgeboren Herrn Dr. Carl Herlohsohn,
Torubentsche Buchhandlung Leipzig.

Stuttgart, den 26. Dezember 1826.

Sehr verehrter Herr!

Mit Vergnügen höre ich, daß Sie an dem Nervenfieber, woran Sie so hart niedergelegen, nicht gestorben sind. Daß Sie mich in

[1]) Beispiel eines Triolets (1826):
a) Wie dort die Uhr geht, in so gleichem Schlage:
b) Zieh' sie nur sorglich auf zur rechten Zeit!
c) So sicherstellig ordne Deine Tage,
a) Wie dort die Uhr geht, in so gleichem Schlage;
d) Und hast Du Kinder, o, dann leucht' und rage
e) Dein Beispiel ihnen vor in Ewigkeit;
a) Wie dort die Uhr geht, in so gleichem Schlage:
b) Zieh' sie nur sorglich auf zur rechten Zeit!
Gesellschafter 1826, 29. Juli, 116. Blatt.

[2]) Herlohsohn, Karl Georg Reginald, eigentlich Herloß, geb. 1. Sept. 1804 von jüdischen Eltern zu Prag, lebte als Schriftsteller in Leipzig, wo er 1830—48 die belletristische Zeitschrift „Der Komet" herausgab und am 10. Dez. 1849 starb. Außer dem Buch der Lieder (Leipzig 1848) verfaßte er eine Reihe von Romanen und Erzählungen, unter denen hervorzuheben sind: „Die Venetianer" (Lpzg. 1829), „Der Ungar" (3 Bde., Lpzg. 1832), „Wallensteins erste Liebe" (3 Bde., Hannover 1844), „Zeit- und Lebensbilder" (6 Bde., Hannover 1839—43).

Leipzig nicht gesehen haben, freut mich sehr. Mein Aeußeres hätte Ihnen vielleicht minder empfehlenswert geschienen. Mich für meinen Teil ärgert es übrigens, Sie daselbst nicht gesehen zu haben; Gründe dafür brauche ich nicht anzuführen. Für Ihr Vielliebchen danke ich; ich denke es soll mir vielleicht werden als das ächte..... Warum haben Sie nicht in einem Anhang die „Geheimnisse der braunen Stube" aufgedeckt, die unser Stiefvater[1]) zu enthüllen versprochen aber nicht gehalten? Es hätte sich manches darin finden lassen. Nun zu Ihrem Antrag. Wäre er nur 3 Wochen früher gekommen, so kann es aber leider nicht mehr seyn. Vor 3 Wochen übernahm ich die Redaktion und Herausgabe eines Almanachs, nemlich des erneuerten Damentaschenbuchs bey Cotta. Da ich überdiß mit dem Frauentaschenbuch (Sie sehen wie gut ich mit den Weibern stehe) einen Contrakt gemacht, überdiß die Urania, Orphea, Penelope fürs nächste Jahr weniger galant als billig im Almanachs Cotillon sitzen lassen muß, ja nicht einmal außer der Tour mit ihnen tanzen kann, so sehen Sie selbst, bester Herr Schwager Clauren,[2]) daß unter obwaltenden Umständen nichts zu machen ist. Ueberdiß weiß ich nicht einmal ob ich nicht in den nächsten 2 Monaten mit „angemessener Arbeit" auf die Festung komme; der Minister der Auswärtigen Ang(e)l.(egenheiten) gab mir zu verstehen, daß ich mein Leibweißzeug rüsten solle, weil mich Metternich wegen des zweiten Teils meiner Memoiren des Satan verklagen wolle. Romane schreiben gehört auf der Festung für Staatsverbrecher nicht unter die angemessenen Arbeiten. Wie schön wäre der Hochzeittitel, W. Hauff und H. Clauren gewesen, welch liebliche Kinder und Enkel hätten sich erwarten lassen! So geht es mir; wenn ich meine, mich in den nächsten 14 Tagen nicht erzürnen zu dürfen, bin ich der erste, der mich morgen wegen Zukunft oder Vergangenheit aufbringt. Wäre ich nicht jung und müßte ich nicht über 4 Wochen heuraten, ich möchte oft lieber nicht mehr in der Welt seyn, wo immer das Bessere

[1]) Clauren. Eine seiner Erzählungen heißt „Die graue Stube", die neben „Mimili" seinen Ruf begründete.

[2]) Da auch H. mit Hauff zusammen eine Nachahmung Claurens schreiben wollte. S. S. 101.

hintennach hinkt, wenn man schon mit dem minder Guten versagt ist. Es ging mir immer so, nur nicht in der Liebe. Aber verehrter Herr, so schnell lasse ich dennoch ihre freundschaftliche Hand nicht los. Kann ich mit Ihnen keine Geschäfte machen, so machen Sie solche mit mir. Ich habe (vom 1. Jenner an) die Redaktion des Morgenblattes; Es soll besser, schöner werden. Dazu sind mir Leute Ihres Schlages willkommen. Schicken Sie mir, bitte! eine Novelle oder Erzählung und bestimmen Sie mir dazu den Preis. Je früher, desto besser. Daß die Cottasche Buchhandl. unter die soliden gehört, wissen Sie so gut, als daß das Morgenblatt eines der angesehensten ist. Saphir ist ein gemeiner Mensch; Hr. Gerhard hat mir wahrscheinlich angesehen, daß Leute wie z. B. ich, sich solchen Menschen nicht gerne vorstellen lassen. Er bewieß hierin einen Tact, um welchen ich ihn liebe. Angenehm wäre es mir, wenn Ihre Novelle, die Sie mir ins Morgenblatt schicken, den Titel trüge,..... von Carl Herloßsohn, Verfasser von Emmy ꝛc. was meinen Sie? Nemlich im Blatt kann ich nicht wohl mit H. Clauren Versteckens spielen, weil es nicht mein eigenes ist, und doch möchte ich gar gerne etwas von Ihnen darinn lesen. Gott erhalte Sie vor einem Rückfall ins Nervenfieber, besonders wenn ich im Herbst nach Leipzig komme. In der Hoffnung in näherer und freundlicher Verbindung mit Ihnen zu bleiben, bin ich,

mit ausgezeichneter Hochachtung, sehr verehrter Herr

Ihr ergebener

Dr. W. Hauff.

29.

Wilhelm Hauff an Adolf Christian in Schönthal.

Stuttgart, 16. Februar 1827.

Mein lieber Bruder Cocles!

Ich hätte, wenn ich Deine große Anlage zum Ehestand bedachte, mir nie träumen lassen, daß mich der 13. ds. Mts. vor Dir zum Ehemann machte. Nimm mir nicht übel, daß ich Dir voraneile, und thue bald das gleiche. Ich habe bis jetzt viele Stände durchlaufen, war Lyceist, Seminarist, Student, Burschenschäftler, Kandidat, Hof-

meiſter, Schriftſteller, Reiſender, Recenſent, Redakteur — aber kein Stand, ich verſichere Dich, hat mir ſo wohl gefallen, als der Eheſtand! Soll ich Dir von meinem Glück erzählen, wie wir leben, eſſen, ſchwatzen, ſorgen, ſchlafen, — wie wir uns freuen? Beſchreiben läßt es ſich nicht, darum komm bald und ſieh ſelbſt, denn die Teilnahme geliebter Freunde würzt noch das Glück, macht aus einem ſtillen ein lebhaftes, frohes.

Die Teilnahme der Compagnie an unſerer häuslichen Einrichtung hat ſich auf ſo herrliche Art an den Tag gegeben, daß ich nicht umhin kann, Dir, lieber Cocles, insbeſondere zu danken. Meine Frau vereinigt Ihre Bitte mit mir, Du mögeſt uns dieſe Geſinnungen auch immer erhalten und mögeſt uns recht bald nachfolgen, wohin wir bereits gelangt ſind.

Mit brüderlicher Liebe Dein W. Hauff.

Sr. Wohlgeboren

Herrn Repetent Chriſtian, in Schönthal

frei. nächſt Neuſtadt a/d. Linde.

30.

An Referendar Moritz Pfaff in Erlangen.

(Stuttgart) 18. Februar 1827.

Mein Moritz!

Ich habe viele Bilder in dieſem Leben geſehen, gedacht, auch wohl erfunden und niedergeſchrieben, aber keines hat mir ſo gefallen wie ein „Stillleben", das ich Dir beſchreiben will. Denke Dir ein kleines (warmes) Stübchen: es iſt tief am Abend und die Kerze auf dem Tiſch beinahe abgebrannt. Eine Thür iſt geöffnet in ein Schlafzimmer (was an zwei Betten bemerklich), vielleicht um dort ein wenig warm zu halten. Auf dem Sofa hinter dem Tiſch und dem Stümpfchen Licht ſitzt ein Mann im Pelzſchlafrock; er ſchreibt. Neben ihm ſitzt eine junge Frau; ſie hat das Strickzeug in den Schoß ſinken laſſen. Sie heftet ihr Auge voll Liebe auf den Schreibenden, ſie ſcheint über ihn nachzudenken, und das Licht, das auf ihre angenehmen Züge fällt, zeigt, daß ihre Gedanken ein zufriedenes, glückliches Reſultat geben können. — Jetzt ſieht der Mann von

seiner Arbeit auf, er sieht die Frau voll Wonne an, und — Du, wenn Du zufällig statt des Mondes ins Stübchen schautest, würdest Deinen glücklichen Freund erkennen.

Mein Lieber! ich bin froh, daß ich um zweitausend Jahre nach Polykrates geboren bin und keinem Aberglauben mehr anheimfalle, sonst müßte mich mitten im Glück der furchtbar mahnende Gedanke traurig machen „noch keinen sah ich glücklich enden, auf den mit immer vollen Händen die Götter ihre Gaben streun." Ich bin so jung, ich habe viel Glück gehabt in der Welt. Oder ist es nicht ein Glück, daß ich bei so ausgezeichneter Anlage zum Leichtsinn, zum Trunk, Spiel und Lüge, bei einer Anlage, die sich so frühe Bahn brach, wo hundert andere zu Grunde gehen, ehe sie noch das eigentliche Leben kennen lernten, in diesem Klosterpferch[1]) nicht zu Grunde ging, daß ich eine schwächliche, aber höhere Natur auf wunderbare Weise noch errettete? War ich nicht auf dem äußersten Rand, durch Rede und That gemein zu sein, und hat mir nicht ein edlerer Sinn hin und wieder die Wagschale gehalten? Hab' ich nicht mit Leichtsinn ein Band geknüpft, das mich fesselte, ohne zu überdenken, ob denn auch der Stand für mich passe, für welchen man mich erzog? Hätten nicht andere das leicht geknüpfte Band wieder zerrissen, wie man eine Ferienfuite vergißt? Wer hat mich davor bewahrt? Wer hat mir diesen Stern der Liebe erhalten, der über meinem Leben wie eine Sonne leuchtet? Ich fühle es, ich wurzelte vorher nicht auf dieser Erde, die Liebe zu diesem liebenswürdigen Wesen hat mich gelehrt, über mich selbst zu denken, hat mir die Kraft gegeben, mir eine Bahn zu brechen, eine Kraft, die mir bis heute unerklärlich ist. In welch anderem Lande Europas, wenn es nicht Lappland ist, stehen dem jungen Mann so viele Hindernisse entgegen, öffentlich aufzutreten, als in diesem lieben Schwaben? Hergebrachte Vorurteile und Erziehung machen uns furchtsam und schüchtern. Unsere Sprache, unsere Gewohnheiten, die Sitten unserer Männer und Frauen sind Schranken, die unüberwindlich scheinen. Ich darf sagen, ich habe sie wie ein Spielzeug zertrümmert, und mit dem ersten Schritt, den ich gethan, habe ich mir einen nicht unwürdigen Pla

[1]) Das Stift zu Tübingen.

und eine Stimme erworben, die gültig iſt, ſoweit man unſere Sprache ſpricht. Und, damit ich nicht wie ein Drache, aus Druckpapier gefertigt, einige Ruten hoch der Sonne zufahre, um ebenſo ſchnell zu ſinken, hat mir das Glück die Möglichkeit beſcheert, einen eigenen Herd zu bauen und das Flügelroß im häuslichen Stall einzuſtellen. Und wenn ich dies alles ſo bedenke, wodurch habe ich ſo Schönes verdient? Woher die Kraft des Willens, etwas im großen durchzuſetzen, bei der ſonſtigen Schwäche meiner Natur? Woher dieſes Glück, das mich zu Hauſe wie aus entfernten Ländern jede Woche, jeden Tag beſucht? — Es könnte noch einen Raum geben, der nicht ausgefüllt wäre; das Sprichwort ſagt: „Geteilte Freud' iſt doppelt Freude." Es könnten mir Freunde mangeln, die mit mir fühlen, mit mir ſich freuen, ich könnte mit meinem lieben Weibe allein, verlaſſen ſtehen; und auch hier, wie gütig hat es ein wundervolles Schickſal mit mir gemeint! Wie manche Freundſchaften bläſt der Wind des Zufalls zuſammen, um — um ſie ebenſo ſchnell zu verwehen, und mir mußte es glücken, Freunde zu gewinnen, deren Liebe meine Aſche überdauern wird! Du weißt, mein Moritz, welche Stelle Du unter dieſen einnimmſt, und Dir darf ich es ja nicht beſchreiben, welche hohe Freude mich erfüllte, als dieſer ſchöne Bund mir ein Vermächtniß ſeiner Liebe in meinen Hausſtand übergab! Siehe, dieſe guten Leute, die mir es im Namen aller gaben, ſind ſo gut, aber ſie ſind ſo nüchtern, als daß man bei ihnen weinen könnte, und weinen hätte ich mögen vor Freude, voll Wonne der Erinnerung und der Gegenwart . . . Nein, er hatte einen unſeligen Glauben, jener alte König von Samos! Nicht von mir werfen will ich die ſchönſten meiner Güter, um den Neid der Götter zu verſöhnen, ſondern an mich ziehen immer enger, um meines Glückes bewußter und würdiger zu ſein! Darum bitte ich den Himmel, er möge mir die teuerſten Güter, mein Weib und Eure Freundſchaft, erhalten. Und dieſe Bitte richte ich vor allen an Dich ſelbſt. Erhalte mir Deine brüderliche Liebe, ſchreibe oft an mich, gedenke meiner auch öfter. Nimm meine Hand darauf, daß dieſes neue Verhältniß meine Anhänglichkeit an Dich nur beſtärken kann; ſchlag' ein und liebe Deinen treuen Freund Wilhelm Hauff.

31.

Wilhelm Hauff an Ludwig Tieck.

Stuttgart, den 30. März 1827.

Mein sehr verehrter Herr!

Sie erinnern sich vielleicht, wenn Sie die Unterschrift dieses Briefes lesen, meiner noch als eines jungen Mannes, der Sie während seines Aufenthaltes in Dresden zuweilen besuchen durfte. Wie gerne ich immer kam, haben Sie vielleicht gesehen; war es mir doch, als ich von Dresden weggieng, als sei ich nur in Ihrem Hause gewesen. Ich mache die alte Erlaubniß geltend, Sie an diesem Abend wieder zu besuchen; o daß ich den kleinen heitern Zirkel wiedersehen, die Stimmen alle hören könnte, welchen ich so gerne lauschte! Doch eine Stimme möchte ich vor Allem vernehmen; es ist die Ihrige — über mich.

Sie haben mich beim Abschied wohlwollend aufgefordert, fleißig zu sein; ich habe es versucht und wieder versucht, aber ich fand, es fehlt mir der Mut. Als ich unbekannt mit der Welt in Schwaben lebte, war ich muthig, unverdrossen; als ich Länder und treffliche Männer gesehen hatte und an Erfahrungen reicher heimkehrte, begann der Muth, das Selbstvertrauen mir zu mangeln. Nun ist der Frühling wieder über unseren Bergen aufgegangen und ich fühle mich kräftiger, wenn nicht vertrauensvoller. Doch ehe ich mich an die Arbeit wage, will ich zuvor Sie fragen, ob Sie glauben, daß es räthlich sey zu beginnen?

Ich möchte nämlich die Kämpfe in Tyrol im Jahre 1809 in den Rahmen eines Romanes fassen. Ich liebe Gegend und Volk jener Berge und in neueren Zeiten scheint mir kein Bild so interessant, als dieser Streit zwischen reinem Patriotismus und dem Ehrgefühl einer stolzen Armee, zwischen redlichen, einfältigen Sitten und den Erfindungen und Künsten der Menschen.

Ich fühle nun in mir ein Bedürfniß nach Trost und Ermunterung zu diesem Werk, und lieber lasse ich das Bild in seinen ersten Umrissen, als daß ich es ohne Ihre Zustimmung beginne. Diese Bitte um ein paar Zeilen guten Rathes könnte sonderbar und lästig

erſcheinen, wenn es nicht von alten Zeiten her Sitte geweſen wäre, daß die Jünger ihre Meiſter um Rath fragten. Auf das Urteil öffentlicher Critik, wie ſie gewöhnlich heutzutage betrieben wird, darf ich um ſo weniger hören, da ſie mir zuweilen ohne Grund ſchmeichelte, mich zu verwunden ſuchte, ohne mir meine Blößen anzudeuten.

Sie wohnen zu hoch über dieſer Region, als daß die Stimmen zu Ihnen drängen; Sie vernehmen ſie wie ein ſonderbares undeutliches Murmeln; ob für eine einzelne bittende Stimme aus der Ferne Ihr Ohr geöffnet ſei, habe ich verſucht auch auf die Gefahr hin, für unbeſcheiden zu gelten.

Ich wünſche, Sie möchten verſichert ſein, daß mich zu dieſem Brief, welchen ich zu ſchreiben einige Tage zauderte, nur ein offenes redliches Herz und jene Bewunderung, jenes ehrfurchtsvolle Zutrauen bereden konnten, womit ich bin

Mein ſehr verehrter Herr!

Ihr ganz ergebener

Dr. Wilhelm Hauff.

32.

Wilhelm Hauff an Hofrat Winkler[1]) (Theodor Hell) zu Dresden.

Stuttgart, 17. April 27.

Verehrter Freund und Gönner!

Es war vorauszuſehen, daß es früher oder ſpäter einmal ſo kommen würde, wie es Ihnen am 12ten hujus in die Feder kam und ich wollte wetten die reizende Agnes ſtand gegenüber im Fenſter, weil ſie ſonſt wohl nicht an die ſchönen Augen meiner Frau (Agnes hat ſchönere) gedacht hätten. Aber das war nicht vorauszuſehen, daß ſie den Redakteur des Mbls nicht von ihrem ganz ergebenen Freunde

[1]) Winkler, Karl Gottfr. Theod., als Schriftſteller Theodor Hell genannt, geb. 9. Febr. 1775 zu Waldenburg in Sachſen, erſt ſächſ. Juſtizbeamter, ſeit 1841 mit dem Prädikat Hofrat Vizedirektor des Königl. Hoftheaters und der Hofkapelle zu Dresden, † 24. Sept. 1856, hat ſich als beliebter und gewandter Belletriſt, Überſetzer und Dichter in den weiteſten Kreiſen, aber beſonders als Herausgeber der Abendzeitung (1817—43) bekannt gemacht.

trennen werden. Ich wage zu behaupten, daß unter allen Redakteuren in Teutſchland keiner ein ſo ſchwieriges Amt habe als ich; nicht allein wegen der ungeheuren Menge mittelmäßiger und ſchlechter Stoffe, die täglich eingehen, ſondern wegen des Charakters des Eigentümers dieſes Blattes. Cotta hat es zu verſchiedenen Zeiten und namentlich in den letzten 4 Jahren allein mit ſeinem Sohn (einem Stallmeiſter und Kammerherrn) geführt. Arglos übernahm ich das Blatt. Nachdem ich es aber einmal einen Monat geführt hatte, gab er mir ſo oft zu verſtehen, was er, als Eigentümer, anders haben wolle, daß ich ihm endlich, wiewohl mit blutendem Herzen, da mein Hochzeittag ſchon beſtimmt war, die ganze Geſchichte heimſchlug und — abtrat. So hatte er es aber auch nicht haben wollen; er knüpfte die Verbindung wieder an, gab nach. Die größte Schwierigkeit machten mir die Rückſichten, die ich wegen ihm zu nehmen hatte; bald war ein Manuſkript ſchon früher bezahlt, bald hatte man eine alte Rechnung an einem andern abzuziehen; bald ſollte man auf die Regierungen Rückſichten nehmen, bald wieder nicht. So kam es, daß wir ausmachten, ehe ich die Sache von neuem übernahm: Alle Artikel, die polemiſcher Natur ſind, ſollen dem Literaturblatt[1]) übergeben werden. Bey L. Tieck hat nun Cotta, (unter uns geſagt) eine ſehr namhafte Summe gut. Cotta will ſeinen Damen-Almanach wieder herausgeben, und hat, wie er mir ſagte, gerade zur ſelben Zeit, als Ihre Correſpondenz kam, Verbindung mit Tieck wieder angeknüpft. Hier kreuzte ſich nun das buchhändleriſche Intereſſe; mir, beſter Guido![2]), war die Hand gebunden, weil ich, um alle Colliſionen zu meiden, ſelbſt den Vorſchlag wegen der polemiſchen Artikel gemacht hatte, und C. verſprach den Artikel dem Lit. Blatt zu geben; der Redakteur des Lit. Blatt (Menzel) machte Schwierigkeit, weil es Correſpondenz ſei und er nicht wage, Ihr Manuſkript abzuändern, und ſo zog ſich die Sache hin, bis Ihr neuer Artikel kam, den ich nun natürlich ſogleich aufnahm. Gewiß, Sie thun mir ſehr wehe, wenn Sie mich vertieckt nennen und dieſen Vorfall

[1]) Das „Literatur-Blatt" erſchien ſeit 1820 als Beilage zum „Morgenblatt."

[2]) Schriftſtellername Winklers.

einen „blinden Gehorsam" schelten. Ich verdiente diese Rüge wenn ich mich als Redakteur eines Blattes von solchen Rücksichten leiten ließe und Sie dürfen mir glauben, nur Sie, und Sie allein durften mir dieses sagen.

Ich bin ein junger, ein armer Mensch, der sich mit seiner Feder durch die Welt schlagen muß; aber diesen Stolz habe ich mir doch aufbewahrt, daß wenn auch alle übrige Freiheit verloren ist, diese Freiheit noch in meinem Innern fortlebt und meine Gedanken, wie meine Handlungen leitet. Ich gehöre allen, ich gehöre mir selbst, aber keiner Schule gehöre ich an, der Meister möchte sich nennen wie er wollte. Ich fühle keinen Herrn und Meister über mir, dem ich Gehorsam schuldig wäre, als die ewigen Gesetze des Guten und Schönen, denen ich, wenn auch auf unvollkommene Weise nachzustreben suche. Es mag sein, daß ich die Form nicht vor dem Einfluß der Zeit bewahren kann, doch soll mir der Geist ungegöthet, ungetieckt, ungeschlegelt und ungemeistert bleiben.

Aber auf der andern Seite kenne ich nichts schöneres als einen Freund; ich habe so wenige, um so gerner laß ich mich bedeuten, wenn ich gefehlt, lasse mich recht gerne — erhellen![1]) So nehmen Sie mich denn, wie ich bin, und erhalten Sie mir die freundlichen Gesinnungen, die mich immer so innig erfreuten. — Wollen Sie sich gegen T. aussprechen, so schiken Sie mir immer eine Critik zu, ich will sie gleich nach Empfang dem Litt. Blatt übergeben. Daß Sie in Berlin nach Würden aufgenommen wurden, hat mich für die Berliner gefreut, für Sie nicht gewundert. Wenn sich auch jene sogenannte große Stadt in viele kleinstädtische Partien teilt und das „—ianer" mit den verschiedensten Compositionen überall hervortritt, so wissen doch eben jene Leute das wahre und schöne Verdienst zu schäzen und zu würdigen. — Wegen der Anecdoten ꝛc. können wir einen kleinen Tauschhandel einrichten; die Schönsten, die ich habe — sagen dem politischen und von socialen Verhältnissen geleiteten Geschmak meines alten Herrn „Eigenthümers" nicht zu. — Beifolgend eine Correspondenz, weil ja doch Stuttgart so selten an die Reihe

[1]) Wortspiel mit des Adressaten Pseudonym.

kommt. — Meine Hochzeit und mein tyrolischer Roman haben mich so weit zurückgebracht, daß ich Ihnen bis jezt nichts Besseres schiken konnte. — Grüßen Sie Leute, die sich meiner erinnern, und empfehlen Sie mich Ihrer liebenswürdigen Dame, welche meine Luise unbekannter Weise zu grüßen wagt.

Mit ausgezeichneter Hochachtung

Ihr ganz ergebener

W. Hauff.

33.

An F. A. Brodhaus in Leipzig (Original im Besitz des im September 1895 verstorbenen Kammerherrn Baron H. von Donop.[1])

Stuttgart, den 17. April 1827.

Euer Wohlgeboren!

erhalten anbey a) eine Recension über W. Scotts Leben Napoleons; b) eine andere Recension über ein soeben hier erschienenes Werk. Was die letztere betrifft, so bitte ich um schnellen Abdruck, weil das Werk selbst[2]) eine Schande der teutschen Literatur ist! Göthe, Tieck, Schlegel sind darin auf eine Art gebrandmarkt, die den äußersten Unwillen überall erregt. Ich habe diese Recension dem Cottaschen Lit. Blatt, als meinem zunächst gelegenen geben wollen, aber können Sie sich denken? die Aufnahme wurde mir, der ich doch Redakteur des Morgenblattes bin, versagt — weil Cotta eben durch Dr. Hermes eine neue umfassendere critische Zeitschrift herausgeben will. Und dennoch kann und will ich nicht schweigen, wenn ein Goethe, ein Tieck mit solcher — Arroganz behandelt werden; bitte also, um

[1]) Dieser und der f. Brief zuerst veröff. in der Ztf. f. d. deutschen Unterr., Jahrgang 1900, von Max Mendheim, dessen dortige Anmerkungen ich zum größten Teil beizubehalten mir erlaubte.

[2]) Gemeint ist die von Karl Heinrich Hermes, dem Herausgeber der „Britannia" in Stuttgart, verfaßte Schrift: „Über Shakespeares Hamlet und seine Beurteiler Goethe, A. W. Schlegel und Tieck" (Stuttgart 1827); Hauffs Rezension darüber wurde dann in Nr. 110 und 111 der „Blätter für literarische Unterhaltung" vom 11. und 12. Mai abgedruckt, in Nr. 155 vom 6. Juli erschien von Dr. Hermes eine Entgegnung auf diese scharfe Rezension und gleichzeitig wieder auf diese eine Verteidigung von Hauff.

jedem anderen Unternehmen dieſes Herrn Hermes zuvorzukommen, dieſe Critik ſobald als möglich abdrucken zu laſſen.

Was W. Scott betrifft, ſo kann ich leider nur folgendes ſagen: beifolgende Critik darf bey Ihrem Ehrenwort nicht früher ausgegeben werden, bis ich Ihnen zurufe: jetzt! Frank[1]) hat, weil ihm durch Betrug ein Bogen ſeiner Ueberſetzung von Metzler dahier entwendet und in der Britannia abgedruckt wurde, einen Proceß mit dem Redacteur der Britannia angefangen, der ſich wegen Schadenerſatz von Treuttel et Würz[2]) vielleicht auf 10,000 fl. belaufen wird. Daß er gewinnt, iſt keine Frage, denn er hat ſeinen eigenen Druckbogen mit den Abänderungen von Hermes und Metzlers Hand bekommen und dem Criminal-Gericht vorgelegt. Ich lege Ihnen die Anzeige bei. Metzler hat ſeinen Beruf [Ruf] als ehrlicher Buchhändler ganz verloren.[3]) Um nun nicht in dieſelbe Falle zu gehen, übergebe ich Ihnen beifolgendes Mſct. über W. Scott unter der Bedingung, daß ſie ſolches gedruckt erſt dann ausgeben, wenn ich Ihnen die Vollmacht überſende. Solches geſchieht auf jeden Fall dann, wenn das Exemplar in London gerade eben erſcheint. Frankh hat durch einen Accord die Bedingung, daß er 14 Tage vor Erſcheinen in Kenntniß geſetzt wird und unmittelbar nach Einlaufen dieſes Schreibens, können Sie die Critik von Stapel gehen laſſen. Was im Geſellſchafter ſtand, iſt falſch. In der nächſten Woche bekommen Sie die Critik des italiäniſchen und egypt. Feldzuges (III. u. IV. Band).

Auf dieſe Art ſind Sie immer noch der erſte und einzige, der ſo ſchnell eine Critik geben kann. Aber wie geſagt, um mit Trenttel und Würz einen Criminal-Prozeß zu vermeiden, dürfen wir nur dieſen einzigen Weg gehen, und ich traue hierin auf Ihre bekannte Rechtlichkeit wie auf mich ſelbſt. Wollen Sie dieſen Weg nicht einſchlagen, ſo bitte ich mir das W. Scott-Manuſkript umgehend zurückzuſenden.

[1]) Frankh in Stuttgart war der Verleger des Werkes von Scott, „Leben Napoleon Bonapartes, Kaiſer der Franzoſen. Aus dem Engliſchen von J. von Theobald“ (9 Bände, Stuttgart 1827).

[2]) Verlagsbuchhandlung in London, die Originalverleger des Scottiſchen Werkes.

[3]) Dies wird auch der Grund ſein, warum die allerletzten Sachen von Hauff wieder bei Frankh erſchienen.

Man weiß in Berlin und Dresden, daß ich allein die Aushängebogen habe; man hat mir hohe Anerbietungen gemacht, aber um Ihnen zu beweisen, daß ich niemals ein Versprechen unerfüllt lasse, habe ich dennoch mein Wort gegen Sie halten wollen. Dabey bemerke ich nur noch, daß, wenn in irgend einer Zeitschrift Teutschlands früher eine Critik über das ganze Werk oder die ersten 4 Teile kommt als in der Ihrigen, ich, vorausgesetzt, daß Sie meine Critik zwei Tage nach Empfang meines Erlaubniß-Briefes das erste Blatt ausgeben können, mein Honorar für diese ganze Critik verlieren will. Indem ich bitte die Hermes Critik recht bald zu berücksichtigen, bin ich mit ausgezeichneter

Hochachtung
Euer Wohlgeboren
ganz ergebener
Dr. W. Hauff.

34.

(Im Besitz der Varnhagenschen Autographensammlung in Berlin.)

An Ludwig Robert in Berlin.

Stuttgart, den 7. Juni 1827.

Wohlgeborener, sehr verehrter Herr!

Sie haben mich aufs Neue mit einem Schreiben erfreut, das um so ehrenvoller für mich ist, als es mir Gelegenheit giebt, über einige Punkte mit Ihnen mich zu unterreden, die für mich selbst von hohem Interesse sind. Ihre Bemerkungen über Form und Inhalt finde ich, wenn ich es sagen darf, um so richtiger, als sie dem größten Teil nach mit dem übereinstimmen, was ich Herrn von C(otta) über das Blatt schrieb, als er mich um Rath darüber fragte und darauf hindeutete, mir die Leitung anzuvertrauen. Ich schmeichelte mir auch, als ich die Sache so von Ferne sah, daß es mir, soweit es in meinen Kräften stünde, gelingen möchte, dieses schwierige Reformationsgeschäft zu vollbringen. Aber — ich hatte die Rechnung, wie man sagt, ohne den Wirt gemacht und dieser machte mir einen Strich durch die Rechnung. Nämlich ich stieß auf zweierlei große Hindernisse; — einmal sagte mir Herr v. C(otta) deutlich, daß sein

Blatt kein rein belletriſtiſches, ſondern ein allgemein bildendes und unterhaltendes ſeyn ſolle, und in dieſem Sinne müſſe es redigirt werden, daher konnte ich Naturhiſtorien, ſehr ſpecielle Länderkunde, Reiſen ꝛc. nicht entfernen, unbenommen bleibt es mir freilich (wenn kein anderes Motiv im Spiele iſt) allzu abſtrakte oder rein ſpeciell wiſſenſchaftliche Arbeiten abzuweiſen, dafür darf aber auch in dieſen Fächern, die Herr v. C. als ein Mann von ſehr vielſeitiger Bildung und ſo allgemeiner Tendenz, liebt, in keinem Monat eine Lücke eintreten. Die geſetzmäßigen Fächer des Blattes ſind — Allgemeine Aufſätze — Naturgeſchichte — Reiſen — Länder- und Völkerkunde — Biographie — Gedichte — Erzählungen — Correſpondenzen. An dieſe Vielſeitigkeit und Allgemeinheit des Inſtituts hat ſich Herr v. C. (der es ſeit 20 Jahren ſtreng beobachtet) ſo ſehr gewöhnt, daß er, wie ich glaube, nicht mehr davon abgehen wird.

Sehr enge hängt damit ein zweiter Punkt zuſammen: das Vielerley, das ſich in jedem Blatte findet; leider laſſen ſich ſo heterogene Theile nicht wie in einem Calleidoſcop täglich zu einem neuen ſchönen Ganzen zuſammen würfeln und Sie nennen dieſe Blätter nicht mit Unrecht „Probekarten". Sie dürfen mir ſicher glauben, daß es für den Redakteur nichts Unangenehmeres giebt, als das kurze plötzliche Abbrechen, das, wenn es ſo kurz ſeyn ſoll, oft nach der Discretion des Setzers ſich richten muß. Wenn Sie die Blätter zu Anfang dieſes Jahres vergleichen, ſo werden Sie die einzelnen Teile länger finden. Mit dieſem Verſuch eines Ueberganges zu noch längeren Stücken habe ich mir übrigens wenig Dank verdient, ſey es, daß man Herrn v. C. darüber befragte, warum weniger bunte Abwechslung als früher ſtatt finde, oder daß er das frühere gewöhnt war und ſolches durch langjährige Erfahrung gut und probat gefunden haben mochte — er erſuchte mich, mehr Abwechslung in die einzelnen Blätter zu bringen, d. h. mehrerley zu geben. Auch wünſchte man jeden Monat oder doch von ſechs zu ſechs Wochen eine Erzählung zu finden; daß auch hier das Gegentheil mir angenehm geweſen wäre, können Sie ſich denken, da man von mir mehrere wünſcht, und es doch für einen Redakteur von einiger Discretion nicht angenehm iſt, ſich ſelbſt einen Monat lang zu leſen.

Herr v. C. ist Eigentümer des Blattes und hat es nicht unter meine freie Willkür gestellt, deswegen fürchte ich durch auffallende Einsprüche, besonders wenn sie sich auf das Formelle beziehen, eher Mißtrauen in meine Einsicht, als ein geneigtes Ohr zu finden, und, redlich gestanden, gegenüber Herrn v. Cotta, der soviel älter an Erfahrung in dieser Sache ist, möchte ich auch nicht für unbescheiden gelten. Tröstlich war es daher für mich, zu finden, daß Sie, Verehrter! in der Ansicht dieser Dinge, mit mir übereinzustimmen scheinen, und es brachte mich auf den Gedanken, ob Sie, ein vieljähriger Geschäftsfreund Herrn v. C.'s, nicht vielleicht hin und wieder Gelegenheit finden könnten, über eine einfacher gestaltete Form etwas zu sagen? Sodann bleibt auch unter dieser Gestalt immer noch ein starker Spielraum in dem Artikel „allgemeine Aufsätze" übrig, nur ist es zu bedauern, daß ich Ihnen hier eine Blöße des Morgenblattes oder vielmehr — Teutschlands aufdecken muß, (die Ihnen übrigens nicht fremd seyn kann.) Wo finden wir denn auch nur ein halb Duzend, die allgemein, gründlich und doch leicht und gefällig, scharf aber elegant ein Thema durchführten? Das leidige Romanschreiben hat die Besten auf Abwege geführt. Es wäre lächerlich, wenn ich Ihnen bey dieser Stelle ein Compliment machen wollte, aber seyen Sie einen Augenblick nicht Dr. Robert und sagen Sie mir, wer etwa ein anderes oder ähnliches Thema mit dieser Schärfe, Eleganz und Consequenz durchführen würde, wie Sie die Sache des guten Geschmacks in Hinsicht auf das Theater in Ihren Aphorismen[1]) und in Ihrem Aufsatz über die Hofbühne[2]) führten? Sie sind ein Mitarbeiter des Morgenblatts, aber das gerade ist der Fehler der früheren Redaktion, daß sie die regelmäßigen Mitarbeiter nach und nach sich verlieren ließ, daß man nun nach und nach von neuem sammeln und bauen muß!

---

[1]) Unter dem Titel „Aphorismen aus Paris" hat L. Robert eine Anzahl von Aufsätzen in verschiedenen Nummern der Jahrgänge 1826 und 1827 des Morgenblattes veröffentlicht.

[2]) Roberts Aufsatz „Über den Einfluß der Hoftheater auf Kunst und Künstler" erschien in den Nummern 133 und 135—139 des Morgenblattes von 1827 vom 4.—11. Juni.

Was jene Stelle in Ihrem Aufſatz über das Hoftheater betrifft, die Sie geändert wünſchen,[1]) ſo konnte ich Ihrem Wunſche faiseur für Intriguant zu ſetzen nicht entſprechen, wagte auch ohne Ihr Wiſſen und Erlaubniß keine Aenderung, weil die Stelle im Mſct. heißt: „geht wenigſtens von dem ſubalternen Intriguanten, von jenem heimlichen faiseur aus, der ꝛc.“ Hier würde nun faiseur und wieder faiseur ſtehen, den „Intriguanten“ wagte ich aber nicht zu ſtreichen, weil ſonſt das ſubaltern, das mir ſchön und nothwendig dazu zu gehören ſchien, um der Sache mehr Gewicht zu geben, ebenfalls ausgefallen wäre.

Ich hoffe, daß Sie recht bald das Blatt wieder mit einigen Artikeln beehren werden. Die Handlung wird die beiden anderen Aufſätze zurückſenden, und das „verſpätet“ ſoll gegen Dr. B. nicht fehlen. — Möchte es Ihnen doch gefallen ſich, wenn Sie Gelegenheit und Luſt dazu finden, wieder mit mir zu unterhalten.

Mit ausgezeichneter Hochachtung bin ich

Sehr geehrter Herr!

Ihr ganz ergebener Diener

Dr. W. Hauff.

35.

An Friedrich Franckh in Stuttgart.[2])

Stuttgart 7. Aug. 27.

Mein lieber Herr Franckh!

Sie werden Sich, bey Anblick dieſer hölzernen Bequemlichkeit und ledernen Ruheſtätte vielleicht unwillkührlich eines Geſpräches erinnern, worin ich Ihnen unter andern ſagte (es wird wohl ein Monat

[1]) Dieſe Stelle findet ſich in Nr. 136 des Morgenblattes vom 7. Juni 1827.

[2]) Aus der Böttigerſchen Autographenſammlung im Archiv des Germaniſchen Nationalmuſeums. Der Brief zeigt das eine Zeitlang getrübte Verhältnis zwiſchen den beiden Männern wieder hergeſtellt; wie erwähnt, kehrte Hauff von Metzler bald wieder zu Franckh zurück. Gleichwohl kann ſich der ſtets zu Neckereien aufgelegte Dichter hier nicht enthalten, ſeinen Verleger ein paarmal tüchtig aufzuziehen.

indeſſen vorüber ſeyn), daß Ihnen nichts mehr abgehe, als eine gewiſſe anſtändige und ſolide Ruhe, eine behagliche und von Haſt und Eile ungetrübte Beſchäftigung mit ihrem nüzlichen Beruf. Als Unterlage zu einem ſolchen ruhigen und beſchaulichen Leben müßte, denk' ich, ein Lehnſtuhl ganz unumgänglich nothwendig ſeyn, und wenn ich es bin der Ihnen einen ſolchen hinſtellt und ruft: „Sitz' drauf!" ſo ſpiele ich nur den Arzt der Ihnen einige Gravität verordnet. Ich bin übrigens überzeugt daß Sie bey dieſem Ding aus Holz und Federn an nichts anderes als an mich denken werden, nemlich — der dumme Seſſel ſtellt an ſich wenig vor und repräſentirt gleichſam nur meine geringen Kräfte, aber er bekommt vielleicht nach meinem Todt einigen Werth wenn Sie ſagen, „den hab' ich vom Satan, darum iſt er auch ſchwarz".

Dieſer Seſſel wird nach und nach Ihr liebſtes Meuble werden (außer dem Spiegel und dem Joco-Fuß-Kiſſen)[1]) denn unter Allen nimmt er den meiſten Antheil an Ihrem Dichten und Trachten; iſt er doch gleichſam das Neſt, in welchem Sie Ihre Rieſenkinder, die Künſte u. Pläne ausbrüten. Aber eben dazu iſt ein ſolches Brutneſt beſſer als ein gewöhnlicher Stuhl, weil man ſchon a posteriori darauf geführt wird, eine Sache reiflicher, mit mehr Ruhe zu überlegen, von allen Seiten zu betrachten und zu erwägen.

So gehe denn ein, Stuhl! in das Fr. Frankh'ſche Comptoir und Planſtudierzimmer! Welche Gedanken, welche Unternehmungen, welche literariſche Revolutionen werden noch auf dir, o Hebammenſtuhl, geboren werden! Nimm ihn auf in deine Arme den neuen Murray-Treuttel![2]) Erwärme (durch die Fortſetzung des Hirns) durch das Rückenmark ſeine Phantaſie zu nüzlichen und guten Gedanken und Geſchäften; — wenn er ſchwindelige Geſchäft' unternehmen, vielerley überſetzen laſſen, nicht genug nachdenken und prüfen, ſondern gleich zutappen will, ſo preſſe deine hölzerne Arme um ihn, reiß ihn zurück und ruf ihm zu: „Sey mehr als G. C. C.

---

[1]) Auch hier ſpielt alſo Hauff auf die im biographiſchen Teil erwähnte Joko-Mode an.

[2]) Verleger Scotts. Vergl. auch Anm. 2 auf S. 157.

Meyer in Braunſchweig oder Gottl. Baſſe in Quedlinburg!“ Vor allem aber, Seſſel! verſichere Ihn meiner ausgezeichneten und immer dauernden Hochachtung und ſag' Ihm ich ſey

ſein ganz ergebener

Dr. W. Hauff.

36.

An Willibald Alexis.

(Stuttgart) 10. November 1827.

Wenn Sie nicht eingefroren ſind im Norden, müſſen Sie nun wohl zurück ſein. Ich ſchreibe Ihnen leider aus dem Bette, denn ich bin an einem Bruſtkrampf bedeutend darniedergelegen, doch bin ich auf dem Wege der Beſſerung. Aus dem Bette ſchreibt man nur das Nötigſte. Alſo: unſer Almanach[1]) iſt fertig . . . . . Wenn Sie meine Novelle[2]) leſen, ſo bitte ich, ſehen Sie die Meinungen, die ausgeſprochen werden, nicht als die meinigen, ſondern als Farben der Perſonen an; und danach, wenn Sie rezenſieren wollen, rezenſieren Sie . . . . Sie werden die Phantaſien und geſammelten Novellen erhalten. Die Vorrede in den Novellen iſt an Sie. Nun leben Sie wohl! Laſſen Sie Ihren treuen Freund bald von ſich hören, empfehlen Sie mich der Mittwochgeſellſchaft und tragen Sie treue Geſinnungen gegen Ihren Sie (verehrenden)

W. Hauff.

---

[1]) Das Taſchenbuch für Damen f. d. Jahr 1828.

[2]) Das Bild des Kaiſers.

Beilagen zu I und II.

Predigten.

1. Röm. XIV, 17, 18.

2. 21. Sonntag nach Trin. 1824 (d. h. etwa 7. Nov.). Schloßkirche in Stuttgart: Eph. VI, 10—20.

3. Math. 19, V. 29.

4. Ohne Text: „Es leben und sterben so viele Menschen in dem traurigen Wahn, sie können ihr Erdenleben recht bis auf die Neige genießen, in Sinnenlust und weltlichem Treiben sich tummeln, so lange sie immer wollen, die Seeligkeit jenseits müsse ihnen dennoch zu teil werden, wenn sie nur nebenher ein paar kurze Abendstunden dem Herrn gedient haben." (Schluß: — man kann nicht zween Herren dienen; ihr konntet nicht mir dienen und dem Mammon.)

5. Ostern 1824.

„Licht, das aus der Finsternis strahlet, Leben, das aus dem Grabe hervorgeht, Heiland der Welt, der den Tod überwindet, Licht, Leben, Erlöser — ziehe ein in unsere Herzen, denn sie sind dein Eigentum! Amen."

6. Sonntag nach dem Neujahr 1825: Ohne Text. „Die ihn aufnehmen, werden Kinder Gottes heißen."

7. In der wichtigen Absicht, seinen Jünger Petrus zum Lehramt zu ermuntern, fragt ihn Jesus: ob er ihn wirklich lieb habe.

Doktordiplom vom 20. Oktober 1825.

Quod Divinum Numen Felix Faustumque Esse Jubeat
Clementissime Indulgente
Serenissimo Et Potentissimo Rege Ac Domino
Domino
Guilielmo
Rege Würtembergiae, Duce Supremo In Suevia, Teccine Rel. Rel.
Veniam Largiente Ea, Qua Pollet, Potestate A Rege Tradita
Magnifico Universitatis Cancellario
Joan. Henr. Ferd. De Autenrieth [1])
Ord. Reg. Coron. Würtembergiae Equite
Medicinae Doctore et P^a P^a O^a [Professore Publico Ordinario]
Decano
Et
Collegium Facultatis Philosophicae
In Universitate Tubingensi
Dominum
Guilielmum Hauff
Stuttgartiensem
Theologiae Candidatum
Post Oblata Specimina Philosophica
Philosophiae Doctorem Et Artium Liberalium
Magistrum
Creat
Hocque Diplomate Renunciat
Tubingae Die XX. Octobr. MDCCCXXV

Sigillum testatur
Carolus Philippus Conz
Philosophiae Professor
P. O. P. T. DECANUS.

Typis Eifertianis.

[1]) Vgl. S. 41.

Enzweihingen
Oberamts Vaihingen.

Auszug
aus dem
Gemeinderats-Protokoll
Serie [illegible].

Verhandelt den 10. Januar 1827
vor dem
Gemeinderat und Bürgerausschuß.

Herr Dr. Wilhelm Hauff aus Stuttgart machte das Ansuchen, ihn und sein Jgfr. Braut Louise Hauff aus Nördlingen Königreichs Baiern in das hiesige Bürgerrecht aufzunehmen und legte hiezu die erforderlichen Zeugnisse vor, wornach Er seit dem Janr. 1827 die Leitung des in Stuttgart erscheinenden Morgenblattes übernommen hat und hiefür ein jährliches Honorar von 1400 fl. bezieht und neben diesem ein freies in Pflegschaft stehendes Vermögen von 1172 fl. besitzt. — Seine Jgfr. Braut betreffend, so brachte dieselbe das von ihr verlangte Vermögens-Zeugnis zwar bis jetzt noch nicht bei, hingegen garantirte H. Pfarrer Geiger dahier, für 3000 fl. freies Vermögen, welches auch das in Bälde einzutreffende Attestat enthalten werde.

Da nun q. Dr. Hauff im Stande ist, durch besagten jährlichen Gehalt eine Familie gehörig zu ernähren, und Er neben diesem noch ein Vermögen von über Viertausend Gulden zusammenbringe, so wurde

beschlossen

Dem q. Dr. Hauff und seiner Jgfr. Braut Louise Hauff gegen Erlegung der gesetzlichen Gebühren das Bürgerrecht in hiesiger Gemeinde zu erteilen.

Vorstehende Verhandlung beurkunden

Schultheiß u. Gemeinderat
(folgen 7 Unterschriften)

Bürgerausschuß
(folgen 6 Unterschriften)

Für die Richtigkeit dieses Auszugs

Enzweihingen am 24. März 1902.

Schultheiß u. Ratsschreiber
Bohert.

Wegweiser Nr. 83 der Abendzeitung vom 15. Oft. 1825.

Bei Friedr. Franckh in Stuttgart hat soeben die Presse verlassen und ist in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben: „Der Mann im Mond, oder: Der Zug des Herzens ist des Schicksals Stimme", von H. Clauren. 2 Teile. 3 Thlr. sächs.

Die unnachahmliche Manier des Verfassers ist zu bekannt, zu beliebt, als daß sie noch irgend einer Empfehlung bedürfte.

Seine reizenden, überraschenden Situationen, seine wahre Charakterzeichnung, seine lebendige Sprache, die Herz, Gemüt und alle Sinne bezaubert — wer sollte sie nicht kennen; wir finden ihn ganz auch in diesem Buche wieder, ja wir möchten, wenn es möglich wäre, behaupten, er habe hier sich selbst übertroffen.

Bemerker 10 zum Gesellschafter Nr. 46, 1825.

Wie wird jetzt in Deutschland ein literarischer Name nicht erworben, sondern fabriziert?

Gerade wie vor zehn bis zwölf Jahren. Man schreibt nämlich (was im Gebiet der Wissenschaft nicht wohl angeht) frischweg ein Buch. Der Titel muß auffallend sein; kann man keinen neuen erfinden, so wärmt man einen dergleichen alten auf; mit dem Inhalt mache man es ebenso; wenn er barock ist, kann man ihn für genialisch ausgeben; je zusammengewürfelter, um so romantischer ist er; je konfuser, um so tiefsinniger; je hanswurstartiger, um so humoristischer. Die Form muß, durch den Inhalt bedingt, dessen Spiegelbild sein, d. h. nichts und alles, nämlich der Autor muß alle Form verachten und aller Formen sich willkürlich bedienen: je ungehobelter, je grobartiger. Nebenher zeigt man auch, daß man seine Studien als Klopffechter gemacht habe, greift pikanter Weise, mit Stecknadeln, die Herren der vaterländischen Literatur an; und fertig ist das Meisterwerk des nagelneuen Genies. Nun aber kommt erst die Hauptsache! Nun ist man Mitarbeiter mehrerer Zeitschriften (je mehr, je besser) und da schickt man denn, nach allen Seiten, Ankündigungen, Kritiken, Recommandationen des eigenen Werks, und lobt und preiset und erhebt es, ohne alle Verschämtheit. Treten nun zwei solcher Schriftner in Compagnie und lobhudeln sich gegenseitig, so geht die Sache noch leichter von statten, und in Zeit von 6 Wochen können zwei unbekannte Männlein zu einer, wenn auch nur gewissen Namhaftigkeit gelangen. Was in dieser Art nun vor 10 oder 12 Jahren geschehen ist, darüber ist man jetzt im Klaren und daher bedarf es nicht gerügt zu werden. Wie man es aber heute so fort treibt, davon sei hier zu Nutz und Frommen ein Beispiel angeführet. Man lese im Leipziger

„Liter. Konverſationsblatt“ Nr. 292, 1825, wie dort der „Satan“ gelobhudelt wird und zwar vom „Popanz“, und wie dagegen der „Satan“ im „Literaturblatt des Morgenblatts“, Nr. 100, den Popanz lobhudelt. Wahrlich eine äſthetiſche Scene, die, lebte er noch, Hogarth benützt haben würde. Was wäre da noch hinzu zu fügen, wo die Tatſache ſich ſo klar ausſpricht, als erſtlich: ein ernſtgemeintes Schade! daß in zwei ſo ausgezeichneten Zeitſchriften, als die genannten, ſich dergleichen einſchleichen konnte; und zweitens, daß dem neuen Redakteur des „Cottaſchen Literatur-Blatts“ eine gewiſſe Tugend geboten haben ſollte, das Popanzlob, ſanft errötend, dem Einſender zurück zu ſchicken. Bis man nicht dazu gezwungen wird, ſei fürs erſte nichts Näheres über dieſes kleine Faktum geſagt.

Bemerker Nr. 15 zum Geſellſchafter 1826, 26. April 1826, Nr. 66.

Stuttgart, den 3. April 1826.

Antwort auf die Frage: Wie wird jetzt ꝛc.

Wie man in jetziger Zeit die Kritik treibt, möchte beinah noch wunderbarer ſcheinen, als die Kunſt, ſich einen literariſchen Namen zu fabrizieren. Man erfindet irgend eine derbe Unwahrheit, je lächerlicher, deſto beſſer, ſchiebt ſie als Tatſache einem, dem man ſchaden möchte, unter und läßt ſie in öffentlichen Blättern drucken — natürlich ohne Unterſchrift des Namens.

In dieſe Kategorie gehört die Nachricht: „Wie wird jetzt in Deutſchland ein literariſcher Name nicht erworben, ſondern fabrizirt“, von Stuttgart datiert, mit X—X unterzeichnet, in der Beilage Nr. 10 zum Blatte 46 des „Geſellſchafters“. Der Unterzeichnete glaubt als Herausgeber der „Memoiren des Satan“ einen Teil dieſer Epiſtel auf ſich ziehen zu müſſen, und gibt auf dieſem Wege den Leſern des „Geſellſchafters“ die Nachricht, daß ſie einer Unwahrheit ihr Ohr geſchenkt haben. Die Rezenſion in Nummer 100 des Literatur-Blattes, auf welche ſich Herr X—X bezieht, iſt weder von mir verfaßt, noch eingeſandt worden. Ich überlaſſe es dieſem Blatte, wie auch dem Lit. Konverſations-Blatte, ſich über dieſe neue Erfindung näher auszuſprechen und erkläre hiermit, daß ich es, bevor mir „Herr X—X in Stuttgart“ zu Geſicht kam, nie mit einem Popanz zu tun hatte. Iſt er übrigens ein Mann von Ehre, ſo wird er in dieſem Blatte ſeinen Namen nennen und nachweiſen, wie und wodurch er zu dieſer Unwahrheit veranlaßt worden ſei.

Dr. Wilhelm Hauff.

Bemerker zum Geſellſchafter Nr. 6, 1827.
(Mittwoch, den 7. März.)
H. Clauren und ſeine Doppelgänger.

„Aber iſt es denn wirklich ſo gar ſchlimm, wie uns der Mond-Profeſſor dozirt, mit Claurens Wallungen im Herzblute und Zittern der feinſten Nervenfibern beſchaffen?“ — ſo fragt ſich der Unbefangene? — „Der Mann im Mond“ war — niemand hielt es für mehr — eine Buchhändler-Spekulation. — „Mit nichten!“ ruft der Kontrovers-Prediger; „da Worte nicht halfen, ſo ſollte Clauren mit ſeinen eigenen Waffen geſchlagen werden, mit einer Parodie ſeiner Werke — mit Satire.“ Iſt aber Nachahmung Parodie? Iſt Nachahmung Satire? — Wo wäre in dem „Mann in dem Monde“ der Charakter der Parodie zu finden? — wo jene ſcherzhafte witzige Anwendung der Claurenſchen Ideenkette? — Wo iſt jener witzige Spott über Claurens Schwächen und über die tief zum Verderben führende Richtung der Claurenſchen Schriften, welche der Sittenprediger ihm ſpäter feierlich aufbürdet? — Jeder Unbefangene fand in jener After-Claurenſchen Erzählung nichts mehr und nichts weniger, als eine mitunter ſehr glückliche Nachbildung der Claurenſchen Manier, mit etwas ſteifen und überladenen Claurenſchen Redensarten. Wußte aber der Doppelgänger die Satire nicht tiefer aufzufaſſen, ſo konnte ſie niemand zum Lächeln bringen; denn wer möchte wohl lachen, wenn einem oft geiſtreich Stammelnden nachgeſtammelt wird? — Zum Abſchrecken war das allerliebſte Mondkälbchen gar nicht geeignet. Es konnte daher auf keine Weiſe für den Zweck vorgearbeitet haben, welchen der Kontrovers-Prediger ex post proklamierte. Paßte aber der Vorderſatz nicht zu dem Nachſatz, ſo kann auch wohl nicht auf Glauben angenommen werden, daß der „Mann im Monde“ geſchrieben ſei, um Clauren durch die Gewalt der Satire in ſeiner Blöße darzuſtellen. Was bleibt dann übrig für die „Kontrovers-Predigt“? — Die Anſicht: es iſt eine Parteiſchrift — eine Apologie des Mondmannes und ſeiner bibliopoliſchen[1]) Exiſtenz. Daß muß jeden parteiloſen Leſer aufmerkſam machen, ſich nicht hinreißen zu laſſen von der in Wahrheit geiſtreichen Beredſamkeit des Kontrovers-Predigers. Es bleibt doch immer ein harter Stand für Clauren. Die Gründe jenes Predigers in der Wüſte ſind ſo folgerecht, ſo ſchlagend, ſo wahr und Zeugen eines zwar ſehr aufgeregten, aber doch gültigen Gefühls und eines verſtändig, wenn auch nicht immer fein gebildeten Geſchmacks; ſo daß man ſich unwillkürlich fortgeriſſen ſieht, iſt man nur erſt über die erſten Vorderſätze hinweg. Aber hier liegt es; — hier finden ſich Übertreibungen, die den Partei-Mann bezeichnen, hier finden ſich Lücken, die das Urteil verloden, hier wird es erkannt, daß Claurens Todesurteil sub- et obreptitio erſchlichen iſt.

[1]) buchhändleriſchen, d. h. vom Buchhändler abhängigen.

Literaturblatt 1827, Nr. 100 (14. Dezbr.).

Taschenbuch für Damen.

Auf das Jahr 1828. Mit 10 englischen Kupfern. Stuttgart und Tübingen, J. G. Cottaische Buchhandlung. XXVI. und 454 S. 3 Thlr. 4 N.-Gr.

— — Und das bringt uns nun auf die diesen Bildern beigefügten Erklärungen, wodurch sie einen entschiedenen Vorzug vor allen jenen kleinen Songs und poetischen Ergießungen erhalten, womit der englische Leser sich bei Betrachtung der Bilder abspeisen lassen muß. Auch ohne daß er sich genannt hat, wird man in ihm sogleich den ungenannten Ordner des ganzen Taschenbuchs, W. Hauff, erkennen. Nur einem so schönen Talente konnte die Zusammenstellung des zweiten Bildes, welches das verschämte Mädchen, beim Juwelier sich den Brautring suchend, so ergreifend uns vorführt, mit der durch Putz verblendeten Braut im dritten Bilde so gelingen, daß die Erklärung nun selbst schon ein kleiner, wehmütig genug redender Roman geworden ist. Und um von W. Hauff sogleich das Beste anzusehen, er beschenkt auch dies Taschenbuch selbst mit einer Novelle, das Bild des Kaisers überschrieben, die wir unbedenklich zu dem Geistreichsten und Gelungensten zählen, was in dieser Herbstflora so vieler Taschenbücher und vornehmbenamter Almanache im Felde der Erzählung aufgesproßt und abgeblüht ist. Ein märkischer Junker kommt auf eine schwäbische Ritterburg und wird von einem echten schwäbischen Mädchen, der redendbesonnenen Anna, in die er sterblich verliebt ist, endlich zum Brautführer gemacht zu einer Ehe, wo eine Kopie von Napoleons Bild, wie er den Simplon hinauf reitet, nach David, zum Talisman wird, der allen Mißklang in Wohllaut auflöset. Doch die Geschichte ist es nicht, die hier berücksichtigt werden soll, wiewohl der fein spottende Satyr, der dem trefflichen Hauff über und unter dem Monde so treu zur Seite stand, schon in dieser Zusammenführung des Ungleichartigsten und dem Siege des Schwaben über den Märker überall schalkhaft genug hervorguckt, sondern die geistreiche Abwägung des Für und Wider in den hier so anmutig eingewebten Konversationen, das leichte Spiel der Rede und Gegenrede, die tiefen Blicke ins Menschenherz und in Weltverhältnisse, die sich hier kundgeben, das ist es, was uns in dieser, alles Wunderhaften glücklich entkleideten, einfach-leichten Darstellung so anzieht und uns das Urteil erlaubt, daß in dieser Novelle die ganze Kraft seiner Eigentümlichkeit hervortritt, und daß Hauff auch in dieser so schwierigen Form ganz Vorzügliches geleistet haben würde, wenn ihm nicht — mit tiefer Trauer schreiben wir's nieder — die neidische Parze so schnell den Faden durchschnitten hätte. — — — — —

Pälliger.

Schluß des Artikels „Wilhelm Müller und Wilhelm Hauff“ (Morgenblatt, Dez. 1827).

Was an Hauff als Schriftsteller vorzüglich und gleich bei seinen ersten Versuchen auffiel, war die Darstellungsgabe, jener Instinkt des Stils, der schon in dem anspruchslosen Erstlingswerke des Jünglings, dem Märchenalmanach auf 1826, überraschte, jene Leichtigkeit und Natürlichkeit, der selbst materielle Stilfehler ihren Reiz nicht rauben konnten. Dieses unmittelbare Geschenk der Natur bestimmte ihn auch zu seiner Laufbahn, nachdem der Beifall, mit dem seine ersten Versuche aufgenommen wurden, dem über sich selbst Erstaunten zur Selbsterkenntnis verholfen hatte; aber die eigentümliche Farbe seines Geistes war die Sicherheit in der Auffassung und die Lebendigkeit, oder, wenn uns der Ausdruck erlaubt ist, Besonnenheit der Phantasie. Von Kindheit auf gewöhnt, viel, ja vielerlei zu lesen, hatte er beim Eintritt in das jugendliche Alter schon einen sehr beträchtlichen Teil der deutschen Literatur sich zu eigen gemacht. Wenn das in ihm schlummernde Talent ihn zum Verschlingen der Bücher trieb, so bewahrte es ihn auch vor den gewöhnlichen Folgen dieses Hangs; die dadurch gewonnenen materiellen Kenntnisse legten den Grund zu jener Sicherheit, die wir an ihm bewunderten, sie nährten, aber zügelten zugleich seine Phantasie und mochten viel dazu beitragen, daß, als er in das Alter jugendlicher Begeisterung trat, sein Herz warm schlug für alles Gute und Schöne, aber sein Geist schon so viel Besonnenheit erlangt hatte, daß er unfähig war, sich in einseitiger Bewunderung *eines* Genius, oder *eines* Zeitalters zu berauschen; daher auch in seinen Jugendgedichten, deren manche fast noch in die Kindheit fallen, durchgängig ein lebendiger Hauch von Poesie weht, aber keine Spur von Überschwenglichkeit zu finden ist. Unverkennbar ist dieses Talent zu rascher, sicherer Auffassung, diese Mühelosigkeit im **Mann im Mond**, einem Produkt, das in seinen Folgen auch verschiedenen andern Männern Gelegenheit gegeben hat, sich bekannt zu machen. Der einzige Zwang, den man in diesem leichten Werke bemerkt, ist die Mühe, die sich der Verfasser oft geben muß, nicht geistreicher zu sein, als sein Vorbild.

Hatte er mit Glück einer Verirrung des Zeitgeistes gespottet, so lernten er und Deutschland noch fester an sein Talent glauben, als er dem Zeitgeist huldigte. **Lichtenstein**, in unglaublich kurzer Zeit entworfen und ausgeführt, hat bei vielen Mängeln so große Schönheiten im einzelnen, in der Charaktergezeichnung, in den Naturschilderungen weht trotz aller Schwächen die Ahnung eines so bedeutenden Talents, daß sich dieses Werk sogleich vor vielen ähnlichen Variationen eines historischen Themas auszeichnete. — Ist die Form, in die er die freien Gebilde seiner Phantasie goß, auch nicht ganz neu, so stößt man doch in den **Mitteilungen aus den Memoiren des Satans** auf so liebenswürdige, originelle Züge, daß er diesem Werke größtenteils seinen Ruf zu danken hatte; und er verdiente ihn, denn mitten unter den Spuren

von Unreifheit begegnen wir hier einer ſchönen, ſeltenen Eigenſchaft, die mit der bisher angeführten das Bild ſeines Geiſtes vervollſtändigte; es iſt dies der Takt für das Schickliche und die Mäßigung in den Ergüſſen des Humors. Witz iſt in Deutſchland bekanntlich eine nicht ſehr häufige, koſtbare Ware, daß aber in keiner Sprache der Witz ein größeres und zugleich erhabeneres Feld hat als in der Sprache Jean Pauls und Lichtenbergs, konnte nur der leugnen, der den höhern Witz mit dem gewöhnlichen, dem Konverſations- und Zeitungswitz verwechſelt; in letzterem iſt unſere Sprache höchſt unglücklich, und ein witzelnder Franzoſe iſt noch lange ein homme d'esprit, wenn der Deutſche längſt plump und gemein geworden iſt. Die Anlage zum echten Witz iſt das Kennzeichen, vielleicht das Erfordernis des wahren Dichters — und zwiſchen einem wahren und einem großen Dichter iſt noch ein großer Unterſchied — und das Bewußtſein, dieſen Funken in ſeinem Busen zu nähren, konnte Hauff leicht über die Vorwürfe tröſten, deren Quinteſſenz der Ausſpruch iſt: „Er ſei für einen deutſchen Teufel nicht gründlich genug.“ Daß er es nie verſucht hat, ſeine Produkte mit der Jenſcherſprache[1]) deutſcher Philoſophie aufzuputzen, iſt ein Beweis von ſeinem geſunden Verſtande, den wir nicht unerwähnt laſſen durften, weil es ſich durchaus nicht von ſelbſt verſteht, daß er ihn beſeſſen. — Mit fortſchreitendem Alter und wachſender Fertigkeit gewannen ſeine Lebensanſichten an Ernſt und Tiefe, ſeine Erfindung an Reichtum, ſeine Charaktere an Wahrheit, ſeine Situationen an Mannigfaltigkeit, und wenn er ſchon in den Memoiren des Satan bewieſen hatte, daß er ſich am liebſten auf minder gebahnter Straße bewege, ſo zeigte er in mehreren ſeiner kleineren Dichtungen auf eine recht erfreuliche Weiſe, daß er ſich über Konvenienz zu erheben und ſeine Gemälde in originelle Rahmen zu faſſen wiſſe; wir meinen damit beſonders die Phantaſieen im Bremer Ratskeller, eine kühne aber geniale Dichtung, und die Erzählung: das Bild des Kaiſers, einen Verſuch, die hiſtoriſche Novelle in einem ganz andern Sinne als bisher aufzufaſſen, der gewiß gelungen zu nennen iſt. In ſeiner letzten Arbeit, der mit Liebe verfaßten Kupfererklärung zum Taſchenbuch für Damen auf 1828, deſſen Herausgabe er beſorgte, hinterläßt er ein liebliches Denkmal ſeines ſchönen Geiſtes. Das Schickſal, neidiſch auf ſo viel Glück, ließ ein Herz ſtille ſtehen, das warm für Liebe und Freundſchaft ſchlug, und einen Genius verſtummen, der dem gebildeten Deutſchen noch manches ſchöne Bild in Ernſt und Laune verſprach. Er ſtarb, geachtet von allen, geliebt von den vielen, die ſeinen liebenswürdigen Charakter kannten, in der Blüte ſeines Alters, ſeines Ruhmes und ſeines Glücks; ſein Ruhm mochte noch wachſen, ſein inneres Glück gewiß nicht. Wenige Stunden, bevor das Fieber ſeine Sinne in wilden Taumel trieb, belebte die Freude zum letztenmal ſeine Züge bei der Kunde von der Seeſchlacht bei Navarin; das Ereignis, das heute hundert Dichter zu politiſch-

[1]) = Notwälſch.

poetischen Ergüssen begeistert, konnte er nicht mehr besingen, er konnte sich nur darüber freuen; er nahm die Freude hinüber in des Fiebers Wahnsinn, und es war rührend zu hören, wie er, sich für den Schlachtboten nach jenseits haltend, mehr als einmal rief: „Laßt mich, ich muß hin, ich muß es Müller sagen!“ Und er ist hingegangen zu ihm, und ihr seid vereint, ihr Glücklichen! Ihr schwelgtet, den frischen Lorbeer auf der Stirne, im reinen Nektar der Poesie, ihr tratet frühe ab vom Kampfe mit Neid und Autorität, bis jetzt noch war er eine Übung eurer jugendlichen Kräfte, aber die Feinde nehmen zu und die Kräfte nehmen ab; euch ist das Achselzucken erspart, das den Lebendigtoten wird und sie beleidigt; ihr durftet nicht sehen, wie die ungeduldige Mitwelt ein Blatt ums andere aus dem alten Kranze pflückt; ihr ruhet so besser, als wenn ihr auf Lorbeeren ruhtet. Lebt wohl! ihr waret uns eine schöne Hoffnung, und ihr seid es noch, denn im Baume, der so frische, gesunde Blüten treibt, muß der Saft noch kräftig auf und niedersteigen, und endlich wird doch ein Jahrgang eine — wenn auch nur eine goldne Frucht reifen. A. B(öttiger).[1])

Im Namen der Freunde
gedichtet und an Wilhelm Hauffs Grabe gesprochen
von G. Schwab.

O heller Tage dunkles Ende, Tod!
Den Schleier wirfst du über viel Gestalten,
Die reich an Leben und von Jugend rot
Vor diesem Auge, das du schließest, walten;
Ach! was die Welt im Keim von Bildern bot,
Das wußt' es schnell und glänzend zu entfalten,
Das wandelt noch vor unsern Blicken her,
Nur, der es schuf, der schauet es nicht mehr.

Aus Lust und Laune wußt' er bald heraus,
Und kurze Frist ward ihm zum Ernst gegeben;
Die Liebe führet ihn in des Freundes Haus,
Dem jäher Sturz zerschmetterte das Leben,
Da ward vertraut er mit des Grabes Graus,
Und neue Bilder sah er um sich schweben;
Den Blick versenkt' er in den schwarzen Schlund;
Laßt mich zum Freunde! sprach sein fromder Mund.

---

[1]) C. A. Böttiger, Archäologe in Dresden, Mitarbeiter der Abendzeitung.

Und Weib und Kind, und Ruhm — beſcheret kaum —
Schon ſchwand's vor ihm, und immer ward er ſtummer;
Vom Traum des Dichters ging's in Fiebertraum,
Vom bunten Fiebertraum in tiefen Schlummer,
Und ſo, im Schlummer, in den engen Raum,
In den er ſinkt zu ſeiner Freunde Kummer;
Was bleibt von ſeines Hauptes Jugendglanz
Nichts als der frühe, grüne Lorbeerkranz.

Doch weinet ihr um den entflohnen Geiſt
In hoffnungsloſer Trauer nicht, ihr Lieben!
Uns iſt, was uns der Wahrheit Wort verheißt,
Mit Flammenſchrift in unſre Bruſt geſchrieben;
Die Kraft, die ſchöpferiſch den Schöpfer preiſt,
Die denkt und dichtet, ſie kann nicht verſtieben;
Sie ſchwindet nicht hinüber in das Nichts,
Sie ſchaffet droben in dem Reich des Lichts.

Memorabilien.

I. Schule. Die Schuljahre in Tübingen. Erwachen eines liederlichen Geiſtes in der Schule. Heimliches Rauchen im 13. Jahr. Conz, Nieke und ich ſuitiſieren nach Rottenburg. Freundſchaftliche Verhältniſſe mit Schmid, Schwarzmann und Rheinwald. Aufführung des Siegfried von Lindenberg und Marionettentheater. Sprichwörter, Kartenſpiel u. ſ. w. Der Neffe als Onkel. Rheinwald als Valcour. à! à! à! Landexamen in Stuttgart. Reden am Reformationsfeſt.

II. Kloſter Blaubeuren. Meine Einlieferung ins Kloſter, unter Begleitung der 2 Schwarzmann und Rheinwalds. Die erſten traurigen Tage in Blaubeuren. 1. Commovation [sic!] in der Neujahrsnacht 1817—1818. Nern als Bräutigam. Die erſte Vakanz. Suite nach Reutlingen, wo ich mir Muff holte.

Reiſen nach Ulm im zweiten Semeſter. Schifferſtechen. Erſte Herbſtvakanz. Wollte nach Hechingen reiten und kehrte wieder um.

Liederlicher Winter. Gerhauſen, Ulm im Chriſttag. Erſtürmung des Mäuerleins. Unterſuchung. Rauch in Nöten. Spirien und Rauchen auf Leippig.[1]) Die zweite Neujahrsnacht. Schopper ſteigt hinaus. Folgen daraus. Fürchterlicher Kommers vor der Vakanz. Ephorus wütet. Oſtervakanz 1819.

---

[1]) Name einer Stube.

Suite nach Böblingen. Nieder Valanzbesuche. Suite nach Hechingen. Besteigung des Hohenzollern. Rottenburg. Meinhards Grab. Emilie Klay.

Mein letzter soliderer Winter in Plaubeuren. Händel mit Strobtbek. Heimliches Rauchen auf dem Turm. Faber wird nach B. citiert??? Christferien in Ulm. — E. — Dritte Neujahrsnacht sehr fidel. Schwends Krankheit. Krankenstube. Ostervalanz 1830. Zeller und ich in Schorndorf. Hauff[1]) reist ab. Nieder in Tübingen. Langweiliger Sommer. Erwartungen. Besuch Hermanns. Mit mir in Ulm. Hoffnungen!!? Den 1. [Juni]: 17 dürfen nach Ehingen. Morgens schlechte Predigt. Schimpft Eyhorns über die neuen Moden. Nachmittags 1—6 in Scheflingen. Lustiger ordentlicher Commerz. Ankunft der Ehinger.

Den 2.—8. Schlechte Zeiten. Valanzgedanken. Muß bei Eyhorns schanzen wie ein Vieh und anderes liegen lassen. In den Abendrekreationen lustige Spaziergänge mit Kraus, Zeller ꝛc. Ungewisses Hoffen wegen N. N. Traurige Gedanken. Eingeschränktheit.

Den 9. Commerell und ich gingen Schwend entgegen. Er kommt nicht. Schnelles Heimjagen, weil es schon geschlagen hat.

Den 11. Rauchen. Lustiger Abend in Weilheim. Freudiger Brief von Hause. Frohe Aussichten wegen meiner Promotion.

Den 12. [Juni]. Jörnlein!?

Den 15.[Juni?] Abgang des Fuchs (Julie Seefried) nach Stuttgart in das Mädcheninstitut — gestern Nacht hatten wir ihr noch ein Lied gesungen. Bier und Tabak mit Commerell, Schwend. Haspel auf der Krankenstube. Bekanntschaft mit Stadtschreiber Kraus.

Erlösung vom Jammerthal. Reden. Abschied. Ausritt nach Feldstetten. Ball in Kirchheim. Examen. Roßwag. Bekanntschaft mit Nanz. (Schöne Zeit!) Rückreise. Ankunft im Kloster.

III. Tübingen. Winter 1830. Eintritt ins Kloster. Sehnsüchtige Gedanken an die schönen Tage in N. Bekanntschaft mit Frisch, Christian, Göriz, Röder. Spaziergänge mit diesen. Arge Grahheit.[2]) Diese treten in die Burschenschaft. Kränzchen bei Göriz und Nieder. Suite nach Rosek. Händel mit den Corps. Unruhige Zeit. Versammlungen. Konzerte u. s. w. Briefwechsel mit Ne. Kämpfe. Nedartirannei. Smollis mit Pfaff. Fastnacht. Erligheim!

Ostervalanz. Lustige Tage bei Haugs. Roßwag. Annäherung an Ne. Abschied!? Eilig heim!! Der unglückliche Brief an Ne. Rückritt nach Tübingen.

Sommer 1831. Bekanntschaft mit Theurer. Wohnen in der Stadt. Das Gärtchen. Spiele mit Gehler auf Theurers Stube. Abendspazier-

---

[1]) Der Vetter Wilhelms, Repetent.

[2]) Schwäbisch für Rauhheit, krasse Manieren.

gänge ins Waldhörnle. Krankheit. Materlooseſt. Suite nach Hechingen. Suiten nach Niedernau. Spatz paukt ſich mit Häberle. Theurer paukt ſich mit Obermüll.

Malchen in Tübingen, Marie in Stuttgart. Nieke und ich reden Cocles ſeine Liebe aus. Beſuche auf Pfäfflins Stube. Köhler, Adolf K., Seybothen. Suite nach Reutlingen. Kabale und Liebe. Göcig Austritt nach Niedernau. Reiſe mit Cocles nach Stuttgart. Geſpräche und Verirrungen unterwegs. Löwenſtraß. Liebesleiden. Brief der Pfarrerin von Erligheim. Bronderkommerz. Friſch will ertrinken. Aufweichs mit Bock.

Winterſemeſter 1821—22. Herbſtvakanz. Reiſe mit Theurer, Nieke 1 und 2, Neyſcher über Gmünd nach Ellwangen. Suiten in Ellwangen. Schrezheim.[1]) Reiſe von Aalen nach Ulm mit den übrigen und Pfäfflein. Nieke als Schulmeiſter von Aalen. Verfrorene Fahrt von Heidenheim nach Ulm. Tanz und Tanzmuſik in Pfuhl. Fahrt ins Steinhäule. Rückkehr nach Stuttgart. — — — — Nach Tübingen. Fideles Jungburſchenſemeſter. Cocles hat ſeine Liebe aufgeſteckt. Konſtituierung ordentlicher Kränzchen mit Theurer, Nieke, Cocles, Friſch, Röder, Pfaff, Neyſcher, Seybothen, Köhler, Schott (Siegel). Bekanntſchaft mit Plieninger. Muſikkranz. Suite nach Hechingen. Museumsball. Eintritt in die Fidolia. Kommerze der Fidolia. Chriſtvakanz. Neujahrsnacht. Nieke läßt ſein Herz in Stuttgart. Serenaden mit Plieninger. Verdrießlichkeiten mit der Compagnie, die ſich durch meinen Eintritt in die Fidolia beleidigt fühlt. Gedichte in den Kränzchen. Auszug der Fidolia auf einen Berg mit biergefüllten Kanzen. Auflöſung der Fidolia und Folge davon. Ihr Begräbnis. Ausſöhnung mit dem Kränzchen. Tarokabend zu Hauſe. Sallwürk, Spatz, Göller und Häberlein konſiliiert. Im ganzen war das Semeſter luſtig und fidel und doch dabei fleißig. Ausſchuß löſt ſich auf.

Allgemeine Bemerkungen über dieſes Semeſter. Gegen die Corps im ganzen ſehr ruhig, weil ſich dieſe zurückziehen. In der Allgemeinheit zeigt ſich wenig Intereſſe, deswegen iſt auch der Ausſchuß nicht gar friſch, ob er gleich Händel mit dem Senat hat und ſich endlich auflöſen muß (Verſchißgeſchichten). In der Burſchenſchaft zeigt ſich kein großer Eifer. Daher Streitigkeiten der Feuerreiter, Gemäßigten und Fidolen. Die Fidolia bringt einen fideleren Geiſt in die Kneipe, der aber ausartet. Am Ende größeres Intereſſe darin.

Sommerſemeſter 1822. Vakanzbeſuch bei Hauff.[2]) Predigten und Kinderlehre daſelbſt. Erſte Kinderlehre hier. Am Ende des vorigen Semeſters fidele Suite nach Rottenburg, um Bumper[3]) zu begleiten. Lerne Wagner kennen. Vierſpiele in der Vakanz. Spatz im Loch. Beſuche bei ihm. Suite mit ihm nach Luſtnau. Empfang der Stuttgarter. Regeres luſtiges Leben im

[1]) Bei Höchſtädt a. Egau, unweit Dillingen in Bayern.

[2]) Pfarrer in Bondorf.

[3]) Der nachmalige Oberamtsarzt Hauff in Kirchheim u. Teck.

Anfang des Semesters. Die Allgemeinheit löst sich auf. Die Burschenbehörde wird abgeschafft. Meldung in die Burschenschaft. Doktor verkeilt in Fanny. Bierspiel und Champagner am 12. Mai 1822. Nane stirbt im Mai. Riede[1]) geht nach Wien. Vorher noch Suff bei Seybothen. Röder paukt sich. Suite nach Hechingen. Waterloofest. Gedicht darauf. Großes Bierspiel mit Wagner und Binder. Aufnahme in die Burschenschaft den 3. Juli. Cameralis schrecklich verkeilt in Stabele. Nachtmusiken mit Pfäffle. Die Kränzlein hören auf. Streit in den Versammlungen. Th. Körners Totenfeier. Mein Austritt September.

September und Oktober Reise in die Rheingegenden über Karlsruhe, Mannheim, Worms, Mainz, Coblenz, Neuwied, Rüdesheim, Wiesbaden, Frankfurt, Darmstadt, die Bergstraße, Heidelberg, Heilbronn ꝛc. mit Pfaff, Poths, Schlaich und Faber.

Wintersemester 1822—23. Ein rüstiges, schönes Semester. Werde Ehrenmitglied der Burschenschaft. Okt. 22 Kränzchen ꝛc. Paukereien mit Dille. Riedes Stich.[2]) Seine Krankheit auf Cocles Stube. Berühmter Museumsball. Suite auf das Schloß. Schlittenfahrt. Freiburger Suite. Ständchen. Senis illuminiertes Herz. Illumination in Stuttgart. Klüpfel.

Osterferien. Das Blutregiment. Doktors Perfall!!![3]) Sommer 1823. Freiburger Geschichten. Allgemeine Statuten angenommen. Waterloofest und Ball. Ständchen. Weberlein! Cameralis als Tröster und Bräutigam. (Wer hätte das gedacht!)

Wintersemester 1823—24. Reise nach Nördlingen in den Ferien. Ulm bei Max. Fahrt auf der Donau mit Supf, Wolf und Poths. Donauwörth. Nördlingen. Luise. Nimlinger Kirchweihe. Casino. Ball. Abschied. Öffentlicher und geheimer Briefwechsel durch Fräulein Wucherer. Stiftungsfest. Neujahrnachtsball. Mariens Hochzeit. Cocles Abzug. Mimische Darstellungen auf Max Zimmer.

Osterferien 1824. Bierspiele. Reise mit Neibel, Röder, Rosal, den beiden Mannhardts, Frotiep nach Aalen. Der Assessor in Göppingen. Nördlingen. Ankunft; die ersten zwei Tage. Wallerstein. Entdeckung der Mutter. Glückliche Stunden! Die Raben. Karthäuserthal. Rückkehr nach Tübingen. Letztes Semester. Cocles als Philister. Waterloofest. Mannhardts Ofen und Kaffee.

---

[1]) Gustav R.

[2]) Heinrich Riede wurde bei einer Ehrenmensur ins Bein gestochen.

[3]) Durchfall im Examen?

III. Aus dem Nachlaß.

Gedichte und Stammbuchblätter.

Die früheſten Gedichte Hauffs ſind enthalten in einem Konzeptbuch von Wilhelm Hauff (1822), und in einem „Liederbuch von Wilhelm Hauff 1822. 1823", andere in einem braunen Abſchriftenbuch von Carl Göriz.

Den 26. Dec. 22.

Hoffe!

Stimme von dem braunen Hügel,
  Die Du oft ins ſtille Thal
Wiedertönſt die lauten Worte,
  Lieben trauten Wiederhall,
Stimme, die Du meine Lieder,
Die Accorde meiner Zitter
  Wiedertönſt, erſchalle,
Gieb nicht neckend meine Frage wieder,
Gieb mir Antwort, Stimm' im ſtillen Thale.[1])

Stiller Strom im grauen Bette,
  Eile nicht ſo ſchnell davon,
Daß mein Ohr einmal verſtände
  Deiner Wellen leiſen Ton;
Deine ſchönen Silberquellen

[1]) Man wird oſſianiſche Reminiſzenſen in dieſer Strophe nicht verkennen.

Sollen traulich mir erzählen,
Rauſche lauter, rauſche,
Sprich zu meinem Ohr aus Deinen Wellen,
Daß ich Deine Sagen mir erlauſche.

Die ihr an dem alten Thurme
Oft im Mondesſchimmer webt
Und in nächtlich-ſtiller Stunde
Durch den blaſſen Hain entſchwebt,
Nebelſchatten alter Helden,
Ach, daß ſie mir [doch] erzählten,
Steht mir Red', ich frage,
Wollt ihr nichts aus euren Tagen melden,
O wie gerne lauſcht' ich eurer Sage.

Von den alten öden Zinnen
Schauen düſter ſie herab,
Ach! ſie blicken von den Thürmen
Schweigend in ein ödes Grab;
Alles Edle iſt verklungen,
Alles hat die Zeit verſchlungen,
Dem Geſchlecht hienieden,
Das ſo tief in ſeinem Fluch geſunken,
Haben keine Antwort ſie beſchieden!

Auch des Stromes ſtille Wellen
Haben ſchönre Zeit geſehen,
Als noch edlere Geſchlechter
Bauten auf der Berge Höhen,
Stolz verachtet er die Frage,
Übertönet meine Klage,
Seine blauen Wogen
Denken ſchweigend jener ſchönen Tage,
Schweigend ſind durchs Thal ſie hingezogen.

Und so steh ich denn alleine
  In der stillen Mondesnacht,
Weine um die trüben Zeiten,
  Ob kein neu Geschlecht erwacht?
Ach, daß sich mein Volk ermannte,
Daß es sprengte seine Bande!
  Ob ich wohl noch hoffe?
Lautlos fließt der Strom vom grauen Strande,
Nur das leise Echo ruft mir: Hoffe!

Spanisches Volkslied.

1) Nach Sevilla, nach Sevilla,
  Wo die schönen Prachtgebäude
  In den breiten Straßen stehen;
  Aus den Fenstern reiche Leute
  Schön geputzte Frauen sehen,
  :| Dahin sehnt mein Herz sich nicht. |:

2) Nach Sevilla, nach Sevilla,
  Wo die letzten Häuser stehen,
  Sich die Nachbarn freundlich grüßen,
  Mädchen aus den Fenstern sehen,
  Ihre Blumen zu begießen:
  :| Dahin sehnt mein Herz sich sehr. |:

3) In Sevilla, in Sevilla!
  Weiß ich wo ein reines Stübchen,
  Stille Kammern, helle Küchen,
  In dem Hause wohnt mein Liebchen,
  An dem Pförtchen glänzt ein Hammer,
  :| Klopf ich, macht die Jungfrau auf. |:

Dieses Gedicht findet sich zwischen anderen, unzweifelhaft von Hauff herrührenden im Nachlaß. Da ich es aber auch in einer handschriftlichen Liedersammlung von 1840 finde und nicht erklären kann, wie es dahineingekommen ist, wenn es ein ungedrucktes Gedicht Hauffs wäre, so muß ich die Verfasserschaft Hauffs allerdings im Zweifel lassen.

Vf: Clemens Brentano

Den 31. Dec. 1822.

Sylvesternacht.

Von den argen Alten
hat der würdige Prälat
freylich oft gar vielen Schmerz.
Doch mit vielen andern Sachen
weiß er schadlos sich zu machen,
das Verbot ist ihm nur Scherz.

Der Sylvesterabend wurde in den Klosterseminarien, sowohl in Blaubeuren, als in Tübingen immer feuchtfröhlich begangen. Auf die Einschränkungen, die der Jugendlust von oben her auferlegt wurden, scheinen sich die vorstehenden Verse zu beziehen.

Parabel.

Einst winkte Zeus aus seinen Wolkenhöhen,
Und goldgelockt trat Hymen vor ihn hin,
Geh, nimm die Herrschaft über alle Ehen,
Mach', daß die Liebenden sich nimmer flieh'n.
Der Gott enteilt zum Bruder mit dem Bogen,
Erzählt, was ihm der Herr gebothen hat,
Ach, oft hast du mich Armen schon betrogen,
Ich bitte nur dich,[1]) schaff' mir dißmal Rath.

Und Amor sprach: Ich will die Ketten binden,
Die ewig fesseln, was sich einmal fand;
Selbst gieng er hin, das feste Band zu winden,
Von Rosen wand der kleine Gott das Band.
Ach, legtest du nur damals ab die Binden,
Am Rosenband blieb mancher Dorn zurück,
Drum konnt' ich nie Ein trautes Pärchen finden,
Dem einmal nicht ein Dorn getrübt das Glück.

---

[1]) Mst.: Tuch.

Sehnſucht.

(Lied aus der Ferne.)[1])

1824.

Ihr Töne meiner Saiten,
  Ihr tönt ſo ſanft, ſo mild,
Mit Träumen ferner Freuden
  Habt ihr mein Herz erfüllt.
Des Liebchens Kuß, des Liebchens Blick,
  Führt mir der ſanfte Ton zurück,
  Der eurem Hauch entquillt!
O lispelt leiſe, leiſe!
  Dann träum' ich ſchöne Zeiten
    Und meiner Liebe Bild.

Wenn auf der Berge Höhen
  Der Strahl des Morgens fällt,
Möcht' ich mit Windeswehen
  Zu meiner Jugend-Welt,
Möcht' eilen mit des Morgens Strahl
Zum blauen Berg, zum fernen Thal,
  Das ſie umfangen hält.
Vergebens, ach vergebens!
Mir blüht kein Wiederſehen
    In meiner Jugendwelt.

Feuerreuter-Lied (jetzt Trinklied).

1824.

Wer ſeines Leibes Alter zählet
  Nach Nächten, die er froh durchwacht,
Wer, ob ihm auch der Kreuzer fehlet,
  Sich um die Pfennig' luſtig macht,

[1]) Wohl zu Anfang des Jahres 1824, nach dem erſten Aufenthalt in Nördlingen und vor dem Wiederſehen mit Luiſe an Oſtern 1824, gedichtet.

Der findet in uns ſeine Leute,
Der ſei uns brüderlich gegrüßt,
Weil ihn, wie uns, der Gott der Freude
In ſeine ſanften Arme ſchließt.

Chor:

So haben immer wir gedacht,
So haben's immer wir gemacht;
Drum auf! empor! das Glas empor!
Und ſtoßt mit an, ihr Feuerbrüder!
Denn Liebe, Frohſinn, Wein und Lieder
Umſchlingen unſern Feuer-Chor.

Wenn von dem Tanze ſanft gewieget,
Von Flötentönen ſüßberauſcht,
Sein Liebchen ſich im Arme ſchmieget
Und Blick um Liebesblick ſich tauſcht,
Da haben wir im Flug genoſſen
Und ſchnell den Augenblick erhaſcht,
Und Herz an Herzen feſt geſchloſſen
Der Lippen Liebes-Gruß genaſcht.

Chor:

So haben immer ꝛc. ꝛc.

Den Wein kannſt du mit Gold bezahlen,
Doch iſt ſein Feuer bald verraucht,
Wenn nicht der Gott in ſeine Strahlen,
In ſeine Geiſter-Gluth dich taucht;
Uns, die wir ſeine Hymnen ſingen,
Uns leuchtet ſeine Flamme vor,
Und auf der Töne freien Schwingen
Steigt unſer Geiſt zum Geiſt empor.

Chor:

So haben immer wir ꝛc. ꝛc.

Drum, die ihr frohe Freundes-Worte
Zum würdigen Geſang erhebt,
Euch grüß ich, wogende Accorde,
Daß ihr zu uns hernieder ſchwebt!
Sie tauchen auf — ſie ſchweben nieder,
Im Vollton rauſchet der Geſang,
Wie lieblich hallt in unſre Lieder
Der vollen Gläſer Feier-Klang.

Chor:

So haben immer wir ꝛc. ꝛc.

So haben's immer wir gehalten,
Wir tapfre Feuerreuterei,
Und mag die Welt um uns veralten,
Wir bleiben ewig jung und neu;
Denn wird einmal der Geiſt uns trübe,
Wir baden ihn in altem Wein,
Und ziehen mit Geſang und Liebe
In unſern Freudenhimmel ein.

An Sophie[1])

an ihrem Hochzeitstag.

1826.

War eine Wittwe lobeſam
die hatte ein Paar Mädchen,
Zu ihr ein Paar Studenten kam,
die Würdigſten im Städtchen.
Sie waren voll Gelehrſamkeit,
die beiden Herrn Studenten,
Und brachtens endlich mit der Zeit
Sogar zum Repetenten.

[1]) Hauffs Schweſter.

Der ält'ſte ſah die ält'ſte gern;
er zog wohl aus bis Bremen,
doch kam er wieder aus der Fern,
das holde Kind zu nehmen.
Der Kleinſte ſah's und dachte: ſo?
Er freit? ich kanns nicht minder;
die kleinere iſt nicht von Stroh,
Sind beyde liebe Kinder.

Da ſprach er zu dem ältern Herrn
Und ſagte ohne Schämen:
Du ſahſt viel Mädchen in der Fern
In Preußen und in Bremen,
Und doch haſt du dein Herz bewahrt,
Und kamſt zu ihr gelaufen:
Geſtehe, ſind ſie guter Art —
Die Mädchen der Frau Hauffen?

Da ſprach der Herre hochgelahrt:
Ich rath' Dir, nimm die Kleine,
Sie iſt zwar etwas andrer Art
Und ſpitz'ger als die meine,
Sie iſt gar zart und fein; wenn ſchon
Zuweilen etwas ſpröde,
Haſt du den erſten Kuß davon,
So iſt ſie nicht mehr blöde.

Das Freien iſt fürwahr kein Scherz,
Es machet viel Beſchwerden;
Doch faßt der Kleine ſich ein Herz,
Sagt: willſt Du meine werden?
Sie ſagt nicht ja, ſie ſagt nicht nein,
Iſt ſtill und ſtumm geweſen,
Doch in der Augen klarem Schein
Hat er ſein Glück geleſen.

Der Kleinſte führt die Kleinſte heim,
Sie haben ſich gefunden,
Und aus der Freundſchaft zartem Keim
zwei Früchte ſchön entſtunden.
Drum endet auch der Hochzeit-Reim,
den ich für euch gewunden:
Es fehlte nur der Liebe Leim,
So waren ſie gebunden.

Die kleinen Geigerlein[1])

dem

jungen Ehepaar.

(1826.)

Die Tante wird Frau Helferin,
Der Onkel wird ihr Mann,
Wir wiſſen's ganz gewiß, ſie hat
das Hochzeitkleidchen an.

Jetzt darf ſie nicht mehr von ihm fort,
Bleibt nicht viel Wochen fern;
Das freut uns recht, wir gönnen's ihr,
Sie hat ihn ja ſo gern.

Sie bleibt bei ihm in ſeinem Haus,
Sie hat ihn alle Tag;
Sie macht ihm Morgens den Kaffee
Und kocht ihm, was er mag.

---

[1]) Die Kinder von Lina Geiger, geb. Klaiber, Frau des Pfarrers M. Gottlob Friedrich Geiger (in Erligheim, 1813—1823), Tochter des Pfarrers Johann Chriſtian Klaiber zu Roßwag, geb. zu Wankheim bei Tübingen, 24. April 1791. Vrgl. auch die Briefe Nr. 10 und 12 und S. 27. Das junge Ehepaar iſt Linas Bruder Wilhelm und Hauffs Schweſter Sophie.

Sie backt ihm Kuchen groß und ſüß
Und viele Zwiebeln drinn,
Wie kriegts der Onkel doch ſo gut
Bei ſeiner Helferin.

So leben ſie und freuen ſich
Noch viele Dutzend Jahr',
Und Onkel hat die Tante gern,
Wie's bei der Hochzeit war,

Und ſind wir Mädchen einmal groß,
Dann ſind ſie alte Leut!
Dann kocht ſie ihm noch alle Tag'
Und liebt ihn noch, wie heut.

Faſſung des Gedichts „Zur Feier des 18. Junius 1823" in den „Kriegs- und Volksliedern":

Str. 2: Feindes Adler ſaht ihr fallen,
Hörtet Siegesdonner ſchallen,
Als der Tod das Auge brach:
Heil euch Lieben,
Träumet drüben
Von des Sieges goldnem Tag.

Str. 3: Selig preiſ' ich eure Loſe
In der Erde kühlem Schoße,
Denn ihr ſaht der Freiheit Licht,
Saht ſie ſteigen
Ueber Leichen —
Wie die Sonn' durch Wetter bricht.
Hier in eurem Siegesthale
Denken wir bei'm Todesmahle

u. ſ. w.

Zuſatz zu dem Gedicht Lehre aus Erfahrung (Morgenblatt 1827, Nr. 128):

Sey einer gewappnet noch ſo gut,
Wie Siegfried mit des Lindwurms Blut:
Du kannſt ihn klüglich überwinden,
Wirſt Du ſeine ſchwache Seite finden.

Die Auflöſung der Räthſel lautet:

Römer.
Roma — Amor.
Helena.

Die des Logogryphs: Treue — Reue.

Die der Charade: Preſſefreiheit.

Die andern Gedichte, meiſt in der Burſchenſchaft vorgetragen, zähle ich nur auf, indem ich die Anfänge und einzelne Proben beifüge:

Auf Grüneiſens Geburtstag (zum 17. Januar) [1820].

„Dich benedeit mein Lied, du freudenvolle Sonne —"
Wortſpiel mit grün und Eiſen.

Am Jahrestag der Verfaſſungs-Feier, den 24. November 1821.

„Zu hoher Feſtes-Freude
Zog einſt der Knaben Schaar —"

Der Kompagnie bei ihrem erſten Kränzchen im Winter 1821, von W. Hff. vulgo Bemper ꝛc. ꝛc.

„Auch mir einmal, ihr Muſen, ſattelt
Das hohe Flügelroß —"

Körners Todes-Feier, 26. Auguſt 1822.

„Verſtummt biſt du, der gold'nen Saiten Spiel,
Von einem edlen Sänger einſt geſchlagen,
Du roſteſt, treues Schwert, das in den Feind
So oft ein tapfrer Jünglings-Arm getragen."

Burſchenſchaftslied.

„Als einſt vom blut'gen Waffentanze
Heimzogen in dem Siegerkranze,
Der deutſchen Krieger tapfre Reih'n,
Da ſchwuren ſie's mit treuen Händen,
Ob Oſt, ob Weſt und Nord ſie trennten,
Ein freies deutſches Volk zu ſein.

So zogen zu den alten Muſen,
Begeiſterung im treuen Buſen,
Die Burſchen aus dem Kampf zurück;
Doch was ſie ſich ſo heiß erſehnten,
Was ſie ſo ſchön zu finden wähnten,
Sie fanden nicht der Eintracht Glück.

Noch trennte eines Volkes Brüder
Der alten Zwietracht blut'ge Hyder,
Die alle Freundſchaftsbande reißt;
Parteiſucht, Stolz und ſchnöde Rache,
Zerſtörten noch die gute Sache
Und hielten fern den beſſern Geiſt.

Da regten ſich in beſſern Herzen
Der Sehnſucht tiefgefühlte Schmerzen,[1])
Die Wehmuth um des Volkes Noth, —
Und plötzlich lodern auf die Flammen
Und leuchtend ſchlagen ſie zuſammen,
Zu einer Flamme Morgenroth.

Es fallen jene rohen Horden,
Es reißen jene alten Orden,
Es ſinkt die alte Barbarey;
Und alle Burſche deutſcher Lande
Umziehn der Bruderliebe Bande,
Ein Bündniß eint ſie frei und treu.

Doch was das Volk ſo ſchön entzündet,
Die heil'ge Flamme iſt entwendet
Von königlicher Frevelhand;
Geſchworne Eide ſind gebrochen,
Und noch iſt Deutſchland ungerochen,
Noch trauert ſtill mein Vaterland?

[1]) Anklang an Max v. Schenkendorfs „Es klingt ein heller Klang" 1814.

Schläger-Lied, gesungen für Tub. Burschen.

Pauklied.

Abschieds-Lied auf den 6. März 1823. [Kronprinz Karl geboren!]

„Zum letztenmal willkommen in dem Bunde —"

Zur Feier des 18. Juni 1823.

„Reiß ab den Trauerflor, der Dich verhüllte,
Schwing Dich herab, und brich den dumpfen Schmerz,
— — — — — — — — —
Für Dich, o Freiheit, ist der Hain geschmückt,
Zu Deinem Kranz die Blumen dort gepflückt —"
— — — — — — — — — —
Der Eid, der uns so treu verbündet,
Das Haus, das wir so fest begründet,
Noch stehen sie in alter Kraft.

Den abgehenden Brüdern im Herbst 1823.

„Vom Himmel ist der Geist entsprossen,
Der unser Herz zum Höchsten hebt —"

Hoffnung. (Nach der Weise „Wir hatten gebauet".)

„Ein Ruf ist erklungen
Durch Berg und durch Thal;
Heraus, ihr deutschen Jungen
Zum grünen Waffensaal!
Erwacht sind die Geister
Aus schmählichem Tod,
Als uns der alte Meister
Den deutschen Gruß entbot.
— — — — — —
Uns soll nicht vergehen
Der Funken der Nacht,
Bis einst der Freiheit Wehen
Zur Flamm' ihn angefacht.
Dann schweben uns wieder
Die Geister voran,
Und Deine Burg bricht nieder,
Du alter Meister Jahn!"

Freiheit-Hoffnung.

„Freiheit, wo weilst Du, Du zauderst so lange,
Vaterland sehnet nach Dir sich so bange! —"

Bundeslied 1824.

„Geist des Bundes, schwebe nieder, —"

— — — — — — — —

Noch steht herrlich dein Gebäude,
Herrlich, wie am ersten Tag."

— — — — — — — —

Die Mainzer Kommission 1824.

„Wir sind ein Völklein froh und frei, —"

Gedicht auf gegebene Endworte.

Varianten.

Zu dem Gedicht „Entschuldigung" gehörte ursprünglich der Schluß:

So sprach der alte Muselman,
Und zum Schiffe eilet der Dragoman,
Berichtet die Mähre dem Capitan. —
Doch dieser schämte sich noch mehr
Ob des Türken guter und wahrer Lehr.

Wahrscheinlich, um die Pointe nicht abzuschwächen, ist dieser Schluß in der endgültigen Fassung weggelassen.

Zu „Reiters Morgengesang".

Reiters Morgen-Lied.
(Schon in der Sammlung 1824, unter Nr. 65.)
(Alte Soldatenweise.)

3) Ach wie bald
Welket Schönheit und Gestalt!
Prangst du gleich mit deinen Wangen,
Die ꝛc.

4) Und was ist
Aller Mannsbild Freud und Lüst'?
Unter Kummer, unter Sorgen
Sich bemühen früh am Morgen,
Bis der Tag vorüber ist.

5) Und so will ich ꝛc.

Vergl. Wagners Archiv I, 514.

Zu Jeſuitenbeichte, Morgenblatt, 7. Auguſt 1827. Nr. 188.

Die Jeſuiten und die Miniſter, die Gegenſtände der Erbitterung ſo mancher Franzoſen, ſind dem Nationalcharakter gemäß, auch die Gegenſtände ihres Witzes. Der tägliche Pfeilhagel der Zeitungen, wo auch manches ſtumpfe Geſchoß mit unterlief, mußte zwar diejenigen, die er traf, am Ende unempfindlicher machen, blieb aber immer unangenehm, und ſie haben ſich, wenigſtens auf eine Zeitlang, dadurch etwas Ruhe geſchafft, daß ſie die Satyre aus den Tagesblättern verbannten, die ſich nun in die Flugſchriften geflüchtet hat, wodurch wenigſtens den niederen Volksklaſſen der tägliche Lachſtoff entzogen oder doch verteuert wurde. Wir teilen eine Probe der franzöſiſchen politiſchen Satyre in der Übertragung mit.

Folgt der Text des Gedichts.

Als Gegenſtück vergl. man folgendes Gedicht aus der Pariſer Zeitſchrift „Corſaire“:

Ein Jeſuit nahm, als er die letzte Sonnenfinſterniß beobachtete, andächtig ſeine Mütze ab und betete:

Sey mir gegrüßt, o Finſterniß,
Denn nichts iſt für uns heil'ger!
Doch du verliereſt ganz gewiß,
Kommt deine Macht nicht eil'ger;
Trotz unſrer tiefſten Klugheit ſind
Nicht alle dumm zu ſchaffen,
D'rum förd're, Finſterniß, geſchwind
Nun deines Ordens Waffen!

Zu „Grabgeſang“.

Am Grabe des zu früh verblichenen Freundes, Herrn Joh. Matthäus Leitner, Elementarlehrer. — Geſungen von den Mitgliedern des Geſangvereins in Nördlingen am 10. November 1826.

Der Verſtorbene war ohne Zweifel ein Bekannter von Hauffs Braut, und ihr zuliebe hat er vermutlich den Grabgeſang verfaßt.

Zu „Die Freundinnen an der Freundin Hochzeitstage“:

An Jeanette Wiedemann an ihrem Hochzeitstage von ihren Freundinnen.

Motto zu Othello:

Wie? wann? und wo? Die Götter bleiben ſtumm!
Du halte dich ans Weil und frage nicht Warum?
Goethe.

Zu Jud Süß:

Ein ernſtes Spiel wird euch vorübergehn,
Der Vorhang hebt ſich über einer Welt,
Die längſt hinab iſt in der Zeiten Strom,
Und Kämpfe, längſt ſchon ausgekämpfte, werden
Vor euren Augen ſtürmiſch ſich erneun. (Schiller.)

Zum „Bild des Kaiſers“:

Ne crains cependant, ombre encore inquiète,
Que je vienne outrager ta majesté muette!
Non — la lyre aux tombeaux n'a jamais insulté.
A. de Lamartine.

Stammbuchblätter.

1.

1815.

In das Stammbuch von Chriſtian Heinrich Riede.

Menſch, ſei ein Menſch, daß, wenn man Deinen Leib begräbt,
Dein Werk und Dein Gedächtnis lebt!

2.

Freund, die Tage werden gewogen, nicht gezählt!

3.

1824.

Nicht an marmornen Trophäen
mag die ſpäte Nachwelt ſehen
was wir Burſche hier gethan,
doch — zum Denkſtein unſern Siegen
bauten wir aus leeren Krügen
hohe Pyramiden an![1])

S.....

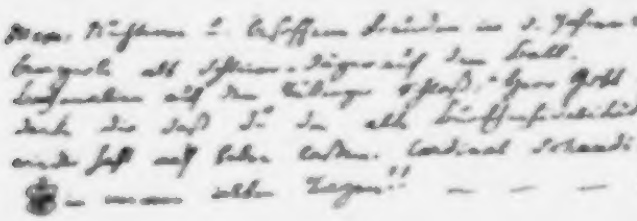
---

[1]) In etwas veränderter Form als Str. 4 des Gedichts „Das Burſchentum“ in den Ausgaben.

Zum Andenken an einen luſtigen Cameraden

Tübingen im Sept: 1824

W. Hauff theol: stud. aus Stuttgart
Bemperle



4.

Glaubt es, ihr Freunde,
Wonnen ſind Feinde,
Leiden erheben und ſtählen zum Gott:
Wer ſich verloren, hat alles gewonnen,
Nächte bedürfen kein Feuer der Sonnen.

5.

Der Feuerreuter Röder.

's jagt einer im Schritt über die Brück',
„Aus dem Weg! aus dem Weg! zurück!"
Was giebts, Herr von Röder? brennts wo?
„In Glems, in Glems![1]) Feuerjo!"

6.

Zur Erinnerung
an die Neckar-Brücke.

Dort draußen auf der Brücke,
Da liegt ein ſchönes Haus,
Da fliegen Liebes-Blicke,
Sie fliegen ein und aus.

---

[1]) Dorf bei Metzingen, O.-A. Urach.

Dort draußen auf der Brücke,
Saßen wir wohl tausendmal,
Da streiften unsre Blicke
Hinab in's schöne Thal.

Wir sah'n des Neckars Wogen
Im Abendroth erglühn,
Sah'n, wie die Heerden zogen
Im jungen Wiesengrün.

Da zogen Herrn und Damen
An unsrem Blick vorbei;
Sie wurden, wie sie kamen,
Gemustert nach der Reih.

Doch alle, welche kamen,
waren nicht so interessant,
Als drei bildschöne Damen
Nicht weit vom Neckarstrand.

Nach ihrem Fenster drüben
Ging wohl so mancher Blick,
Oft kam von den drei Lieben
Ein holder Blick zurück.

Doch Einen! ach! nur Einen,
Beglückt ein hold Gesicht;
Drei Sonnen thaten scheinen,
Uns leuchtet keine nicht.

Sommer und Winter $18\frac{22}{23}$.

7.

Wenn du, l. Louise, an den Herbst 1823 dich erinnerst, so denke dabey auch an meine steife Ankunft und an die chinesischen Complimente, an die Gänge in den Garten, an die Rose in Reimlingen, an die unglückliche Liebe zu Barbara Oettelt, an die Guitarrestunden und die aufmerksame Schülerinn, vor allem aber

an den weiß u: blauen Ball den 12. Oct. u. an den H: Rentamtmann — vor allem aber an deinen treuen Vetter aus Tübingen.

Was mir im Scherz so oft gesungen,
Sey mir ein ernstes Abschiedswort,
Denn, sind die Töne bald verklungen, —
Es lebt der Geist der Töne fort:

„Wenn mir in weiter, weiter Ferne
„Dein liebevolles Bild erscheint,
„Dann wünsch ich still, dann möcht ich gerne,
„Daß uns die Liebe wieder eint."

Nördlingen, 13. Oct. 1823. Wilhelm H.

8.

Aus Christian's Stammbuch.

Wilhelm Hauff
Tübingen, Merz 1824.

Und wenn dich auch manch schlechter Witz betrübte,
Du weißt ja doch, daß ich dich liebte!

(Diese Zeilen gehören ursprünglich als Zusatz zu dem in die Werke aufgenommenen Vierzeiler:

Aus dem Stammbuche eines Freundes.

Und wird dir einst die Nachricht gesandt,
Daß zu den Vätern ich versammelt wäre,
So trink und sprich: „Ich hab' ihn auch gekannt!"
Mach' hier ein Kreuz — und gib mir eine Zähre.)

9.

Aus Röders Stammbuch.

Non, si male nunc, et olim sic erit.[1])

Dieser alte Spruch ist hauptsächlich im Katzenjammer zu lesen und war mir schon in manchen Fällen probat. Ich empfehle ihn wie mich in dero fernere Gewogenheit. Adieu Baron!

Tübingen 31. August 1824 Dein Wilh. Hauff, preuß. Assessur Bemperlein.

[1]) Wenn's jetzt auch schlimm ist, so beweiß das nicht, daß es inskünftig ebenfalls so sei.

10.

Dank für den Glückwunsch der Compagnie
bei Louisens Ankunft in Tübingen
im Sommer 1824 (den 21. Juli).

Für euren Glückwunsch herzlichen Dank,
Er traf mich gerade bei Spiel und Gesang.
Die vidimirte Abschrift hab' ich vorgelesen,
Es ist eine rechte Freude gewesen —
Wir
und ihr, alles reimt sich hier

T. Wilhelm Hauff
Louise Hauff.

11.

Aus dem Stammbuch
des Adolph Nicolai.

Miß B— — —l war gar bestürmt von allen Eden,
Da rieth man ihr, ihr Herz mit Polstern zu verdecken;
Das Polster wird genäht: Doch wer hätt' das gedacht?
Sie hat die Schutz Bastei von hinten angebracht.

Tübingen 1824
September

Zum Andenken an Deinen Freund
W. Hauff aus Stuttgart, pens. Assessor.

12.

Das Herz bekümmert sich gewöhnlich wenig um die Resultate des Verstandes; denn die schwersten Leiden und Entbehrungen sind die des Herzens.

Schriebs zum Andenken
an die Seufzer Jahre
in Tübingen

Wilh. Hauff
der Seelen Hirtschaft
Anbildling.

13.

Anzeige einer Gelderhebung auf der Reise.

(1825.)

Meinem lieben Onkel Grüneisen gebe ich nebst meinem herzlichen Gruße die traurige Nachricht, daß ich am 8. Sept. dieses Jahres — 300 f. bei Sillem Bennecke in Hamburg erhoben habe.

Mit der Bitte um stille Theilnahme

Wilhelm Hauff.

14.

Gedenkblatt von der Zusammenkunft Tübinger Burschenschafter mit Wilhelm Hauff im Herbst 1827.

Die Perle des Genusses ist seine Erinnerung

Jean Paul.

Göppingen, d. 30. Sept. 1827.

Ihrem Bemperlein.

Walz, vulgo Dctr. Warst[1])
Friedrich Cameter[2])
Gustav Griesinger
Ferd. Dörner
Carl Sick
Moegling
L. Brecht
Egerbrük I
Reidhardt
Dr. Walz II. Salzkopf
Wächter, vulgo Wachtel[3])
Kreuser, vulgo Haid
Mauch.
Günzer. Halm
Bockshammer
H. Finck
Zahn, vulgo Zink
E. Klüpfel
W. Pfaff
Rödinger
Hirschhorn, vulgo Cameter
† † †
Handzeichen des kleinen Egerbrük.

[1]) Nachher Direktor von Hohenheim.
[2]) Sohn des Professors am Stuttgarter Gymnasium Joh. Wilhelm C.
[3]) Johann Karl, später Direktor des Medizinalkollegiums, Sohn des Kanzlers Karl Georg.

Die Seniade.

(1822.)

Das humoristische Studentenepos „Die Seniade" stellt sich als eine unverkennbare Nachahmung von Zachariäs bekanntem scherzhaften Heldengedicht „Der Renommist" (1744) im ganzen und in vielen Einzelheiten dar. Da die Wiedergabe des Ganzen sowohl wegen des noch häufig unbeholfenen Ausdrucks als wegen der zahlreichen örtlichen und zeitlichen Anspielungen ermüdend wirken könnte, so begnügen wir uns damit, den Gang der Handlung in einem verbindenden Texte kurz zusammenzufassen und Hauff selbst nur in einzelnen Proben sprechen zu lassen.

Das Korps der Schwaben liegt schon seit Jahren mit der Burschenschaft Germania (die „Gelben" genannt) in Fehde. Weis, der Senior der Schwaben, ein Bödersohn und ein ungeschlachter Haudegen, hat den Burschenschafter Faber in einer schweren Mensur abgeführt, und (Friedrich) Hauff, gen. Seni (Abkürzung aus Senior), der Erste der Germanen (s. den biographischen Teil S. 39) wird von Armin, dem Schutzgeist der Burschenschaft, aufgefordert, die Niederlage zu rächen. Den Sueven steht Comment,[1]) der Genius der Korps, bei. Diese beiden Allegorien machen die mythologische Maschinerie des Epos aus und entsprechen dem allegorischen Beiwerk bei Zachariä, wo Pandur, der Schutzgeist der Renommisten, und die Göttin Galanterie, welche den Stutzern hold ist, sich gegenüberstehen. — Seni läßt also Weis durch einen seiner Getreuen, Pharsolié, fordern, aber Comment hemmt seinem Schützling den Arm, so daß er nicht auf die Mensur zu treten braucht. Endlich läßt Weis sich herbei, die Sache zum Austrag zu bringen, aber man bleibt die Mensur unentschieden, da Comment dem schon halb unterlegenen Weis rät, die Suspendierung zu beantragen. Jetzt will Armin Seni helfen, wenn er ihm verspricht, von der seine Kraft lähmenden Minne

[1]) Der Dichter betont gewollt schwäbisch Cómment.

zu lassen. Da Seni aber diese Bedingung nicht zu erfüllen vermag, so bleibt die nach drei Monaten aufs neue steigende Mensur wieder unentschieden. Mit einem hoffnungsvollen Ausblick auf künftige Siege Senis und die glänzende Zukunft der Burschenschaft in Worten, die der Dichter Armin in den Mund legt, schließt das Gedicht.

Der Seniade erster Gesang.[1]

1. Ihr, die im frohen Tanz um den Parnassus schwebet,
Im ew'gen Jungfernkranz,[2] in ew'ger Jugend lebet,
Helft der Begeistrung nach, die mir im Busen brennt,
Segnet den Helden mir, den mein Gesang euch nennt.

2. O Seni, tapferster und klügster aller Helden,
Die unserer Neckarstadt zu keinen Zeiten fehlten,
O Seni, wackerer Bursch, Dich grüßet mein Gesang;
O nimm es gnädig auf, wenn etwas mir gelang.

3. Zwar muß ich Kühnster Euch tief um Verzeihung bitten,
Daß ich das Roß bestieg, das Bessere geritten,
Auf das begeistert einst sich Zachariä schwang,
Als unvergleichlich er den Renommisten sang.

4. Doch wie, wenn Bier und Wein die Sinn' uns übermeistert,
So hat auch jener Held zum Liede mich begeistert,
So trag' mich Hippogryph zu dem Olympos auf,
So töne denn mein Lied dem Zweig vom Stamme Hauff!

5. Dort, wo im stillen Thal, umkränzt von grünen Höhen,
In majestät'schem Lauf des Neckars Wellen gehen,
Da liegt am Ufer hin Tubingas Musen-Stadt,
Die, wie das alte Rom, der Berge sieben hat.

6. Seit einem Jahre schon lag hier zum Schlagen fertig
Seni, der wackre Held, stets seines Feinds gewärtig;
Oft rief mit bittrem Hohn den Gegner er heraus,
Jedoch — der Gegner blieb wohl weißlich[3] stets zu Haus.

Nachdem die Vorgeschichte (Weis contra Faber) berichtet ist, wird erzählt, wie Armin nächtlicherweile zu dem schlaflos sich wälzenden Seni

---

[1] 82 vierzeilige Strophen, ausnahmsweise sind 6zeilige mit der Reimstellung [illegible] eingestreut.

[2] 1821 war der Freischütz zum ersten Male gegeben worden.

[3] Zugleich wohl Anspielung auf dessen Namen, Weis.

tritt, ihn wegen jener Niederlage zu trösten, und ihm anträgt, seinerseits den Senior der Schwaben zu einer Revanche-Mensur herauszufordern. Die Magd muß mit einem die Forderung enthaltenden Billet nach der Haberischen Kneipe gehen, wo die Sueven Tag und Nacht ihre Gelage halten. Weis nimmt die Herausforderung entgegen an.

50. Wie wenn im grauen Kranz veralteter Matronen,
Die keinen Menschen je mit ihrer Zunge schonen,
Ein Weib mit scheelem Blick ein halbes Wort gelegt
Und gleich in voller Hast der ganze Zirkel fragt:
So staunet jetzt das Volk, ein jeder scheint zu fragen,
Was in dem Zettel wohl für wicht'ge Worte lagen?

Würdevoll verläßt Weis die Genossen.

56. Wie wenn in früh'scher Zeit Finanz- und Staatsminister,
In ihrem Innern erbärmliche Philister,
Im Äußern jedoch wie forsche Leute gehn,
Doch keiner es erschaut, wie die Finanzen stehn:

57. So schreitet dieser Held, zerknirscht in seinem Herzen,
Von Mohren hart gequält und von der Juden Schmerzen,[1])
Von außen doch ganz forsch nach seiner Kneipe[2]) hin,
Sein Blick prahlt noch wie sonst: „Seht hier, daß ich es bin."

Heimgekehrt, fleht er zum Gott Comment um Beistand:

63. — — — kein heißes Flehn
Stieg in die Lüfte auf und flog mit Windes Wehen
Weit über Berge hin zum Genius aller Corps
Und traf beim Genius ein sehr geneigtes Ohr.

64. Dorten, wo Heidelberg sein stolzes Haupt erhebet,
Wo Neckars blaue Flut[h] hoch am Ufer schwebet,
Da, wo dem schwarz und roth so mancher Sieg gelingt,
So manche Jungferschaft des stolzen Corpsburich singt:

65. Da sah der Genius der Corps, Comment gedeihen,
Ein mächt'ger Herrscher einst am Neckar, an der Pleißen,
Am Rhein und an der Elb', an der Spree und an dem Main;
Doch nunmehr ist, Gottlob, sein Herrscherreich sehr klein.

---

[1]) Mohren kehrt mehrmals wieder und bedeutet offenbar Angst. Also hier „von Angst und Schulden gequält".

[2]) hier = Wohnung.

66. Sachsa-borußia, Rhenanen und Frankonen,
Helvetier, Hassia, Bavaren und Curonen,
Die forsche Suevia, des Schwarzwalds wilde Jagd
Und Ulma, die wohl bald den Ulmer Kühhirt macht.

Comments schönste Zeit ist dahin, da Armin (seit 1815) ihm so viele Musensöhne abspenstig macht.[1]) Aber:

73. — — „Es sey — noch steh ich fest, noch manches Corps ist mein,
Der alte Comment wird noch manches Siegs sich freun!!"

74. Er sprachs und rafft sich auf, er setzt den Stürmer tiefer,
Fährt mit der Hand durchs Haar und wichst den Schnurrbart schiefer;
Er zieht den Gottfried an, er schnallt sich um den Sporn,
Und summt in seinen Bart „Der Bursch von Schrot und Korn".

— — — — — — — — — — — —

76. Wie wenn Mercurius mit ausgespanntem Flügel,
Von Zeus gesandt, sich schwingt weit über Thal und Hügel,
So schießt Comment dahin, weit durch der Wolken Thor,
Und ist in schnellem Flug beim Schwaben-Senior.

Er ist bereit, seinem lieben Sohn beizustehn und macht ihn dadurch, daß er ihm mittels dreimaliger Berührung den Arm ein wenig lähmt, fürs erste kampfunfähig.

Der Seniade zweiter Gesang.[2])

1. Dort an dem Neckar hin liegt in geringer Weite
Der Wörth, ein Wiesenplan zu Aug- und Magenweide
Für Menschen und fürs Vieh, die dorten sich ergehn;
Im Sommer, Lenz und Herbst ist Alles dort zu sehn.

2. Dort geht der Professor, dort geht der Sohn der Musen,
Dort spröde Fräulein, wie die Magd mit vollem Busen,
Die Kuh, die voll Gefühl das stille Thal durchbrüllt,
Der Besen, dem ein „Ach!" das liebe Herzchen füllt.[3])

---

[1]) Ein deutlicher Hinweis auf Zachariäs Gedicht liegt hier in den Worten: „Bist du dahin, o Zeit, die einst mein Raufbold zierte,
Wo man auf offnem Markt die forschen Schläger führte u. s. w."

[2]) 64 Strophen.

[3]) Vergl. dazu die Beschreibung des Leipziger Rosentals in Zachariäs „Renommist":

Da, wo vor Raustädts Thor der krummen Pleiße Wellen
Mit stillem sanften Lauf an grüne Küsten schwellen,

Hier ergehen sich Seni und sein Freund Otto Schott (Steinemer oder Steinheimer genannt):

7. Ein schwarzer deutscher Rock umschlingt die edeln Glieder,
Die dunkle Hose fällt tief auf die Füße nieder,
Der schöne Hals ist frei, und bloß die freie Brust;
So schreitest Du einher, Du meiner Augen Lust.

8. Auf Deiner Stirne thront der Witz und tiefes Sinnen,
Es spielen Freundlichkeit und Muth in Deinen Mienen,
Es zeigt auf tiefen Ernst die schöne Nase hin,
Doch am gewölbten Mund sitzt Scherz und spött'scher Sinn.

9. Nicht schön ist unser Held, doch lieblich ist sein Wesen,
Und schalkhaft ist sein Blick, gefährlich jedem Besen,
Und kühner schaut gewiß kein Herrscher einer Welt;
So steht, so geht, so lebt, so blicket unser Held.

Das Ergebnis der Unterredung ist, daß Seni beschließt, Weis, der ihn nun schon seit 6 Monden warten läßt, durch den vermöge seiner bärenhaft-imposanten Erscheinung Respekt einflößenden Pharsolié mahnen zu lassen. Dann begeben sie sich in die Haagei,[1]) den Sitz der Burschenschafter. Pharsolié aber sucht den Schwabensenior auf, und dieser sagt auch sein Erscheinen im Waldhorn[2]) für den nächsten Morgen zu.

Liegt ein berühmter Hain, den schon die graue Zeit,
In angenehmer Nacht, den Liebenden geweiht.
Man hat den heil'gen Wald das Rosenthal genennet,
Und welches Mädchen ist, das diesen Ort nicht kennet?
Hier sieht auf ihrer Flut die Pleiße Gondeln gehn,
Die unter Spiel und Scherz und blasendem Getön
Von dem beschilften Rand auf Gohlis freudig eilen,
Wo den Geschmack Musik und Tanz und Kuchen teilen.
Hier türmet sich das Grün der Eichen in die Höh',
Dort wird der Buchen Laub zur schattigen Allee,
Und dort sucht hellgrün Gras durch seine lichten Flächen
Des dunkeln Lindengangs Schattierungen zu brechen.
Ein lachender Prospekt steigt nach dem andern auf,
Dort hemmt ein volkreich Dorf des Auges schnellen Lauf,
Und hier die Pleißenburg. Die angenehmen Gänge
Sehn all ein lachend Ziel von ihrer tiefen Länge.

[1]) Wohl etwas anderes als die Haagsche Brauerei, wo Hauffs Mutter und Schwestern wohnten.

[2]) Mensurlokal an der Straße nach Hechingen.

39. Dort, wo die Neckar-Gaß' und neun Straß' sich scheiden,
Dort steht ehrwürdig grau ein Dom aus alten Zeiten,
Grabüber steht ein Haus, von außen neu und neu,
Von innen alt und schwarz, man nennt es die Haagey.

Dort trifft Pharsolié die Genossen; unter ihnen allen aber findet er nicht den, den er sucht, Seni. Erst beim Fortgehen sieht er durch die offene Thür ihn in der Küche bei Karoline, der filia hospitalis, stehen, der er kochen hilft:

48. So saß einst Herkules im Kreise hübscher Mädchen,
Spann mit der Heldenhand am Rocken dicke Fädchen;
So hat mein Seni auch sich Weiberdienst erwählt,
Wenn er am stillen Herd braune Kartoffel schält.

Pharsolié macht ihm von der Bereitschaft seines Gegners Mitteilung, wodurch Seni hoch erfreut wird, und trifft auch gleich die nötigen Vorbereitungen zur Mensur. Armin befiehlt einem dienstbaren Genius, den Comment im Olymp festzuhalten, damit er Senis Gegner nicht bestehen könne, aber jener läßt ihn zu früh aus den Augen, so daß er auf der am nächsten Morgen stattfindenden Mensur beim dritten Gang eingreift und bewirkt, daß diese unentschieden bleibt, obwohl Weis einen Stich in den Arm bekommt. In heller Wut verlassen Seni und Pharsolié, mit stiller Befriedigung Weis den Kampfplatz.

Der Seniade dritter Gesang.[1])

1. Schon dreimal hatt' indeß am blauen Horizont
Seit jener Pauserei erneuert sich der Mond;
Noch immer schob der Schwab' zu Senis größtem Leide
Ob seinem lahmen Arm die Pauserei ins Weite;

Seni läßt seine Wut auf allen möglichen anderen Mensuren aus. Armin wirft Comment seine Praktiken vor, Comment schlägt ihm Versöhnung vor, da er es nicht besser mache, aber Armin läßt sich von dem „Lügengeist" nicht locken; sie meißen sich in den Wolken mit den Waffen, aber bald gibt Comment den Kampf auf. Armin sagt nun Seni seine Hilfe bei der nächsten Mensur mit Weis zu, falls er der Minne entsagen wolle; aber Seni wird trotz guter Vorsätze doch wieder rückfällig, und Armin schwört, er solle, „auch wenn er sich zwölfmal auslege, doch nicht Sieger bleiben." Er läßt durch seine dienenden Geister die Mensur zum nächsten Morgen zu Fuhl im Rittersaal vorbereiten.

---

[1]) 33 Strophen.

31. — — Sie flogen ſchnell hinab, bald kehren ſie zurück,
Und einer beugt das Knie, ſpricht mit geſenktem Blick:

32. „Was du befohlen, Herr, es iſt genau geſchehen,
Beim erſten Morgenſtrahl ſoll alles vor ſich gehen,
Die Zeugen ſind beſtellt, geſchliffen iſt der Stahl,
Der Platz iſt angeſteckt zu Pfahl im Ritterſaal."

33. Armin vernimmts und ſchweigt; er winkt, die andern Geiſter
Gehn ehrerbietig weg nach ihres Herrn Gebot.
Er bleibt allein zurück, es ſteht der edle Meiſter
Und ſchaut in trübem Ernſt ins dunkle Abendroth.

Der Seniade vierter Geſang.[1])

1. Im ſchönen Neckarthal, ohnweit Tübingens Zinnen,
Von Rothenburg nicht fern, gerade mitten innen,
Steht Pfahl, ein altes Schloß, vom Alterthum ergraut,
Man weiß nicht ganz gewiß, von wem es ward erbaut.

2. Einſt hauſten Ritter dort im wilden Neckarthale,
Oft haben ſie gepracht im hohen Ritterſaale;
Nicht mehr ein Freudenſaal zu frohen Feſtgelagen
Iſt dieſer alte Saal in ihrer Enkel Tagen,
Dort tönt nicht mehr, wie ſonſt, der frohe Feſt-Pocal,
Dort tönet nur der Klang vom blanken Schläger-Stahl.
— — — — — — — — — — — —

4. Dort zog auch Seni hin, beim erſten Morgenſtrahle
Kam wohl gerüſtet er zum alten Ritterſaale;
Die Freunde um ihn her, zog er dort fröhlich ein,
Er will der Letzte nicht beim Kampfes-Platze ſein.

Mit ihm kommen Steinemer und viele andere Helden,

5. — — und auf die Warte ward ſogleich ein Fuchs geſchickt,
Der nach Pedell und Schnurr' weit in die Gegend blickt.

Endlich ſind die Paukanten fertig, die Klingen werden gebunden, zuweilen raſſeln die Schwerter aneinander, und zuweilen trennt man die Helden wieder. Der Kampf bleibt unentſchieden, da Armin nicht zu Senis Gunſten eingreifen will. Aber nach der Menſur

---

[1]) 17 vierzeilige Strophen und 9 achtzeilige Liedſtrophen am Schluß.

16. Da ſchwebt zu ihm Armin herab vom ſel'gen Lande
und majeſtätiſch ſteht er da im Lichtgewande;
ein ſchwarzes Feierkleid um ſeine Glieder fällt,
auch nicht die Binde, roth und ſchwarz und golden, fehlt;

17. Vom Haupt herab fiel ihm der goldnen Locken Fülle,
die ſchlanken Glieder deckt nur kaum die ſchöne Hülle,
ſein blaues Auge ſtrahlt, wie blauer Himmels-Plan,
ſo ſteht er und ſo hebt er dieſe Worte an:

Zum letztenmal ſteig ich vom Himmel nieder,
Ich kehre nimmer, lebe wohl mein Held!
Dir ſchenk ich meine ganze Liebe wieder,
Bei Gott, ſie hat dir niemals ganz gefehlt;
ſei würdig deiner Ahnen,
durchlauf des Lebens Bahnen
mit feſtem Muth, mit freiem treuem Sinn,
einſt leit ich dich zu meinem Himmel hin!

Zum letztenmal ſteig ich vom Himmel nieder,
ich kehr' zurück zu meinem Sternen-Zelt;
doch was ich dir jetzt ſage, ſag es wieder,
laß laut es hallen durch die öde Welt!
drum höre meine Worte
es ſind gewicht'ge Worte,
bewahre ſie in freiem treuem Sinn,
die dir gelegt dein Genius Armin:

Kennſt du den Dom, ſo feſt, ſo ſtark gegründet,
daß er vom Sturm der Zeiten nimmer ſank,
um den ſich eine Felſenmauer windet,
die nie durchbrochen erger Feinde Drang?
Vier hohe Säulen tragen,
den Tempel feſt zu tragen,
kennſt du die Säulen, die ſo feſt beſtehn,
kennſt du den Tempel, den du oft geſehn?

Die erſte Säule, die ſo ſtark beſchützet,
ſie iſts, auf der die Erd ſich aufgebaut,
ſie iſts, auf die von je die Welt ſich ſtützet,
wohl dem, der dieſer Säule ſtets vertraut!
Es lebt ein Gott der Freien!
Ein Vater lebt der Treuen;
auch euer Heiligthum beſchützt ein Gott,
ein Vater trägt euch feſt in Noth und Tod.

Die zweite Säule hell und klar zu schauen,
sie blinkt so hell, so schön, so fleckenrein,
fest kann auf sie der freie Mann vertrauen;
die zweite Säule muß die Ehre sein,
die Ehre ist's, o Brüder!
seid ehrenhaft und bieder!
nur mit der Ehre kann der Tempel stehn,
fällt diese Säule, muß er untergehn.

Die dritte, nimmer wird sie untergehen,
ist sie gegründet in des Mannes Brust,
nach ihr mußt du, o Heldenjugend, sehen,
sie ist des deutschen Jünglings höchste Lust;
sie sprengt alle Bande,
sie eint alle Lande;
o Freiheit, Freiheit, süßer Himmels Klang,
du bist's, du bist's, dir tönet mein Gesang.

Und soll ich an die vierte auch noch mahnen,
um die ihr strebet nach dem Heldenruhm?
O heil'ger Boden tapfrer, deutscher Ahnen,
bist du die vierte in dem Heiligthum?
O deutsches Land in Ketten,
dich werden sie erretten,
daß hoch du stehst in alter Herrlichkeit
ein freies Land, wie in der Väter Zeit.

Dich ist das Heiligthum, so fest gegründet,
die Säulen hier, auf die es aufgebaut;
ein Banner auf der Zinne euch verkündet,
woraus der feste Heldentempel traut.
Das schwarzgoldrothe Zeichen
das nimmer wird erbleichen;
solang des Tempels hohe Säulen stehn,
wirst du Panier frei durch die Lüfte wehn.

Denn nicht ein Meteor, das, schnell entzündet,
am schwarzen Himmel wieder untergeht,
nein, dieses Roth hat schöneres verkündet,
nicht Eitles, was die eitle Zeit verweht.
Die schwarze Nacht muß sinken,
ein Morgenroth erblinken,
schon bricht sein goldner Strahl hervor mit Kraft —
das ist dein Zeichen, deutsche Burschenschaft!

Reden.

Drei Reden

in den Kränzchen der „Compagnie“ gehalten.

(1822.)

I. Rechtfertigung wegen des Eintritts in die Fidelia: 23. Januar 1822.

— — — — — — — — — — — — —

Eine ſchöne Frucht unſerer geſelligen Verbindung iſt, daß die Mitglieder, die an Muſik Freude haben, ſich entſchloſſen, einen Abend in der Woche ſich mit Muſik zu vergnügen. Zu dieſen Unterhaltungen wurde ich eingeladen. Schon früher bekannt mit den Mitgliedern dieſes Kranzes, wurde ich es hier immer mehr, ich lernte hier den traulichen, frohen Geiſt des Vereins kennen und trug um ſo weniger Bedenken, mich ganz daran anzuſchließen, da ich an ihrer Spitze einige eurer erſten Glieder der Burſchenſchaft, die auch ich mir zur Richtſchnur meines Burſchenlebens gemacht habe, ſtehen ſah. Betrachtet ihr meinen individuellen Charakter, der ſo gerne ſich anſchließt, wo er Frohſinn, Heiterkeit und Herzlichkeit findet, betrachtet ihr endlich das Bedürfnis der Zeit, das auch ich fühlte, daß auf irgend eine Art mehr Herzlichkeit herbeigeführt werden müßte, betrachtet ihr endlich, was auch ich ernſtlich erwog, daß das Anſchließen an jene Verbindung mich euch, meine liebſten Freunde, nicht entzieht, ſo wenig euch euer Beitritt zur Burſchenſchaft mir entzogen hat, ſo glaube ich, werdet ihr, wenn ihr das alles ernſtlich bedenkt, mir Eure Verwunderung darüber, daß ich zur Fidelia trat, nicht mehr ſo ſtark zu zeigen brauchen. — — — — — — — — — —

23. Jan. 22. Hauff.

II. Das Leben ist kurz, die Kunst ist lang.

Beginn des Sommersemesters 1822 (Rede).

Meine Freunde!

— — — — — — — — — — — — —

Ja! auch unter uns gab es Irrungen, unselige Mißverständnisse, die die treusten Herzen trennen konnen. Doch, unser Schuldbuch sei zernichtet, ausgelöscht die ganze Welt. —

Und so biethe ich auch Euch die Hand in dieser geweihten Stunde; hinter uns liegt die Qual des Mißtrauens, vor uns liege Vertrauen, und Treue fest wie der Druck unserer Rechten. Einigkeit und Vertrauen möge uns verbinden zum Kampf für alles Gute, zum Kampf gegen alles Böse. Viel kann das Vaterland verlangen von uns, die wir uns hier nicht für Schulweisheit, sondern für das Leben bilden; und viel kann und wird zu dieser Bildung auch unser kleiner Bund beitragen.

Um so lebendiger erwache daher in uns der Entschluß, nicht zurückzubleiben in einem Kampfe, in welchem es den ewigen Besitz der schönsten und edelsten Güter gilt, in welchem das Leben nicht verloren, sondern gewonnen wird. — Ernst, wie das Leben, ist die Wissenschaft und viele Anstrengung und Prüfung muß der Jüngling bestehen, der sich ihr weihen will. Aber wer sich einmal der Hohen bemächtigt hat und in ihr Heiligthum eingedrungen ist, den erfüllt sie mit der süßen Lust, die mit keiner Sinnenlust gemessen werden kann; mit einer solchen, die die Alten dem zuschreiben, der, eingeweiht in die Mysterien, den höchsten Grad derselben erlangt hat. Er ist in eine neue Welt versetzt, ein wunderbares Licht ist ihm aufgegangen, das ihm nicht mehr verschwindet, sondern ihn durch das Leben begleitet und die Nacht erleuchtet, in der die große Menge gedankenlos umher irrt. —

Möge eine Zeit, deren gute oder schlechte Anwendung den entschiedensten Einfluß auf unser ganzes Leben hat, in welchem es immer offenbarer werden muß, welche von uns zu den Eingeweihten oder Profanen gehören werden, mit Ernst gewürdigt, unter rühmlichem Streben zurückgelegt und mit lohnendem Gefühl beendigt werden. Möge Freundschaft und Bruderliebe uns immer fester verknüpfen und veredeln; und möget ihr, wenn ihr am Abend einer Tage auf eure Laufbahn zurückblicket, freudig euch unseres Bundes erinnern; möget ihr euch dann auch dieser geheiligten Stunde freuen und in Liebe des Freundes gedenken, der dieses zu euch sprach. —

III.

Freundſchaft und Liebe.[1])

Ja! wer, o Freundſchaft, niemals dich gekannt und wem den Buſen Liebe nie durchbebte — verdient er Menſch zu ſein, der Gottheit Abbild?

(Im Kränzchen d. 21. Mai 1822.)

Weſſen Herz, meine Freunde, ſchlägt nicht freudiger und voller, wenn er mit ehrfurchtsvollem Blick die Tage des Alterthums durchlaufend, ſo vielen herrlichen Beiſpielen der hingebenden Freundſchaft begegnet, wenn er von Caſtor und Pollux, den Symbolen innigſter Bruderliebe, wenn er von Pylades und andern Heroen der Freundſchaft hört? Und wenn er dann Jahrtauſende tiefer herabblickt, ergreift ihn mit Staunen, wenn er in derſelben Menſchheit jenes höhere Gefühl nur lauwarm, in Vergleichung mit dem, was man in den Tagen der Vorzeit Freundſchaft nannte, fließen ſieht. Von der Richtigkeit dieſer Bemerkung habe ich mich mehr und mehr überzeugt und ich denke, es möchte nicht unintereſſant ſein in unſerm Circel, der ja eben jenem Gefühl, von dem ich ſpreche, geheiligt iſt, einiges zu bemerken, was uns dieſe Erſcheinung erklären könnte. Wir legen uns alſo die Frage vor: **Warum ſteht die Freundſchaft in den ſpäteren Tagen nicht mehr auf dem hohen Stand-Punkt, auf dem ſie in den Tagen der Vorzeit ſtand?**

Ihr werdet mir kurz gefaßt antworten, „wie könnte auch in unſerem geſunkenen Geſchlechte, ohne Kraft und Willen, ein Gefühl ſich in ſeinem ganzen Umfang äußern, das ſeiner Natur nach nur kräftigen, mit feſtem freien Willen verbundenen Geiſtern ſich kund thut und die matte Schlaffheit flieht." Ich gebe die Verſunkenheit unſeres Geſchlechtes zu, ich gebe zu, daß es faſt ſcheinen möchte, als ſei es abgeſtorben für jedes ſchöne edlere Gefühl, aber daß dies auf die Freundſchaft anzuwenden ſei, daß die Mattheit unſeres Geſchlechtes ganz die Schuld tragen ſolle, wenn davon die Rede iſt, daß ſich dieſes Gefühl anders bei uns geſtaltet habe — kann ich nicht zugeben. Nein, ich glaube, es kann ein tieferer Grund angegeben werden; und dies iſt die Lehre des Chriſtenthums. Das Chriſtenthum iſt es, das der Liebe eine edlere, reinere Geſtalt gab, das Chriſtenthum iſt es, das dem Weib die Rechte wieder gab, die ihm durch verjährte Gewohnheit genommen waren. Und dies iſt es gerade, was die Freundſchaft anders geſtalten mußte. Laßt mich meine Behauptung in Folgendem weiter ausführen. Wir treffen

[1]) Das Thema war zu jener Zeit beliebter als heutzutage. Vgl. „Über die Stellung und Bedeutung der Freundſchaft im Alterthum und in der Neuzeit". Einladungsſchrift ꝛc. von Prof. Dr. (Chriſtian) Märklin. Heilbronn 1842.

bei den edelsten, gebildetsten Nationen des Alterthums, unter denen wir gewiß Griechen und Römer unter die ersten zählen dürfen, die Frau in einem Zustand an, der himmelweit von dem verschieden ist, dessen die Schönen unserer Zeiten genießen. Rauh und kalt war ihre Jugend, einsam im wohlverschlossenen Frauengemach dämmerten sie ihre Jugend dahin, bis die verschleierte Jungfrau dem Gatten übergeben ward, der sie selten kannte. Aber auch da siegte die Gottheit in des Weibes Brust. Schöne Beispiele zärtlicher, aber meist unerwiderter Liebe zum Gatten sehen wir in Penelope, in Porcia und andern.

Anders war der Charakter des Mannes, dies lag schon in seiner Erziehung; für den Staat gebildet und erzogen, blickte er tief herab auf die, der nicht den entferntesten Antheil an dem Staat zu nehmen vergönnt war.

Er war ganz das Bild des Mannes, den uns Schiller dargestellt:

Streng und stolz, sich selbst genügend,
Kennt des Mannes kalte Brust,
Herzlich an ein Herz sich schmiegend,
Nicht der Liebe Götter Lust,
Kennet nicht den Tausch der Seele —

und mit dieser Gesinnung führte er die Genossin seines Ehebettes als ein nothwendiges Hausmöbel in die Halle seiner Väter. — Aber wie Natur überhaupt sich nie verläugnen kann, auch wenn sie durch Gewohnheit und Sitte unterdrückt wird, so ist's besonders auch mit der geistigen Natur des Menschen; er fühlte einen Trieb in sich, sich mitzutheilen, an einen andern sich anzuknüpfen; der Mann suchte sehnend, aber nicht bei der Classe, die tief unter ihm stand — bei dem Weibe, sondern bei dem, den er neben sich erkannte. Und so mußte jene Freundschaft inniger, heiliger, werden, weil das dunkle Gefühl der Liebe, die er nicht geben konnte, mit in die Freundschaft überging. Und nun wird es uns klar sein, wie hoch dieses Gefühl gesteigert werden konnte, es muß uns aber auch eben daraus klar werden, wie durch das Christenthum eine andere Gestaltung der Dinge herbeigeführt werden mußte.

Wie es überhaupt auf die moralische Welt den entscheidendsten Einfluß bei seinen Bekennern zeigte, so zeigte es einen um so auffallendern in den Verhältnissen des Gatten zur Gattin, je größer der Contrast gegen eben dieses Verhältniß in früherer Zeit war. Mann und Weib, standen jetzt auf einer Stufe; auf der Stufe der heiligen beseligenden Liebe zu einem Gott, zu Einem Vater, auf der Stufe der reinen Liebe zum Nebenmenschen. Ich schweige davon, welch herrliche Folgen für die Sittlichkeit dies haben mußte und hatte, ich erinnere blos, welch schöne Gebote die Religion den Gatten und der Gattin vorschreibt. Mann und Weib waren sich jetzt Freunde geworden. Ein reineres Gefühl beseelte den Jüngling und die Jungfrau,

denen nicht mehr verboten war, sich zu sehen, sich zu sprechen, — sich zu lieben. Sie standen sich näher, weil das Christenthum jene drückenden Verhältnisse aufhob und die Jungfrau sich mehr bildete, der Jüngling also sie achten konnte. Nothwendig mußte aber daraus hervorgehen, daß die Freundschaft einen andern Charakter annahm (und ich behaupte, daß sie nicht dadurch verlor). Es verlor sich wohl aus ihr jene schwärmerische Innigkeit, die nahe an Liebe grenzte und die so natürlich war, da man Liebe in unserm Sinne nicht bieten konnte. Es mußte daher in Vergleich mit dem Alterthum auffallen, daß diese Freundschaft eine andere sei als jene. Doch immer wird man sich diese Antwort gegeben haben und man wird die Freundschaft unserer Tage nicht bemitleidet haben in Vergleichung mit jener.

Einer der geistreichsten Schriftsteller unserer Zeit sagt, indem er die Jugend und das Alter vergleicht, — „in jener Zeit wohnt die Freundschaft noch in heitern offenen griechischen Tempeln, nicht wie später in einer engen gothischen Kapelle". Sehr wahr ist diese Vergleichung und sie läßt sich auf den Unterschied der Freundschaft im Alterthum und bei uns sehr gut anwenden. Ja damals in der Jugendzeit der Menschheit wohnte Freundschaft in einem heitern griechischen Tempel, aber ich möchte hinzusetzen, war sie auch in jenem jugendlichen Tempel, in jenem milden Klima erwärmender, so ist doch die Freundschaft späterer Tage geheiligter; denn wie im gothischen Tempel unserer späterer Tage heiligere Religion verehrt wird, so opfert auch die Freundschaft im Allerheiligsten dieses Tempels, auf dem Altar des Herzens heiliger — sich selbst bewußter.

Doch nichts destoweniger laßt uns jene heiligen Vorbilder hingebender Freundschaft, die durch Jahrestausende hindurch zu uns herabschauen und uns die Hand reichen, nicht umsonst uns erhalten sein. Sie werden uns ermuthigen, wenn wir straucheln, ihr Beispiel wird auch uns festen bilden. Wie wahr und schön spricht sich hierüber ein Mann unserer Tage aus: „Wenn mein Geist hinweggerissen ist von dem gemeinen Pfade des Lebens, und ihm die Gegenwart leer erscheint, so rette ich mich, wie von einem öden Strande hinweg, auf die heiligen Berge des Alterthums; von hier aus sehe ich froher und gläubiger in die Welt und, dem Himmel näher, entfaltet mein Geist in der Gemeinschaft der großen Menschen seine Schwingen mit größerer Kraft." — Ja! wenn es uns je begegnen sollte, an der Menschheit zu zweifeln, oder wenn die Wollust alle Thronen der Tugend einnehmen sollte, — dann wollen wir immer in jene Morgenwelt zu dem heiligen Grab jener Helden pilgern, die für Freundschaft und Tugend so hohes errungen, und in ihr den tröstenden Glauben bleiben, daß ein guter Geist über jedes irdische Verhältniß obsiegen könne. O! ihr großen und erhabenen Menschen, so war doch die Wirkung eures schönen Lebens nicht auf die kurze Spanne beschränkt, auf der ihr handeltet, oder auf den kleinen Raum der Zeit, den ihr bis zum Grabe durchliefst. — Ihr stehet noch jetzt da in eurer

Herrlichkeit und entflammt in empfänglichen Seelen eine höhere Liebe zur Freundschaft und Tugend und empfangt dafür das reine Todtenopfer freudiger Thränen, die das entzückte und erhobene Gemüth eurer Größe weint. Mit unbeschreiblicher Lust schauen wir in euer Thun und Wesen hinein und richten uns an eurer Erhabenheit mit frischem Muthe auf. Gewiß sehet ihr mit freudigem Lächeln zu, wenn in der Stunde der Begeisterung ein Freund dem Freunde die Rechte beut, sich gegenseitig zu stärken für alles Schöne und Gute. Ja! Euch muß der Barde in eurem Olympos gefunden haben, der uns so tieffühlend die Worte zurief:

Wem der große Wurf gelungen,
Eines Freundes Freund zu seyn,
Wer ein holdes Weib errungen,
Mische seinen Jubel ein! —
— — — — — — —

Hauff.

Über die Macht des Gesanges.

Rede, gehalten am Neujahrs-Feste 1826 im Stuttgarter Liederkranz.

Meine Herren!

Ich begrüße Sie hier im Namen des Gesanges, am ersten Abend eines neuen Jahres. Ich sage Ihnen Dank für Ihr vereintes Streben, das Reich der Töne auszubreiten; ich fordere Sie auf, alle Kräfte daran zu setzen, um auch in diesem Zeit-Abschnitte Ihrem Ziele immer näher zu kommen. Nicht ohne Grund zählt dieser Verein diesen Tag unter seine höchsten Feste; denn heute gilt es, sein eigenes Wollen und Wirken fest ins Auge zu fassen, mit Ernst zu prüfen, was man gethan, und dann mit freudigerem Mute Vorsätze für die Zukunft zu fassen. Ich habe hin und her gesonnen, welches Wort zu diesem Zwecke wohl das wirksamste wäre, und fand, daß es die Bedeutung des Festes wenigstens nicht entweihen werde, wenn ich einige Worte über die Wirkung des Gesanges zu Ihnen spreche.

Wer je darüber nachgedacht hat, wie das, was wir durch die Sinne empfangen, auf die Seele wirke, dem kann es nicht entgangen sein, welch mächtigen Effekt die Töne ausüben. Beinahe noch früher, als sich das Kind an das Licht gewöhnt und mit Neugierde in die Welt schaut, lauscht es auf die Töne, die ihm sein junges Ohr zuführt; es wird aufmerksam, es staunt, und wie oft hat man gesehen, daß Musik seine Schmerzen, seine Thränen beschwichtigte. Diese Empfänglichkeit für Melodie jeder Art wächst mit ihm auf; das zarte Ohr gewöhnt sich an die Höhen und Tiefen

regelmäßiger Töne, sein Hang zur Nachahmung kommt ihm zur Hilfe, der kindische Mund bildet die Töne nach, die das Ohr auffaßte, und der erste Gesang tönt von seinen Lippen. Zwar übt auf diesen ersten Stufen der Kindheit die Musik der Instrumente eine größere, augenblicklichere Macht auf die Seele aus, aber der Gesang, schleicht er sich auch sanfter ein, übt vielleicht schon darum eine dauernde Gewalt, weil es dem Kinde näher liegt, seine Wendungen nachzubilden, vielleicht auch, weil es die Worte versteht, die ihm zu Grunde liegen.

Bedeutende Trennung macht bald der Unterschied der Geschlechter; das Mädchen bleibt dem Gesang treuer, während der Knabe es liebt, seine Spiele mit dem Klang der Trompeten, mit den rauschenden Tönen der Trommel zu beleben.

Ist schon auf diesen Stufen die Wirkung der Musik, namentlich des Gesanges bewunderungswürdig, so müssen wir staunen über seine Macht, wenn wir einige Stufen höher gehen. Ein erhabener Geist, der im letzten Jahre in seine ewige Heimat zurückging,[1]) sagt von diesem Alter: „Die Jugendzeit ist unseres Lebens Festtag, wo alle Gassen voll Gesang und Putz sind und um die Häuser goldene Tapeten hängen."

Hier ist es, wo der Gesang seine vollen Ströme in das Herz der Menschen gießt, an diesem Festtag des Lebens singt sich jeder sein Lied, sei es, daß es sich zur brausenden Hymne gestalte, sei es, daß es eine weiche Melodie voll süßer Töne werde, sei es, daß es verbunden mit vielen verwandten Stimmen zu einem großen Chorus sich vereinige, sei es, daß zurückgezogen vom Gewühl der Straße zwei Stimmen sich zusammenfinden, und in reichen Tönen den Gesang ihres Lebens singen, den Doppelgesang der Liebe. Hier ist es, wo die geheimnisvolle Magie des Gesanges am mächtigsten wirkt; sie verbindet sich mit allen Freuden der Phantasie, steigt hinab in die Tiefe der menschlichen Brust und lockt eine Welt von schlummernden Gedanken an das Licht. Sie stählt die Kräfte des Geistes, sie leiht der Andacht, der Liebe, der Freude, der Trauer, sie leiht jeder Art der Begeisterung ihre Schwingen, sie hebt die Seele mit sich empor über jedes irdische Verhältnis.

Später, wenn die Zauber der Phantasie allmählich erlöschen, wenn die Farben verbleichen, welche jenen Festtag unseres Lebens erhellten, scheint auch das Ohr allmählich sich zu verhärten, es scheint, die Pforte habe sich verschlossen, durch die jene Töne in unsere Brust hinabgleiteten, durch die unsere Seele hinaufflog ins heitere Reich des Gesanges.

Doch dem ist nicht so. Nein! Die Macht des Gesanges wirkt jetzt heiliger, reiner, ich möchte sagen würdiger. Oder sollte nicht der Dienst der reinste sein, der entkleidet von allem Aeußern nur dem Geiste gilt,

[1]) Jean Paul, † 14. November 1825.

sollte nicht der der würdigste Priester des Gesanges sein, der erhaben über das, womit Phantasie und Kunst seine Gottheit umkleiden, nur ihr, ihr allein opfert; sollte nicht der am heiligsten singen, der die Geheimnisse der Töne durchdringt, hinwegthut, was nur die Sinne reizt und lockt, der das Herz dem inneren Leben öffnet, daß die ewige Macht des Gesanges ausströmt? Und dies ist der Gesang der Männer.

Wo Männer walten und wirken, da ist Ernst und Kraft. Wo sie Reineres und Lauteres wollen, da kann sich das Unreine nicht unter ihnen halten, weil sie ihm ernst und prüfend in das Auge schauen. Wo sie Hohes und Vollendetes wollen, da muß es gelingen, wenn sie mit Kraft und Eintracht zusammenstehen, wenn der Einzelne, das Ziel im Auge, sich selbst aufgiebt, in einem großen Ganzen sich verliert, weil seine vereinzelte Kraft das Ganze nicht erschaffen kann; wie Herrliches und Großes muß erstehen, auch im Reiche des Gesanges, wenn viele seiner Diener zusammentreten, um ihre Töne in einem Accorde auszuströmen! Wie rein ist ein solcher Gesang, weil die Sänger jeden irdischen Schmuck der Phantasie verschmähen und nur dem Geiste dienen; wie wahrhaft freudig ist ein solcher Sang, weil die Sänger ihrer innern Harmonie sich bewußt sind; wie ergreifend ist ein solcher Chor, weil er der Einklang vieler Männerherzen ist.

Wohl bietet das Leben umher vielleicht größere, ergreifendere Wirkungen des Gesanges, aber sie gehören nicht dem Reiche des Gesanges allein an. Wer lauscht nicht gern einer süßen Frauenstimme, wenn sie in den Schöpfungen großer Meister auf- und niederschwebt, aber knüpft sich nicht an diesen Genuß so leicht die Vorstellung der Sängerin selbst, verknüpft sich nicht damit die Erinnerung an schöne Lippen? Reihen sich nicht tausend ähnliche Bilder so leicht an diese Töne, ist es nicht die Phantasie, welche so leicht mit diesen Melodien sich verknüpft?[1])

Welcher Freund des Gesanges liebt nicht den Genuß einer schönen Oper? Kann er aber diesen Genuß einen reinen, nur von dem Gesang ausgehenden, nennen? Das flammende Licht der Kerzen, der Zauber lieblicher Scenen, die ergreifende Macht der Kunst, vereinigt sich nicht alles, um die Sinne gefangen zu nehmen? Wohl schwebt über allem der Geist des Gesanges, aber die Fesseln, die ihm die Phantasie umlegte, scheinen ihn zur Erde zu ziehen. Ja! Tritt nicht derselbe Fall ein bei jenen erhabenen Chorgesängen der Kirche? Die Seele öffnet sich diesen frommen Tönen, sie wird ernst und rüstet sich, zu beten. Mit immer dröhnenderem Gange schreitet der Gesang durch die Hallen, er scheint voranzuschreiten in ein heiliges, unbekanntes Land, ein Zug von Pilgern schließt sich an, ihm nachzufolgen, es sind die Seelen derer, die er auf Augenblicke über alles Irdische mit sich hinaufriß. Aber

[1]) Vgl. die Äußerungen Bohlnaus im 8. Kapitel der Sängerin (verfaßt ebenfalls 1826).

er allein? Sind nicht auch hier wieder so viele Dinge, die sich mit ihm mischen, um jene heilige Inbrunst zu erwecken? Die Heiligkeit des Ortes, so vieles andere, was alle Sinne überrascht, dient auch hier dem Gesang zum Hebel. — Entkleidet von diesen Außendingen, ich möchte sagen, am reinsten — wirkt der Gesang in einem Kreise wie dieser. Uns führt die reine Sangesfreude zusammen; das Leben uns damit zu schmücken, ihn in seiner Reinheit und Lauterkeit weithin zu verbreiten, ist unser Zweck; wir fragen nicht nach der Farbe und Meinung unseres Nachbars; die wundervolle Macht der Harmonie hat uns an seine Seite gezogen; wir trafen ihn vielleicht sonst nie im Leben, und doch stimmt unsere Seele in einen Accord mit der seinigen, sein Gefühl, seine Empfindung ist die unsrige, seine Freude ist unsere Freude.

Das wirkst du, heilige Macht des Gesanges, du froher freundlicher Begleiter auf dem Wege des Lebens; so zeigst du dich bei dem Knaben, so bei dem Jünglinge, so wirkst du auf den Mann. Mögen deine lauteren Accorde nie verklingen in unserer Brust, möge deine verbindende Harmonie diesen Kreis auf ewig binden. Möge es uns nie an Meistern fehlen, die deine Geheimnisse uns aufschließen, nie an Sängern, die uns die Worte leihen, um den Geist deiner Töne auszusprechen; möge dieser schöne Verein wachsen; möge sein Alter, wie das der Eiche, nur an den immer weiteren Ringen sichtbar werden, die er von Jahr zu Jahr um seine Mitte ansetzt.

Die folgenden beiden Reden sind scherzhafte **Zukunftsphantasieen** und abgesehen davon, daß sie für Hauffs Veranlagung recht bezeichnend sind, insofern merkwürdig, als der Frühverstorbene hier die Fortsetzung seines kurzen Lebens gleichsam vorausnimmt. Die erste ist an die kurz nach Hauffs Abgang von der Universität in Waldenbuch zwischen Stuttgart und Tübingen mit ihm zusammengekommenen Freunde, die Mitglieder der Kompagnie, gerichtet; Hauff schildert darin, in Form fingierter Briefe, wie er seinen auf die Universität abgehenden **Sohn Wilhelm** (er ist in Wirklichkeit damals noch zwei Jahre von seiner Verheiratung entfernt gewesen) dem alten Freund **Adolf Christian**, der mittlerweile Professor geworden ist (in Wirklichkeit war dieser zu jener Zeit Repetent in Schönthal), mit einem Begleitbrief zuschickt, damit er bei diesem die Ferien verbringe. Wie der junge Wilhelm den Freund des Vaters in allen seinen alten Gewohnheiten wiederfindet, unter denen das Kurieren von Halsschmerzen durch Hausmittel die hervorstechendste ist; wie dann Christian dem Vater über die Ankunft seines Sohnes und über die alten Freunde berichtet.

Die zweite dieser Phantasieen ist eine Taufrede, gehalten bei der Taufe des ersten Kindes der Schwester Sophie, die sich, wie erwähnt, 1826 mit dem Diakon Ernst **Wilhelm Klaiber** verheiratete. Die Festlichkeit fand

am 13. Januar 1827, also in Hauffs letztem Lebensjahr, grade einen Monat vor seiner eigenen Verheiratung statt. Er fingiert, daß sein Neffe zu der Zeit, da er die Rede angeblich hält (75 Jahre später, am 13. Januar 1902), dem Beispiele seiner mütterlichen Vorfahren folgend, eine bedeutende Stellung im Justizdienst sich errungen habe, und gibt rückblickend eine Übersicht über seinen Lebenslauf. Da die bei Hauff uns schon vertraute Selbstironie nicht fehlt, und es seinen Reiz hat, zu vernehmen, wie Hauff sich die Entwicklung der Technik und Politik grade im jetzigen Zeitpunkt dachte, so wird trotz der tollen Phantastik, in der sich die Rede mit Jean Pauls Säkularphantasieen vom Anfang des Jahrhunderts berührt, die Mitteilung auch dieses capriccio willkommen sein.

Phantasie für den September 1850.

Ein Blick in die Zukunft im Stand vom Jahr 1850 von Pömperle.

Vorgelesen bei dem am 11. Februar 1825 in der Post zu Waldenbuch gefeierten Compagniefeste.

Adolf Riecke erhielt das Mstr. zur Aufbewahrung. Die Zusammenkunft fand aus Anlaß des Abgangs von Heinrich Riecke von Stuttgart nach Ellwangen statt. Die Stuttgarter trafen sich mit den Tübingern in Waldenbuch. Hauff kam jedenfalls mit Riecke von Stuttgart her.

Pastor H.(auff) an den Professor C. (Christian) in St.(uttgart).

Wenn ich an die Tage unserer Jugend zurückdenke, wenn ich alle jene fröhlichen, schönen Stunden, die ich in Tübingen verlebte, an meinem Auge vorübergleiten lasse, so ist es auch dein Bild, mein Freund, das lebendig mit traulichem Bruder-Gruß vor meine Seele tritt.

25 Jahre! Ein langer Abschnitt in dem Leben eines Sterblichen, sie waren doch zu kurz, den Spiegel der Erinnerung mit ihrem Hauche zu trüben. Der Herr hat mir viel gegeben, er hat mir manches auch genommen, doch ich klage nicht. Habe ich doch mein besseres Selbst aus so manchen Stürmen gerettet, die Ueberzeugung gerettet, gehandelt zu haben, wie ich handeln mußte. Doch du kennst meine Lage, wie meine Gesinnungen, darum stille davon!

Ich sende dir hier meinen Sohn; er wird Tübingen besuchen und nach deiner und deiner lieben H. Erlaubniß diese Ferien bei Euch zubringen. Wie gerne hätte ich ihn begleitet! Ich hätte dich wieder gesehen, du alter

treuer Freund, Dr. Nicde[1]) und meinen guten Moriz hätte ich in Stuttgart getroffen, Nicde[2]) und Gustav Pf.[3]) sind nicht weit und Frisch hätte die 5 Stündchen wohl auch seinem alten Freunde zu lieb gemacht, und so hätten wir ja einen guten Theil unserer Compagnie beisammen gehabt.

Aber Wilhelms Ausstattung auf die Universität kostete viel, die vier Jahre seines dortigen Aufenthalts werden auch viel wegnehmen, und du weißt, wie wenig glänzend meine Verhältnisse sind. So muß ich den lang gehegten Wunsch wieder unterdrücken; transeat cum ceteris! Unser Leben ist ja so reich an Entbehrungen. Ich will dafür Louisen ein neues Kleid und den Kleinen warme Winterschuhe kaufen; sie haben es nöthig und sollen mir nicht darben, wenn auch ihr Vater des Anblicks seiner Freunde darüber entbehren muß.

Ueber Wilhelm schreibe ich dir nichts, du magst ihn selbst prüfen. Man will große Ähnlichkeit mit mir in ihm finden, du kannst selbst darüber entscheiden. Wahr ist es, sein lustiger leichter Sinn, der hie und da an den Grenzen von Leichtsinn streift, nöthigt mir oft ein Lächeln ab. Ich war einst auch so; — Ich war es und du, mein Freund würdest wohl schwerlich in mir den wieder erkennen, der dir durch so manchen schlechten Spaß ein Lächeln abzunöthigen suchte. Die Zeiten ändern sich und wir mit den Zeiten.

Schon lange hat mich kein Brief mehr von dir und meinen andern Lieben erfreut; von wirklichen Besuchen will ich gar nicht reden. Seit der Taufe meiner jüngsten Tochter habe ich keinen mehr gesehen; damals war Moriz auf einige Stunden hier und auch seinen Besuch verdanke ich nur dem Zufall. — — — — Wenn du wüßtest, wie wohl mir sein Besuch gethan, du würdest gewiß einmal den Schulstaub von den Füßen schütteln, um mit deinem ganzen Haus mich zu besuchen. Schicke mir wenigstens eine oder die andere deiner Töchter; Amalie und Sophie lassen sie freundlich grüßen. — — — — —

Beikommendes Säcklein mit Kartoffeln schickt meine Frau deiner H. zum Gruß. Du weißt, die Weiber haben immer solche liebenswürdige Ceremonien unter einander; daher entschuldige ich mich nicht über diesen Küchengruß.

Grüße mir meine Freunde u. s. w.

Der junge H. an einen seiner Freunde.

Seit einigen Tagen bin ich hier und ich kam sehr zu geschickter Zeit an. Die Vermählung des Kronprinzen[4]) verursachte große Festivitäten, an

---

[1]) Gustav N. [2]) Heinrich N. [3]) Pfaff.

[4]) Der Kronprinz Karl war geboren den 6. März 1823 und vermählte sich schon 4 Jahre früher, als Hauff hier annimmt, nämlich 1846 mit Großfürstin Olga.

denen ich natürlich auch gleich Antheil nahm. Theater und Bälle haben mir die Zeit vertrieben und auch zu Hauß habe ich keine lange Weile.

Doch davon nachher!

Von Ludwigsburg aus nahm ich meinen Ranzen auf den Rücken und marschierte weiter. Den Hl. Prof. Christian fand ich bald auf und war sehr neugierig auf ihn und seine werthe Familie, in welcher ich die 4 Wochen zubringen soll. — — — — — — — — — — — — —

Lebe wohl!

Prof. Christ. an Pfrr. Hf.

Herzlichen Dank für deinen Sohn, wie auch für deinen Brief, der mir nach so langer Zeit wieder Nachricht von dir gibt. Dein Sohn muß uns viel erzählen und macht mir, meiner Frau und den Mädchen vielen Spaß. Ich finde, daß er dir sehr gleicht; auch Pfaff und Röder fanden dies im ersten Augenblick, nur meint der Röder, er habe keine krumme Nase, wie der Herr Vater, und sehe auch nicht so naſenweis aus.

Von unsern Freunden kann ich dir wenig Neues schreiben. Der ältere Riecke soll immer dicker werden. Gustav Pfaff lebt sehr auf großem Fuß; Knauß wird seine Pachtung erneuern, obgleich sie ihm wenig Vortheil zu bringen scheint; von Göritz ist seit 3 Jahren kein Brief gekommen, der Letzte war aus Philadelphia in lustigem Ton; er schimpft auf die alte Welt und lobt den Wein der neuen. Frisch ist wohl und will sich auf ein Decanat examiniren lassen; daß seine älteste Tochter geheirathet hat, weißt du. Dr. Riecke hat eine gute Praxis und hält sich 2 Pferde; er ist noch der alte und lacht, so oft man ihn begegnet. Röder hat sich mit seinen Gläubigern arangirt und lebt jetzt solider. Moritz wächst von Tag zu Tag, raucht jeden Nachmittag bei mir seine Pfeife und macht Abends sein Spielchen. „Das hat sich!“ Von den beiden Neyschern weiß ich nichts; Oehringen ist auch etwas weit. Der Dide[1]) soll viele Prozesse haben, die meisten für seine eigene Person. Daß Max sich bei seiner Gesandschaft wohl befindet, weißt du; er hat immer noch nicht geantwortet. Von den beiden Stockacher Freunden wissen wir nichts, als daß Ione[2]) der Flasche sehr zusprechen soll; Weizel aber hat einen Ruf nach Freiburg als Professor bekommen.

[1]) Moritz Pfaff.

[2]) Anton Stabel und Gebeon Weizel waren zwei Studienfreunde Hauffs und gehörten zu dem im Lauf der Zeit etwas erweiterten, aber das Dutzend kaum überschreitenden Kreis der Compagnie. Sie waren aus dem damals noch württembergischen (jetzt badischen) Städtchen Stockach und hatten zusammen das Gymnasium zu Donaueschingen besucht. Stabel, geb. 1806, ist mehrfach badischer Justizminister gewesen (1849—57, 1860—66, 1867—68). Er starb zu Karlsruhe im Jahr 1880. Eine Schwester von ihm heiratete den oben erwähnten Karl Knaus.

Auch ich habe in den letzten Jahren wenige der alten Freunde gesehen, aber von denen, die ich gesehen habe, kann ich sagen, sie haben sich nicht geändert.

25 Jahre werden es auf den 11. Februar, daß wir uns das letzte Mal alle beisammen sahen. Es war ein schöner Tag, der auch in deiner Erinnerung noch glänzen wird.

Lebe wohl, alter Bruder, und wenn du der alten Zeiten gedenkst, so gedenke auch meiner!

Röder und Pfaff sitzen wirklich neben mir bei einem Glase Wein und hell klingen unsere Gläser auf das Wohl der alten Compagnie.

Rede

gehalten den 13. Januar 1902 als am fünfzigjährigen Amts-Jubiläum des Herrn General-Justiz-Direktor Wilhelm Klaiber.

(13. Januar 1827.)

Verehrte Versammlung!

Es ist ein frohes und wichtiges Ereigniß, das uns heute hier versammelt. Wenn es zu den Ausnahmen des Lebens gehört, daß ein Mann von ungeschwächter Lebenskraft, mit heiterem, ich möchte sogar sagen, kindlichem Sinn, sein eigenes Amtsjubiläum begehen, den Tag feiern kann, in welchem er vor fünfzig Jahren in die Dienste des Staates eintrat, so ist es wohl noch ein seltenerer Fall, daß einen solchen Glücklichen eine so große Schaar von Söhnen und Töchtern, von rüstigen Enkeln umringt, daß Urenkel mit theilnehmendem Bewußtsein diese Feier begehen.

Durch eine günstige Fügung des Geschickes bekommt aber dieser Tag noch eine höhere Bedeutung. Der 13. Januar nämlich ist der Tag, an welchem unser Jubelgreis vor 75 Jahren getauft wurde. 1827—1902, welche Reihe von Jahren, welche Begebenheiten, die dazwischen liegen! Das Leben der Menschen ist zwar kurz; aber durch die Erzählung der nächst vorangegangenen Perioden, die der Knabe so frisch und lebendig noch erhält, wie wenn er sie selbst erlebt hätte, durch seine eigene Erfahrung im Jünglings- und Mannesalter, welche Summe von selbst erlebter Geschichte liegt durch sie im Gedächtniß eines Mannes von 75 aufbewahrt!

So erinnert sich z. B. unser Jubel-Greis noch recht wohl aus seiner Jugend der mündlichen Erzählungen seines Vaters und seiner Oncles, die von Napoleon, dem Großen, von seinen Kriegen in Deutschland und Rußland, von den sogenannten Freiheitskriegen, ja von der ersten französischen Revolution wie von Begebenheiten sprachen, die sie selbst erlebt hatten.

Doch folgen wir seinem Leben, so wird uns dies noch auffallender einleuchten.

Unser Jubelgreis ist geboren am Christtag des Jahres 1826. Sein Vater war damals Diaconus oder, wie man jetzt sagt, zweiter Prediger in Vaihingen an der Enz; seine Mutter war Sophie Hauff. Von väterlicher Seite stammt er aus einer Familie würdiger Kirchendiener, von mütterlicher Seite aus einer Familie, die sich mehr mit Juris-Prudenz und Staatsangelegenheiten abgab.

Sein Urgroßvater soll einmal eine Rolle in den Ständen unter der Regierung des Herzog Carl gespielt haben; sein Großvater, den er aber nicht mehr kannte, wurde sogar einmal wegen einer Revolution, die dem damaligen Churfürstenthum Würtenberg bevorstand, als Staatsgefangener auf die Festung Asberg gebracht, von welcher man heutzutage nur noch die Ruine sieht.

Seine Oncles väterlicher Seite waren berühmte Philologen, von welchen wir noch einige schätzbare Verdeutschungen Römischer und Griechischer Classiker besitzen.

Einer seiner Oncles mütterlicher Seite war Arzt, der andere trieb Schriftstellerei, wie denn auch unser Jubelgreis einige Bücher dieses Oncle besitzt, welche von dem bizarren Geschmack der damaligen Zeit und dem schlechten Zustand der Literatur genugsam Kunde geben. Es war demnach eine eigentliche Gelehrten-Familie, welcher der Herr General-Justizdirektor angehörte und kein Wunder ist es daher, daß er von früher Jugend an für den Gelehrten-Stand bestimmt wurde. Er besuchte von den Jahren 1834 bis 41 lateinische Schulen und bezog in seinem 14. Jahr das obere Gymnasium in Stuttgart, an welchem sein Oncle Gottfried Klaiber als Professor lehrte.

In diese Periode seiner Kindheit fiel die zweite französische Revolution und der spätere russische Krieg wegen der Occupation Polens. Auch von dem denkwürdigen Griechischen Krieg erinnert er sich noch in seinem sechsten Jahre gehört zu haben und den türkischen Gesandten, der nach der Anerkennung des asiatischen Kaiserthums nach Stuttgart kam, hat er oft gesehen.

Merkwürdiger mußten aber die Zeitereignisse auf ihn nach seinem vierzehnten Jahre wirken. Man weiß, welchen Einfluß die zweite französische Revolution auf Deutschland ausübte und kein Wunder ist es, wenn die Heldenthaten der würtembergischen Armee, unter der Führung ihres alten Königs Wilhelm des I., ihn schon damals zu einem Enthusiasmus steigerten, der nachher von großen Folgen auf sein Leben war.

Er ließ sich Anno 45 auf der Universität Stuttgart immatrikuliren und zwar zuerst als Philosoph. Der Wunsch seiner Mutter soll zwar gewesen sein, er möchte Theologie studieren, wie denn von jeher die Mütter ihre Söhne auf der Kanzel sehen, aber der Rath seines Vaters und seines Oncles, der

Blick auf die ungeheure Anzahl Theologen, ließ ihn noch eine zeitlang unentschieden.

Aber Anno 47 brach der denkwürdige Krieg gegen den Kaiser von Nordamerika los. Der Usurpator Gräter, [j. S. 71 u. S. 122] sein Vater soll ein Würtenberger gewesen sein, hatte sich nicht sobald des Thrones bemächtigt, als er auch schon Europas Flotten und seinen Handel beunruhigte, durch Proclamationen den Fürsten des alten Welttheiles Hohn sprach und drohte, Europa von Amerika abhängig zu machen. Die Kriege hatten längst schon aufgehört, nur für das ein oder andere Land von Interesse zu sein; der asiatische Krieg war die Vorbereitung auf Kriege eines Welttheils gegen den andern und der Dresdner Congreß entschied für Krieg gegen Amerika. Wer die unverhältnißmäßige Ueberzahl der gebildeten Stände in Würtemberg bedenkt, wer sich erinnert, daß sich oft um eine Stelle fünfzig Competenten meldeten, wird es unserm Freund nicht übelnehmen, wenn er mit 160 andern Jünglingen die Musen verließ und unter das sogenannte süddeutsche Frei-Corps trat.

Seine Eltern waren anfangs sehr dagegen, aber sie gaben endlich den dringenden Bitten des Sohnes nach. Er schiffte sich mit der Preußischen, Russischen und Süddeutschen Armee in Hamburg ein. In einer großen Ebene Englands war die Musterung dieser ungeheuren Streitkräfte, die sich mit der Französischen, Spanischen und Englischen Armee auf 800000 Combattanten belief. Da er große Fertigkeit in der Mathematik besaß, so wurde er als Unterlieutenant auf eine Fregatte comandirt, welche zu der Flotte gehörte, die unter dem Wasser gegen die Amerikaner agiren sollte. Er wohnte dem Treffen bei Boston bei und hatte das Glück, eine amerikanische Dampf-Fregatte durch die wohlangebrachten Schüsse seiner Dampfkanonen unter dem Wasser in den Grund zu bohren. Er war auch unter den Freiwilligen, die sich auf 3 Kähnen unter dem Wasser in den Hafen von Boston wagten und dort das Admiral-Schiff des Usurpators verbrannten, der sich nur mit Mühe flüchten konnte. Er bekam dort das Verdienst-Kreuz der Wasser-Ratte, welches ihm der englische Admiral selbst umhing.

Nach der Erstürmung von Boston ließ er sich zu der Luft-Gondeln-Compagnie versetzen, welche damals, da die Kunst, in der Luft zu fechten, noch in der Wiege lag, für die gefährlichste, aber auch ruhmvollste galt. In der Höhe von Philadelphia wurde seine Gondel, in welcher sich der Prinz Carl Friedrich befand, durch einen größeren feindlichen Ballon angegriffen. Obgleich die Mannschaft ihre Schuldigkeit that, wurde doch das Dampfwerk durchschossen, die Gondel ging in Stücke und die Mannschaft mußte sich unter dem Kugelregen der Amerikaner durch ihre Fallschirme retten. Der Prinz aber hatte wenig Uebung in diesem Dienst und gerieth in Gefahr, aus der Luft herabzustürzen. Unser Freund, entschlossen den Prinzen zu retten oder mit ihm zu sterben, wollte nicht daran denken, daß ein Fallschirm eigentlich nur

einen Mann trägt, er griff den Fallenden und das Glück begünstigte ihn. Sie kamen glücklich und unversehrt herab, aber, kann man es Unglück oder Glück nennen? gerade auf ein Dach in Philadelphia. Die Residenz war noch vom Feinde besetzt und ihre Gefangenschaft unvermeidlich; sie wollten sich daher übergeben und stiegen durch den Schornstein in das Haus. Als sie jedoch dem Hauseigenthümer, einem alten Mann, ihr Schicksal erzählten, antwortete dieser, daß er früher ein Würtemberger gewesen und nicht gesonnen sei, sie auszuliefern. Dieser edelmüthige Mann schaffte sie heimlich ins Lager der Europäer und unser Jubelgreis blieb von da an während des ganzen Feldzugs als Adjutant bei dem Prinzen.

Als die Armee zurückgekehrt war, und Wilhelm Klaiber mit den Ehrenzeichen des Würtembergischen Krieger-Ordens und der Englischen Wasserratte geschmückt, entlassen wurde, bezog er die Universität München. An Juristen war durch den Krieg einiger Mangel eingetreten, darum legte er sich mit Eifer auf's Jus, ließ sich zwei Jahre nachher examiniren und wurde durch die Gunst seines Gönners, des Prinzen, Anno 1852, am heutigen Tage als Ober-Justiz-Tribunal-Secretariats-Vicenumerariats-Amtsverweser angestellt.

Bald brachte er es durch Eifer und Kenntnisse zum Vice-Secretair und Anno 57 zum Assessor. In diesem Jahre heirathete er Fräulein Catharina Louise Zimmermann, Tochter seines Generals, und hatte das Vergnügen, von seinem Oncle, dem Prälaten und Oberkirchenrath Klaiber getraut zu werden, mit welcher Frau Louise er bis dato im ungetrübten und freudigen Ehestand lebt.

Anno 68 wurde er Rath, Anno 75 Justizdirektor, Anno 91 aber General-Justiz-Direktor und Geheimerath, welche Stelle er noch jetzt bekleidet. In seiner langen und glücklichen Ehe wurde er mit sechs Söhnen und zwei Töchtern, dreißig Enkeln und acht Urenkeln gesegnet.

Nachdem ich meiner Pflicht Genüge gethan, von dem Leben unseres geliebten Jubel-Greises dieser zahlreichen Versammlung seiner Freunde und Bekannten Nachricht zu geben, bleibt mir nur noch ein Wunsch übrig.

Es steht nach menschlichen Einsichten nicht zu erwarten, daß wir sein Jubelfest noch einmal erleben werden, darum wünsche ich nur, daß wir seinen Taufstag, der heute ist, noch recht oft und fröhlich mit ihm begehen möchten. Er lebe!

Briefe eines Mädchens.

(1823.)

Aus den „Briefen eines auf der Univerſität in Tübingen befindlichen Mädchens an eine gute Freundin in St(uttgart)", einer leichthingeworfenen Skizze, welche die Eindrücke einer zur Ausbildung nach Tübingen gekommenen Landpomeranze mit leiſer Satire ſchildert, gebe ich nur zwei Stellen, weil dieſe das ſtudentiſche Leben damaliger Zeit illuſtrieren und in gewiſſer Weiſe als autobiographiſche Äußerungen angeſehen werden können. Vollſtändig ſind die „Briefe" ſchon in der Beilage zur Allg. Zeitung 1895, Nr. 227 (v. 17. Auguſt) von Dr. Guſtav Wilhelm unter dem Titel „Ein Anfang Hauffs in der Novelle", teilweiſe ſchon früher von Julius Klaiber (Literariſche Beil. des Staats-Anz. für Württemberg 1877, Nr. 25 u. 26 und noch einmal in dem kurzen Lebensbild W. H., Stuttgart, Th. Knapp, 1881) veröffentlicht worden. Der erſte Brief iſt vom 5. Mai, der zweite vom 8. und der dritte vom 20. Juni (1823) datiert. Der Verlauf der Erzählung iſt der, daß die Schreiberin, eine Pfarrerstochter, ihrer Freundin Emilie berichtet, wie ſie aus dem heimiſchen Oberamtsſtädtchen — von wo ſie der Herr Subſtitut noch zu Pferd bis Eßlingen begleitete, zum Abſchied ihr Jacobs Frauenzimmerſpiegel ſchenkend — in Tübingen ankommt, bei einer Frau Prälatin in Penſion gegeben wird und bei einem von der Burſchenſchaft veranſtalteten Konzert einen norddeutſchen Studenten, namens Krebs, kennen lernt, der ſehr bald den Herrn Subſtitut (-Predigtgehilfe) aus ihrer Erinnerung verdrängt. Der Mädchenſtil iſt durchgängig gut getroffen. Am bezeichnendſten für Hauffs ſpäteres Schaffen iſt das Motiv, daß er das ſchwäbiſche Mädchen mit einem Norddeutſchen in Verbindung bringt. Inſofern könnte man die Skizze geradezu eine Vorſtudie zum „Bild des Kaiſers" nennen. Bemerkenswert iſt auch die Selbſtironie, die in der zweiten der mitgeteilten Proben ſich wieder geltend macht.

Aus dem 2. Briefe.

„Alſo vorletzten Sonntag war Concert, und es iſt ein prächtiger Saal mit Säulen, der den Studenten in der Burſchenſchaft gehört —. Es war unmenſchlich voll. Es waren gewiß 300 Studenten da und viele Profeſſors-

leute und Andere. — — Wir, die sangen, saßen ganz vornen alle in weißen Kleidern auf rothen Bänken, und die jungen Herren standen um uns herum und gukten uns mit Brillen und Ferngläsern ins Gesicht."

Aus dem 3. Briefe.

„Liebe Emmi! Noch ganz betäubt von gestern ergreife ich die Feder, um Dir zu sagen, was Du leider nicht selbst gesehen hast. Ach dieß waren göttliche Tage und der Ball war wunderschön! Doch daß ich in der Ordnung bleibe, so will ich Dir auch etwas von dem Studentenfest erzählen. Man heißt es das Waterloofest und es soll einmal eine schreckliche Schlacht da geliefert worden seyn. (!) Deßwegen ist auch das Fest und der Ball. Am 18ten nach Tisch gieng ich zu Schmids, die auf dem Markt wohnen, wo sie auch hinkommen sollten. Es war ein langer Zug, denke bey 400 Studenten. Alle hatten grüne Zweige auf ihren Kappen. Voraus giengen die Trompeter, die man um viel Geld hatte kommen lassen. Dann kam ein ganz großer Student ganz schwarz angezogen und hatte eine schöne Schärpe an, und zwei ebenso giengen neben ihm. Dann giengen sie auf den Markt und machten einen großen Kreis. Dann sangen einige ein Lied und der große brachte dann unserem Land ein Vivat. Dann zogen sie weiters. Ja, daß ichs nicht vergesse, es waren auch sechs, die trugen bloße Schwerter, mit denen sie allemal Händel haben. — — Wir giengen jetzt auf einem kürzeren Weg auf den Wörth, wo eine große Allee von Bäumen ist. Dort war ein großer Kreis und Tische für die Studenten und auch für andere Leute und ein großer Altar von Rasen, wo auch Schwerter daran hiengen —. Endlich hörten wir die Musik, und die Studenten marschirten in den Kreis; dann sangen sie, dann hielt einer eine lange Rede, von der ich nichts behalten habe als die sonderbaren Ausdrüde keusche Maid und deutsche Jungfrauen; es war auch vom Vaterland die Rede, wenn ich nicht irre. — — — Dann setzten sich die Studenten an die Tische und commersirten, wie man es heißt. Es waren auch viele schöne Lieder gedruckt worden, die man austheilte. Die Trompeter musicirten auch dabey. Dann führten sie eine Schlacht auf, nicht alle, sondern einige machten allen Löcher in die Kappen und fochten mit einander. Es sind doch sonderbare Gebräuche bey den Studenten."

Es wird dann erzählt, wie beim Ball am 19. Juni Krebs ihretwegen ein Duell bekommt und sich auf dem Heimweg gleich den süßen Lohn für seine ritterliche Hingabe nimmt, wie sie dann eine Nachtmusik von den Trompetern bekommt, die den Troubadour und „Der Krieger muß zum blutigen Streit" blasen. — — Man sieht, Tübinger Studentenleben, wie es sich in dem Kopfe eines naiven Beschauers malte. Von autobiographischen Bezügen erwähnen wir noch, daß Krebs Guitarre spielt, und mehrfach ein Herr v. Röder vorkommt.

Studie über zwölf Romane Walter Scotts.

(1826.)

(Einige Bemerkungen über: The Romances of Walter Scott.)

I. Allgemeine Bemerkungen.

Es ist sehr gleichgültig zu wissen, ob ein und derselbe sie geschrieben habe. Genug ist, daß offenbar ein Genius ersinnt, die Charaktere aufstellt, die Situationen, in welchen sie sich zeigen können, angibt.

Man wirft in Teutschland, trotz aller Bewunderung des Dichters, ihm Gedanken- und Ideen-Armuth vor. Wenn man von dem Begriffe eines Romans, wie er uns in den letzten Decennien geboten und als Musterbild gepriesen wurde, ausgeht, scheint dieser Tadel durchaus nicht unbegründet. Seit Wilhelm Meister und schon zuvor, kamen Kunstromane bey uns an die Tagesordnung. Man wollte unter Roman nicht mehr die Lebensbegebenheit des Helden verstehn, sondern die Aufstellung und Entwicklung der herrschenden Ansicht über Kunst oder sonst ein Thema des geistigen Lebens. Die sogenannte Geschichte war Nebensache. Daher Romane über Musik, Poesie, Schauspielerkunst, religiöse, Maler-, Bildhauer- ꝛc., — Romane. Ueberall herrschte die Idee vor. Natürlich: weil in jener Zeit das Absolute auf dem Wege physikalischer Forschung gefunden werden sollte.

Ob die Aesthetiker von jener Ansicht zurückgekommen sind? In der That spukt sie noch unter mancherley Verkleidungen umher, in Praxi scheint man aber durch das Gefühl zur Ueberzeugung gelangt zu sein, denn: Der Quell der wahren Poesie ist nicht die Idee, sondern bildliche Anschauung, Phantasie.

Aber auch in historischer Hinsicht waren jene Romane nur eine Abart. Der Roman gehört zum Geschlecht des Epos. Er ist der Nachkömmling des Heldengedichts, sowie unsere Zeitgenossen Abkömmlinge mythischer Heroen der Vorwelt sind.

Wie wir von dem Leben der Altvordern nur die wichtigsten Momente wissen und jenes überhaupt vor den Zeiten geistiger Entwicklung sehr einfach und nur in wenigen Zügen bedeutend war, so stellt uns auch das Epos in gedrängter Kürze nur das Wichtigste und Gediegenste dar. Daher bleibt

das Stillleben der Helden unberührt. Bey unserem Zustand der Kultur erscheint dagegen das Außerordentliche im Leben des Einzelnen nur selten, die Bildung macht aber auch das Ungewöhnliche zu etwas Bedeutenderem in höherer Rücksicht. So enthält auch der Roman nicht die außerordentliche und in epischer Kraft zusammengedrängten Thaten und Begebenheiten des Einzelnen, sondern die Erzählung des ruhigern Gangs seines Lebens, in welchem wohl einzelne Momente besonders bedeutend und interessant hervortreten, das Ganze sich aber mehr mit der Darstellung und Entwicklung beschäftigt. Ein Roman, welcher immerwährend Spannung enthält, wird nicht zu den bessern gehören. Denn die Spannung hört mit der Befriedigung auf und wer einmal einen solchen auf Effekten gebauten Roman gelesen hat, wird selten in Versuchung gerathen, ihn zum zweiten male zu lesen, weil jenes Interesse ihn nur einmal fesseln kann. Das Interesse des wahren Kunstwerks muß auf dauerndern Elementen ruhen. Es gehört ebensowohl die der Natur entnommene Entfaltung der einzelnen Charaktere, als die Darstellung der sichtbaren Dinge hierher. Eine getreue ruhige Schilderung eines anziehenden Gegenstandes werden wir um ihrer selbst willen gerne wieder lesen. Wenn aber mit der Darstellung äußerer Erscheinungen auch die einer höhern, das Bereich der Geistes begründenden Wahrheit verbunden ist, so wird das Interesse immer größer. —

Der Roman war auch in der That ursprünglich nichts anders als getreuer Bericht über das Stillleben und die Handlungen des Helden. Die Wahrheit lag nicht im getreuen Berichte, sondern in Aufstellung der Motive zu Handlungen, in Darstellung seiner Gefühle. Diese Darstellungen der Gefühle des Helden fordern aber eine genaue Darstellung der Gegenstände und Außendinge, die den Helden afficieren.

Wenn aber der Dichter nicht von der Idee bey Erfindung des Kunstwerks ausgehen soll, und wenn wir finden, daß die besten Romane nicht die allegorische Darstellung irgend einer Wahrheit, sondern vielmehr ein treu poetisches Bild des Lebens sind, so darf man auch an W. Scotts Romanen den Mangel einer leitenden Idee nicht rügen, weil sein ganzes Bestreben dahin geht, jeder lebendigen oder lebendig gewesenen Erscheinung die poetische Seite abzugewinnen und sie nur in dieser ihrer Wahrheit anschaulich zu machen.

Uebrigens dürfte doch in W. Scotts Romanen eine Idee durchgreifen und durchgehen. Es ist die, welche eigentlich dem Wesen der Poesie zu Grunde liegt, das Ringen der individuellen endlichen Kraft gegen die gesetzliche Ordnung, und so sehr überall gekämpft und gerungen wird, so blickt doch immer der Freund des friedlich bestehenden und dem wirklichen Geist der Zeit Entsprechenden hervor. Die schönen Charaktere zerstören sich oder werden bekehrt.

Gedankenarmuth kann ihm auch nicht vorgeworfen werden. Der Teutsche in seinem Jahrhundert lebt immer in der Reflexion. Diese aber taugt nicht

für die Poesie. Bey W. Scott lesen wir selten Reflexionen des Dichters; selten allgemeine Sentenzen in dem Mund der Helden und Nebenpersonen, nirgends Bilder aus dem sogenannten innern Leben. Aber wer möchte leugnen, daß Scott reflectiert, daß wir aus dem Munde seiner Personen tiefe Wahrheiten hören, daß uns die Gemüthswelt geöffnet werde? Er reflectiert als Historiker, indem er uns das ganze Bild einer Zeit und bestimmter Kreise seines Landes im Romane aufstellt.

Welcher Dichter gibt wohl ein besseres Zeugniß dafür, daß der Zauber der schlichten Wahrheit der größte sey, als W. Scott? Nirgends wird plötzlich abgebrochen, um zu spannen, das Uhrrad läuft so lange, bis es abgelaufen ist. Die Personen benehmen sich nie ungewöhnlich, selbst das ungewöhnliche Zusammentreffen von Leuten (romanhaft) findet man selten. Dennoch verfolgen wir die Personen neugierig, weil wir voraus fühlen, wie sie handeln werden. Eigentliche Spannung liegt nur in den dramatischen Scenen. Ohne in den Entwickelungen des Dialogs immer Elemente zu finden, welche uns nicht schon vorher bekannt wären, werden wir doch Wort für Wort durch die Kraft der natürlichen Logik, durch die wichtigste Climax und die überraschendsten Wendungen, niemals durch Uebertreibungen der Natur mit fortgerissen.

Ueber den Vorwurf der Weitschweifigkeit muß man weggehen, der Gebildete und der, der W. Scott kennt, wird sie ihm nie vorwerfen. Der Vorwurf eines zu *schnellen Ausgangs* ist nicht ganz ungerecht. Zwar wie im Trauerspiel muß nach Entwicklung der Katastrophe die Sache schneller gehen. Aber manchmal stürzt er doch zu schnell in die Tiefe. Oft auch zu *grell*. Bey jeder Dichtung fordert der rohe wie der gebildete Leser eine gewisse Befriedigung, mit welcher er am Schlusse das Buch weglegen kann. Oft liegt am Schlusse die englische Natur über den Verfasser, und er malt, was man kurz wünscht, lange aus. So wird das Schreckliche zum Widerwärtigen. So in Waverley, wo zwar Mac Ivor so enden muß — wo es aber nicht nöthig ist, daß wir alle Präparate zur Hinrichtung sehen. So der Selbstmord des Schleichhändlers im Astrologen.

Noch allgemeiner ist der Tadel, daß er zu seinen Helden *unbedeutende charakterlose Leute* wählt. Daß die Thatsache begründet ist, unterliegt keinem Zweifel. Ed. Waverley, Brown, Lovel, Franz Osbaldistone (Robin) und andere sind liebenswürdige Nullen, erste Liebhaber, wie sie so häufig in englischen Romanen, namentlich denen der Frauen vorkommen. Schön, gebildet, belesen, bescheiden, muthig, reich, immer nur sprechend, wenn sie gefragt werden, sind sie das Ideal von Männern für schriftstellerische, sentimentale Damen. Ihr Charakter ist eine fortgesetzte Negative. Daß es solche in England gab und gibt, ist kein Zweifel, deshalb eignen sie sich aber eben so wenig zur Dichtung als jene Schreckens-Scenen. Sie sollten gleichfalls nur angedeutet werden. Sind denn aber diese negativen Personen die Helden in

den Scott'schen Romanen? Ein Held ist ein Mann, der durch Kraft und Freiheit des Willens entweder im Widerstande gegen eine von innen oder außen andrängende Gewalt oder durch wirkungsreiche eigne Thaten sich vor andern auszeichnet. Solch ein Held — sey er Sieger in Schlachten, oder im normalen Kampfe — ist der Gegenstand der Tragödie. Ausnahmen sind es, wenn wir solche, die sich durch Dulden auszeichnen, als Gegenstand der Tragödie finden. — Wirkliche Helden gehören auch für das Epos. Im Roman aber (siehe oben) mußten daraus tüchtige Männer, wie wir sie im Leben finden, werden. Der Name wurde beybehalten, mußte aber im Roman nur die Hauptperson bezeichnen, für welche wir uns interessieren. Daher darf man auch vom Helden des Romans nicht das erwarten, was vom Helden der Tragödie. Das Mißverhältniß zwischen Helden des Romans und der Tragödie wurde noch auffallender, wenn statt der tüchtigen Männer solche ihre Rollen einnehmen, welche, wie es im Leben doch häufig der Fall ist, von Schwächen ꝛc. beherrscht werden. Daß wir uns für diese im Leben am meisten interessieren, ist nicht zu leugnen, sie mußten daher auch nothwendig in den Roman. Wirft man aber die Frage auf, was ist höher im Roman, das Leben des Helden oder die Personen und Gegenstände, mit welchen letzterer in Berührung kömmt, so ist es offenbar das letztere. Fragt man aber, zu was dann noch ein solcher Nichtheld, wenn die objective Darstellung der mannigfachen Erscheinungen des Lebens die Hauptsache im Roman ausmacht? Man kann antworten, der Held — das ist des Menschen Leben, muß den Faden der Erzählung, an welchen sich einzelne Begebenheiten und Erscheinungen anreihen, abgeben. Noch mehr: wie der Chor in der alten Tragödie der Repräsentant des Volks, so der Held im Roman der des Lesers. In dem Helden des Romans liegt der Spiegel, welcher uns die Gegenstände, denen er begegnet, klar zeigt. Wir sehen begierig, welchen Eindruck diese Bilder auf den Helden machen, und prüfen uns, wie wir in ähnlichen Lagen gehandelt hätten. Wenn wir nun in Scotts Romanen einen Eduard, einen Lovel ꝛc. Helden nennen, so verstehen wir darunter die Personen, für welche wir uns in sofern interessiren und Partey nehmen, als wir uns in ihre Seele, in ihr körperliches Leben hinein denken; indem wir sie auf ihren Reisen, im Zusammentreffen mit nationalen Ereignissen ꝛc., die der Verfasser beschreiben will, begleiten. So hauptsächlich bey W. Scott. Gewöhnlich ist der Held ein Südbritte, der ausgerüstet mit Wissen ꝛc. doch die Sitten des Hochlandes noch nicht kennt, in das er verschlagen wird. Daher mehrere Romane in Form von Memoiren. So würde Robin der Räuber nicht die Hälfte von dem Eindruck auf uns machen, wenn wir ihn von Anfang bis zu Ende verfolgen müßten. So aber steht er, so oft er uns erscheint, immer wieder neu und frisch vor dem Auge.

Weiter wirft man Scott vor, daß wir immer wieder auf verwandte Gestalten stoßen. Dieser Vorwurf ist nicht sehr begründet; generelle Ähnlichkeiten walten vor, die jugendlichen Helden gleichen sich, es spielen alte wunderbare

Weiber oft Hauptrollen (oft gar die des Schiksals). Bettler und Zigeuner greifen oft ein, aber Gleichheit, Abschreiben der Charaktere ist nirgends. Selbst zwischen Mac Merillies und der Norna ist ein bedeutender Unterschied.

II. Nähere Untersuchung der Romane.

1. Waverley, or 'tis sixty years ago.

Nicht zu läugnen ist, daß der erste und theilweise der zweite Band zu ausführlich ist. Ganz nach Art der gewöhnlichen Romane erfahren wir die Geschichte der Aeltern und Erzieher des Kindes, seiner Pathen und Geschwornen bey der über seine Erziehung bestellten Jury, und der eigentliche Roman beginnt erst, wie das Kind zum Jüngling herangewachsen, das Haus verläßt.

Gediegene Darstellung gewöhnlich scheinender Begebenheiten. Man sieht daraus die Wahrheit, daß nur in der Einfachheit die höchste Kunst sey. Nirgends geschraubte Sprache, Haschen nach Effect. Er ist daher auch nicht Roman im gewöhnlichen Sinne, das Schicksal der einzelnen Personen trennt sich nicht von dem ihrer Partheien.

Charaktere, nicht außerordentlich, nicht makellos, aber in kräftiger und doch der Natur ganz angemessener Individualität hervortretend, beleben diesen Roman. Der alte Baron von Bradwardine ist mit allen seinen vorzüglichen Eigenschaften und Mängeln eine Gestalt, welche so aus der Wirklichkeit der Natur gegriffen ist, daß wir sie noch jetzt erblikken könnten (mutatis mutandis); troz seines keineswegs liebenswürdigen, sondern lächerlichen Außern werden wir gezwungen, ihn zu ehren und zu lieben, und unsere regste Theilname gewinnt er im Unglück, das er in seiner ganzen Größe standhaft erträgt. Während er vorhin Kleinigkeiten zu großen Dingen umwandelt, betrachtet er jetzt das große Mißgeschick als eine kleine Prüfung. (Wie ergötzlich der Zug mit dem Stiefel anziehen nach der Schlacht!)

Gegensatz. Die große und herrliche Gestalt des Fergus Mac Ivor! Auch zu ihm zieht eine bewunderungswürdige Liebe hin, obgleich bey größeren Schwächen, ja so gar bey Verstellung. So ergreifend sein Schicksal und jede Handlung und Außerung ist, so könnte man doch seinen Ausgang voraus errathen.

Ein solcher Geist, der alles Zeitliche auf eine Glücksnummer, und nicht Geisteskräfte auf ein Unternehmen gesezt hat, der wachend nur denkt und schlafend nur träumt von der einen Hoffnung, muß nothwendig untergehen, wenn die Hoffnung fehlschlägt. Der Dichter hätte können, ohne unwahrscheinlich zu werden, den Helden entkommen lassen, aber die innere Natur würde einer solchen Rettung widerstreben. Mit dem Untergang der Sache war auch seine Privathoffnung untergegangen. Seine Kräfte waren so erschöpft, daß er geistig als tot anzusehen war. Welches Leben hätte Mac Ivor im

Ausland führen sollen? Dem geistigen Tode würde der physische gefolgt sein, wenn der Held [sich] nicht, um sich Vergessenheit zu bereiten, in den Sinnentausch gestürzt hätte. Darum stirbt er — und — auf dem Richtplatz. Er mußte dort sterben. Ein so schmerzlicher außerordentlicher Ausgang ist solchem Streben angemessen. In diesem Charakter bewunderungswürdige Mischung roher Kraft mit Politur des Hoflebens. Wen ergreift es nicht bis in die innerste Seele, wenn Fergus, von seinem Untergang überzeugt, plötzlich umgewandelt, beynahe kraftlos zu seinem Freunde tritt.

Verwandt, doch besonnener ist der Praetendent. Sein Charakter ist ganz geschichtlich. Er erscheint meist als Vermittler zu dem Helden des Romans.

Flora, an hochstrebendem Sinne dem Bruder ähnlich, doch nicht an Ehrgeiz. Reine romantisch treue Absichten, ideales, aber aus der Wirklichkeit gegriffenes Wesen. Bey Flora ist aber diese Idealität nicht Streben nach einem besseren Zustande, sondern schwärmerische Treue für gewisse althergebrachte Grundsätze, verbunden mit poetischem Geist und Seelenadel. Auch sie hat alle Kräfte an das Unternehmen gesetzt, auch sie kann nicht mehr Antheil am Leben nehmen, nachdem die Hoffnung und mit ihr der Bruder, welchem sie nächst dieser ihr Daseyn geliehen, untergegangen ist. Der Held ist nicht blos ein sogenannter, es sind in ihm einige charakteristische Züge personificirt. Allerdings verdient sein ewiges Schwanken und Zweifeln nicht viele Achtung; aber ist nicht dadurch die gewöhnliche Natur des Menschen geschildert? Dieses Schwanken ist ein Charakterzug der menschlichen Natur, im Kunstwerk verräth es aber die Objektivität des Dichters. Er durfte nicht Parthey nehmen, daher auch Waverley nicht. Merkwürdiger ist sein Schwanken im Punkt der Liebe. Ist aber in diesem Bilde des scheinbaren Wankelmuths nicht ein ganzes Lehrgedicht über die menschlichen Bildungsstufen? Zuerst liebt er die derbe Wirklichkeit ohne Ahnung des höheren Lebens, er verläßt sie als zu gemein und will sehnsüchtig das höhere in einem gefühlten Ideale finden, endlich, als er dort nicht Trost und Befriedigung findet, kehrt er zum Irdischen (in dem sich auch Gott offenbart) zurück.

Nebenpersonen. Sehr charakteristisch. Ironie und hohe Kraft in Talbot. Low Lolo Melville und der Geistliche als Vertreter der gesetzlichen Ordnung. Der Räuber Maclean, der getreue Fähnrich Maccombich, der französische Begleiter des Prinzen, der kindische Galladley, sind mit wenigen Strichen so vortrefflich gezeichnet, daß wir sie lebend vor uns sehen. —

2. Guy Mannering or the Astrologer.

Ausgezeichnet durch Composition, wunderbare Zusammenstellung und gleichartige Entwickelung sowie durch Frische in allen Erscheinungen.

Die Poesie wird zuweilen so mächtig, daß sie ohne das Medium plastischer Darstellung in lyrischer Gestalt sich zeigt. Der Moment, in welchem dem

ſchiffbrüchigen Brown an der Küſte im fremden Schottland wunderbare Rückerinnerungen aufſteigen, er die von der Abendſonne gerötheten Trümmer der Burg Ellangovan, und über der Thür einen Spruch, der ihm bekannt ſcheint, ein Wappen, welches er ſchon geſehen haben muß, erblickt, als ihm Bruchſtücke alter Balladen, welche auf dieſe Gegend Bezug haben müſſen, in's Ohr klingen, — dieſer Moment verrät, daß die Poeſie Herr geworden über den Dichter. Aber nicht ganz. Denn während der Scene naht jener Böſewicht und der einzige Zug, wie das Gewiſſen demſelben den Zuſammenhang verraten muß, verrät den denkenden Pſychologen. Auch einige der übrigen Scenen und Charaktere verraten mehr jugendliche Phantaſie als ältere Ruhe.

Meg Merrilies iſt Königin unter allen ſpäter von W. Scott aufgeführten alten Weibern. Sie iſt eine übernatürliche Erſcheinung, weil ſie alle Mittel gebraucht, welche ihr zu Gebot ſtehen, um mehr zu ſcheinen, als ſie iſt. Aber nur Schottland in ſeiner Miſchung von Lehnstreue und patriarchaliſcher Anhänglichkeit konnten einen ſolchen feſten, wunderbaren, liebenswürdigen Charakter bilden.

Die Ausmalung übertrifft beynahe an Intereſſe die Charaktere in dieſem Roman. Das Wunderbarſte neben dem Gewöhnlichſten, das Großartigſte neben dem niederländiſchen Stillleben. Zu dem Letzteren gehört das lebendige Leben im Haushalt des Pächters Dinmont, das charakteriſtiſche Spiel des Rechtsgelehrten in Edinburg, die Erbſchaftsprätendenten u. ſ. w. Haarſträubend dagegen das Leben der Zigeuner in jenem Turm, Merr., die über den Todten und Verlorenen wacht, der gefangene Schleichhändler. Daneben der komiſche Auftritt des M. Sampſon und der Hexe in jenem Turm.

Die Charaktere ſind mehr ſkizzirt, dennoch erblicken wir die meiſten lebendig vor uns.

Sampſon herrlich gezeichnet, ebenſo der witzige und appetitreiche Rechtsgelehrte, beiden Ehrenmännern ſchließt ſich Dinmont an.

Die edlere Seite iſt etwas ſchwächer gerathen. Guy Mannering hat einige Härten und Schwächen und ſteht daher noch am kräftigſten da, Brown und Hazelwood unbedeutend, ebenſo die Geliebte des Letztern.

Julie Mannering iſt, obwohl charakteriſtiſch durch ihren Witz als Primadonna, nicht eben ausgezeichnet genug zur Erhaltung ihrer Würde.

3. The Antiquary.

So dürftig die äußere Fabel erſcheint, ſo reichhaltig iſt der Roman an innerem Leben. Eine etwas breit gehaltene, in der Vorzeit ſpielende, nicht unintereſſante Novelle. Aber nicht dieſe Novelle iſt es, die dem Roman Leben giebt, ſondern die Perſonen, die zufällig zuſammen kommen, um ein ſchreckbares Vorgehen in ſeinen wohlthätigen Folgen vergeſſen zu machen. Wenn man aber in dieſem Roman auch zugiebt, daß die äußere Form etwas vernachläſſigt iſt, wie herrlich dagegen die Hauptſache, die eigentliche Poeſie des Alterthümmlers.

Wie herrlich, und ganz dem deutschen Charakter angemessen, ist die Gemüthlichkeit Oldbooks! Wo ist der Zug des guten, gewunderlichen alten Herrn, in dem wir ihn nicht persönlich sähen und seiner Denk- und Handlungsweise folgten? So beschränkt und kleinlich sein Wirkungskreis scheint, so reif ist doch sein Verstand, und seine Gedanken so hoch fliegend, als seine wohlgeprüften Kräfte zur Ausführung ihm folgen können. Weiter will er nichts, daher ist alles an ihm wahr. Diese Wahrheit erzeugt Leben, dieses Gemüthlichkeit. Der Alterthümmler ist ein trockener Humorist, langsam mit seiner Freundschaft, immer mit satyrischen Hieben bereit; Jene, wenn sie gewonnen ist, thut wohl; diese schmerzen nur, wenn sie eine wirkliche Wunde treffen. Nur im gleichmäßigen Hergang des Lebens scherzt er über Empfindung und Gefühl; sobald es wirkliche Gefahr droht, tritt sein eigenes inniges Gefühl hervor, trotz der scheinbar langen Verstellung.

Aehnliche Gemüthlichkeit spricht sich in dem Bettler Ochiltree aus. Ohne die scheinbar übernatürliche Macht, welche Umgebung und Geburt der Meg Merrilies geben, wirkt der alte Eddie durch die Kraft seiner reinen Natur, durch gesunden Menschenverstand, ein treffliches Herz und die Beredsamkeit, die ihm der Augenblick verleiht, und keine Furcht vor richtiger Größe verstummen läßt. Sein unbefangener Blick läßt ihn allein über den schärfer als Jedermann blickenden Montbarns triumphiren. Seine scharfsinnigen Gründe gegen das Duell; seine Thätigkeit als Retter in der Schulscene, sein Witz gegen die Betrüger, sein imposanter Anblik, wenn der Bettler ungebeugt vor dem mächtigen Earl steht. Wer ist größer? Diesen drückt die Schuld zu Boden, jener kann frey auf unverdorbene Sinne und ehrenwerthe Jahre trotzen. Sehr glücklich läßt ihn der Dichter den kerngesunden, an nichts, weder Abstammung noch Verwandtschaft, Lehnstreue und Dankbarkeit sich bindenden Bettler bleiben, ohne am Ende noch seinen aufgedekten Stammbaum u. dergl. beyzufügen.

Diesen beyden gegenüber steht die Familie Muckebackit. Weniger jedes einzelne Mitglied interessirt uns hier als der Eindruk, den die Verbindung so charakteristischer Menschen zu einem ganzen macht. Auch diese Fischerfamilie ist so lebendig, daß wir bey ihr einziehen könnten, doch nicht sehr gemüthlich. Schuld lastet auf ihr, Leichtsinn und Armuth drücken nieder und durch die Eintracht blickt oft die Zerrissenheit. Keine außerordentliche Eigenschaft (bis auf Elsbeth) zeichnet sie aus und dennoch hat W. Sc. es verstanden, sie so lebhaft vor das Auge zu bringen, daß wir jeden ihrer Gedanken sehen. Der derbe Fischerbube, die schreienden Kleinen, die zankende und auf Verdienst erpichte Mutter, der störrische Vater, jeder hat seine besonders ausgezeichnete Seite, aber sie erscheinen in Lagen, wo wir den tief angelegten Charakter vermuthen. Nur die alte Großmutter, ächt Scottische Figur, hat wie außerordentliche Erziehung so außerordentliche Gaben. —

Es macht den furchtbarsten Eindruk, wenn wir die alte Elsbeth gleich

einer leblosen Ueberlieferung der Vorwelt, stumm und todt im Winkel sitzen sehen. Ihre Sinne für Alles, was in der Gegenwart vorgeht, abgestumpft, nur der Vergangenheit gehört ihr Geist an, und nur den Erscheinungen jener Zeit verwandte Klänge entlocken ihr Spuren des Lebens. Wenn sie Verse aus alten Balladen singt, wenn sie bey Hörung eines ihrem Jugendkreiß angehörigen Namens aufhorcht und mit spricht, wen ergreift dieß nicht? Nur eine Geschichte, die der unseeligen Schuld eines alten Hauses lebt in ihr fort bis auf die kleinsten Umstände, und ihr Daseyn hört erst im Augenblick auf, wo sie das furchtbare Geheimniß von sich abgewälzt hat. Eine der größten furchtbarsten Figuren Scotts, und bei aller Aehnlichkeit so verschieden von Meg M—s. Sie ist aber nicht blos Figur, sondern wahrhaft menschliches Wesen. Es giebt solche, die der Gegenwart abgestorben, nur noch einer Erinnerung leben, die oft so mächtig in ihnen wird, daß der letzte Hauch durch Phantasie die Vergangenheit zur Gegenwart zaubert.

Sir Arthur ungemüthlich. Imposant, von ritterlichem und natürlichem Geiste beseelt, erscheint er nur in den Ruinen der Kirche im Augenblik, wo der furchtbar Getäuschte, dem selbst allmählich die Hoffnung schwindet, den Betrüger zu entlarven droht. Wer möchte ihm herzliches Mitleid versagen? Seine Tochter weniger lebendig geschildert, obgleich diese Züge bey mehr Raum einen interessanten Charakter versprechen.

Die finstere Gestalt des Grafen von Glenallan tritt erst ganz zulezt hervor. Den lezten Sprößling eines alten Geschlechts hat seine vermeinte Schuld so niedergedrükt, daß der freye Geist ganz ausgestorben und an seine Stelle eine gräßliche Erinnerung getreten ist.

Kann er wohl nach 20jähriger Entfernung wieder recht ins Leben treten? Die übrigen Personen leicht, aber treffend gezeichnet. Der aufbrausende Neffe lebt, der Friseur Caron muß interessiren, wenn man auch nur seine Angst bey dem Uebelbefinden eines seiner 3 Perrückenkunden betrachtet. Des Alterthümmlichen Schwester gut gezeichnet, aber in englischen Romanen gewöhnlich.

Verdienen die Charaktere oder Scenen in diesem Roman den Vorzug? Die Entscheidung möchte schwer seyn. Darum nur einzelnes herauszuheben. Eigentlich lebt im Alterthümmlichen jede Scene von dem Einsteigen in die Edinburger Landkutsche bis zum Aufgebot des Landsturms beym Einfall der Franzosen. Doch herrschen einzelne Bilder vor. Hoffmann sagte: Wenn W. Scott nichts weiter beschrieben hätte als die Fluthscene, er wäre doch der Dichter, den wir bewundern. Er ist hier gleich groß als Maler und Psycholog. Wie die Sonne sinkt, sinkt auch die Hoffnung, wie das Meer steigt, immer höher steigt, so immer höher die Angst in der Seele der Verlorenen. Welch kindische Furcht und welche Seelengröße die Gewißheit der Gefahr erzeugen könne, sehen wir in diesem Bilde. — So auch das Auffinden des römischen Lagers und die Enttäuschung des Alterthümmlers durch den Bettler. Voller Gewicht ist das Duell, ergreifend und possirlich das zweifache Schatzgraben.

— Die tiefste und ergreifendste Scene ist aber wohl die Trauer der Familie Muckleback um den Sohn. Der rohe Mann ohne höheren Trost ist von Anfang in dumpfem Schmerz, dann weint er und verwünscht sein Schicksal. Er achtet keinen Trost, keine Freunde, keinen Stand, selbst nicht die alte Großmutter. Nur die Noth treibt ihn wieder zur alten Beschäftigung, aber es wird ihm unmöglich wieder zu arbeiten. Aehnlich das Benehmen seiner Frau. Wunderbare Mischung des Eigennutzes und die Benützung jedes Vortheils mit der Betrachtung der Nichtigkeit alles Erdenglüks.

Herrlich sind die Balladen und einige davon gewiß sehr alt.

4. Rob Roy. Ist wohl das gediegenste seiner Werke, weniger durch helle, lebendige Bilder als durch tief angelegte Charaktere. Das Leben Osbaldistones greift nur unbedeutend in die Ereignisse ein, er zeigt sich nicht gerade schwach, aber überall passiv, und es wird fast schwer zu glauben, wie Diane sich in ihn verlieben konnte.

Schon oben wurde berührt, wie trefflich der Dichter diese Sage ausgeführt habe, indem er nicht das ganze Leben Robins zeigt, sondern nur in einzelnen Momenten seine physische und moralische Kraft darstellt. So bleibt uns Robin immer neu, immer gleich interessant, ja wir gewinnen ihm immer wieder eine neue Vortrefflichkeit ab. Scott muß lange an diesem Roman gefeilt haben, denn außer der etwas langen Einleitung steht kein Satz umsonst da.

Welches wunderbare Bild bietet uns die politische Verbindung der drei Hauptpersonen dar. Nathleigh. Robin. Diana Vernon. Bei solch einem Bunde muß ein von der Persönlichkeit ganz entferntes Interesse die Gemüther vereinigen, welche an sich unter einander nur Abstoßungskraft haben. Doch sind alle drei einander durch gleichvertheilte Gaben verwandt. Jeder von ihnen, auch Diana, ist ein Mann in vollem Sinne des Worts. Die höchste geistige Kraft, aus Entschlossenheit, Geschick, Verstand, Gelassenheit, Menschenkenntnis u. s. w. zusammen gesetzt. So Raleigh. Bey ihm herrscht aber Klugheit vor. Dieß ließ ihn alles, was die Wissenschaft bietet, jede Fertigkeit erwerben, nicht als Zielpunkt seines Strebens, sondern als Mittel seinem ungeheuren Ehrgeiz zu dienen. Menschenkenntniß, die ihn aber nicht zu Geringschätzung verleitet, sondern zu Geselligkeit und Höflichkeit. Aber eben dadurch wird er zum Teufel.

Selbst sein Ziel (die Wiedereinsetzung der Stuarts) ist nur ein Mittel für seinen Ehrgeiz, da er, der nichts liebt, auch nicht den Enthusiasmus für jene Sache theilen kann. Meisterhaft ist er in allen Gesprächen geschildert. —

Robin ist Menschenkenner ohne die Wissenschaft als Medium gebraucht zu haben. Redet wenig, handelt desto mehr. Daher redet er practisch, mit Witz. Kräftige Einfalt bey jenem ersten Tischgespräch. Kühnheit, richtige Beurtheilung des Effects bey seinem Erscheinen vor Gericht. Humor, Besonnenheit, Vorausseben des Ausgangs, Scharfsinn. Bekanntschaft mit allen Ständen und Verhältnissen. Fröhliche Laune der niederen Klassen verbunden mit An-

ſtand und Würde vor Höhern. Fröhliche Anſicht des Lebens. Niemand imponirt ihm ſo, daß er ſeine Faſſung verlöre. Er nimmt Theil an dem Entwurf wegen ſeiner perſönlichen Stellung und Liebe zu den Stuarts.

Diana Vernon. Enthuſiaſtin für die Sache. Leidenſchaftliche Verehrerin alles Edlen und Guten, daher der Haß gegen Naſhleig. Anfänglich erſcheint ſie unweiblich; bald aber erklärt ſich, warum ſie, um ihr Anſehen unter den Fuchsjägern zu behaupten, dieſe Maſque anlegen müßen, und wir erfahren, wie auch bei kühnen Entwürfen und männlichem Geiſt der weibliche Sinn erhalten werden könne. Liebenswürdig, kräftig.

Mit jenen drei Geiſtern wirkt noch eine Maſſe bloßer Körper.

Der alte Sir Osbld. mit ſeinen 7 ungeſchlachten Söhnen, ein lebendiges Bild. Schwere Aufgabe unter dieſen Halbmenſchen noch Abſtufung zu zeigen. Gelungen iſt es, beſonders zwiſchen Vater und Söhnen. Ueberaus zart iſt im Gegenſatze der freundliche flegmatiſche Friedensrichter. Ihm verwandt der koſtbare Meiſter Jarvin. Echt komiſch und doch tief aufgefaßt. Andreas trägt zu ſehr die Maſque an ſich. Furchtbarer Gegenſatz der furchtſame Morris und das Mannweib Helena Mac Gregor. —

5. Allan Mac Aulay. Matt. Hieran hatte Scott wohl wenig Antheil. Dolgetti iſt kein Scottiſcher Charakter. Seine Kerker-Scene erinnert an gräßliche Banditenromane.

6. Old Mortality oder der Schwärmer. Welch große Objektivität des Dichters in dieſem Roman. Die Charaktere herrlich. Welche Graduirung in den einzelnen Schwärmern. Der diſputirende Pfundtext — der finſtere Balfon. Dieſer erſcheint wieder, durch Weltſitte geadelt, im Gegenſatz zu Mac Briar — und dann alle noch gemähig(t) im Gegenſatz gegen Vielgrimm. Lächerliche Schwärmerey der Frau Headrigg. Der Gegenſatz gegen die Schwärmer, Deſpotismus, iſt nicht ſo ausgeführt. Der edle Evandale — der deſpotiſche Claverhouſe — der wilde Bothwell. Die Fabel einfach. Der Eingang anziehender als das Ende, doch der Grund davon liegt in der Natur des Stoffs. Lord Evandales Tod iſt herbe. Wäre nicht ein freundlicher Ausgang möglich geweſen? Die Liebe der Nebenbuhler ebenſo wenig lebendig als der Gegenſtand. Balfour — gigantiſcher Charakter. Schwärmer iſt er, ſo charakteriſirt ihn ſein Kampf mit dem Teufel.

7. The heart of Mid-Lothian.

Frauen, muſterhaft geſchildert, ſind die Hauptperſonen, die normale Tendenz des Stüks ſpricht ſich ziemlich lebhaft aus. Doch möchte man ihn nicht zu den beſten Romanen Scotts rechnen. Das Herz findet zwar viele Befriedigung, aber der Geiſt wird weder durch die Kraft einzelner Charaktere, noch durch kühneren Aufſchwung bey einzelnen Begebenheiten und Beſtrebungen, noch durch, in der Sphäre der Geſchichte gewaltig daher ſchreitende Geſtalten erhoben, jenes höhere Intereſſe wie bey Robin und Waverley fehlt hier ganz. Uebrigens iſt dieß keine Rüge. Der Dichter wollte nicht mehr als unſer

freundliches Intereſſe für die freundlichen Geſtalten in ihrer kleinen Sphäre immer wach erhalten — und dieß hat er erreicht. Dieſer Roman iſt ein Stillleben. Jenny Deans ſchreitet zwar über ihren weiblichen Wirkungskreis hinaus, indem ſie für das Leben der Schweſter, allen Gefahren, aller Unkunde zum Trotz nach London pilgert, dort für ſie zu bitten. Aber ſie bleibt nach wie vor die demüthige, weiblich fromme Jenny. Sie iſt der ausgezeichnetſte Charakter. Sie iſt ſich immer gleich treu und in der Wirklichkeit erhalten. Effie, die Schweſter, ſchön, feurig, wohlwollend, aber Unterthan ihrer Eitelkeit und Neigungen — Leichtſinn, in wenigen Zügen in tadelnswertem Liebreiz. In dem Wechſel von Unbeſtändigkeit und Feſtigkeit bleibt ſie ſich immer gleich. Der alte Deans, Puritaner, ein lebendes Bild.

Robertſon, kühn, unternehmender Jüngling, treu, klug, mißtrauiſch, ſtolz bey verändertem Glück. In ſein Inneres dürfen wir nicht ſchauen. Mit dem ſchärfſten Blik hat der Dichter ſeine Sinneswandlung gezeichnet.

Magda Wildfeuer, die Wahnſinnige, iſt ſehr richtig berechnet.

Der ſchlaue Dieb Radcliff und der fromme Buttler ſtehen ſich gleich in guter Charakteriſtik. Auch die Edinburger Bürger ſind ſehr gut gezeichnet, beſonders bei der Hinrichtung, ebenſo der blödſinnige Laird.

8. The Monastery, verſpricht von Anfang an ſehr viel und wird am Ende ſehr ſeicht. Viele finden den Eingang zu lang. Er iſt es aber nicht. Wie treffend und freundlich ſind die Kloſterſcenen. Gleich zu Anfang treten zwei Mitglieder des Kloſters charakteriſtiſch hervor. Wie liebenswürdig der fröhliche, offene Abt! Wie kräftig im Gegenſatz der mehr als verſtändige Subprior Euſtach, und wie rührend die Aeußerungen herber Wehmuth im Munde dieſes hinfälligen Helden! Aber dieſe lebhafte Theilname verſchwindet allmählich, er tritt zurück in den Hintergrund und kein anderer Charakter für ihn auf. Halbert und Eduard Glendi von Anfang wenig geſondert; ſpäter erfährt man von letzterem ſehr wenig, der erſtere ſchlägt um, man weiß nicht wie. Shaſton: Charakteriſtiſch, aber zu breit, trägt viel zur Langeweile des Ganzen bei. Julian v. Avenel, roher Raubritter, weder neu noch intreſſant. Heinrich Warden nur ſkizzirt.

Die Erſcheinungen der Feenwelt ſind übel behandelt.

9. The Abbot. Fortſetzung des Vorigen. Kein in ſich abgeſchloſſenes Ganze. Offenbar haben den Dichter nur einige Scenen intereſſirt, und dieſe hat er trefflich ausgemalt, das übrige, was zur Rundung des Romans gehört, hat er mit magern Worten hinzugefügt. Kann man ihn zu ſtrenge tadeln, daß er über dem reizenden Bild der unglücklichen Königin die übrigen vergißt? Man kann nicht ſagen, daß er ſubjectiv geworden, denn er vergaß ſich ſelbſt in der Beſchauung einer außer ihm liegenden Erſcheinung. So finden wir denn ſtatt der Fortſetzung die Geſchichte des ſiegenden Proteſtantismus, die Beſchreibung der erſten Gefangenſchaft, Befreiung und Flucht der Königin Maria. Aber wie herrlich iſt dieſe Zeichnung gelungen! Er hat ſie keineswegs

idealisirt, Maria erscheint in ihrer menschlichen Natur, mit manigfachen Schwächen und Eitelkeit behaftet, leichtsinnig, bitter sarkastisch; aber dennoch hat der Dichter es verstanden, einen solchen Zauber poetischer Anmuth über sie auszugießen, daß wir mit innigem Wohlgefallen auf das Bild der Unglücklichen blikn, obgleich wir uns dabey ihre Mängel nicht verbergen können. Abgesehen von ihrer Schönheit, muß ein Weib von diesem Verstand und Witz jedermann fesseln, auch wenn er sich gesteht, daß es nur verderbliche blendende Gaben sind, welche zum Unglük ihrer Gebieterinn beytragen. Schillers Maria dagegen gehalten möchte nicht ganz historisch treu erscheinen. Aber sie ist es doch, denn seine Maria ist nicht mehr die jugendlich fröhliche, sondern eine Gramgebeugte, entthronte Bewohnerin eines Kerkers, in welchem ihr beständig „König Darnleys blutiger Schatten" erschien und zur Buße mahnt.

Aus diesem schönen Versehen wird es sehr entschuldigt, daß wir im Abt den eigentlichen Roman vergessen. Zugleich erklärt sich daraus, warum der Dichter eine historische Person zum Helden des Romans machte. Die Helden des Klosters treten in Hintergrund und erscheinen nur als Einfassung des neuen Gemäldes.

Auch außer den Scenen, in welchen wir die unglückliche Maria auf Lochleven bewundern, sind einige gelungen, wohin vorzüglich die Neckereyen zwischen den Edelknaben und Katharina Seyton zu rechnen sind. Der finstere Schwärmer mit seinen Prädestinationen erregt Schauder. Der wilde Seyton steht in wenigen Zügen treu vor uns, die Verwechselung zwischen ihm und seiner Schwester ist so täuschend, daß sie auch den Leser bis ans Ende trügt.

10. Ivanhoe. Der Zeit nach der erste, aber nicht gerade der beste. Zwar ist die Fabel abgerundet, einige Scenen trefflich, gleicht aber mit ihren Episoden und dem Schmuck etwas zu sehr den Ritterromanen der verflossenen Decennien, die Scenen stehen oft auch so steif nebeneinander als die getrennten Volksstämme. Das Studium der Geschichte blikt auch oft zu nakt hervor. Sehr zu loben ist übrigens: Die großartigen Charaktere und die auffallende scharfe Individualisirung derselben. Doch ist alles zu schroff abgeschnitten. Wahr ist es, der Templer ist ein riesenhafter Charakter, der, wenn ihn die Sinnlichkeit nicht hinderte, weit seine Zeit überflöge; so auch die übrigen Normännischen Ritter, trotz ihrer Verworfenheit.

Cedric und Adelstan leben. Im Juden erscheint der potenzierte Begriff eines Juden. Aber — je schärfer in allen diesen Gestalten die Züge des Geschlechtes und Standes gehalten sind, um so mehr muß es verwundern, in Rebecca, statt eine Jüdin, ein über allen Begriff idealisirtes weibliches Wesen zu finden, welches mit individueller Seelenstärke, aufopfernder Großmuth, auch von allen philantropistischen Ideen unseres und des vergangenen Jahrhunderts durchdrungen ist. Sie ist ein Gebild der Einbildungskraft, kein menschliches Wesen.

Vortrefflich iſt auch Prinz Johann, der künftige Johann ohne Land. Leichtſinn und Wankelmuth, beſonders in der Turnierſcene. Beſonders aber iſt die Auffaſſung Richards, dieſes merkwürdigen ritterlichen Königs zu loben. Sein Erſcheinen beym Bruder Klauſner iſt eine der gelungenſten Scenen, ſo auch der Niederländiſche Auftritt unter den Geächteten und Sachſen.

11. Kenilworth, ſpielt in den gefeierten Zeiten der Eliſabeth, es iſt durchaus dramatiſch. Keine Geheimniſſe ſpannen, aber überall draſtiſche Entwicklung, die unſere Aufmerkſamkeit von Scene zu Scene mit fortreißt, bis nach der naturgemäßen Progreſſion das ergreifende Drama ſich ſchließt.

Am vorzüglichſten ſind die Charaktere der Eliſabeth und Varney. Jene ein großes Weib, eine würdige Königin. Zeichnete aber dieſen nicht ſo große Abgeſchliffenheit aus, ſo würde er zu ſehr einem Franz Moor gleichen. Leſter, Nahleigh, Blunt, Forſter treten lebendig auf. Emmi wenig, aber liebreizend gezeichnet. Offenbar ſchwebt ihm Klärchen und Egmont von Göthe vor.

12. The Pirathe. Scene, die nebelumhüllten Schettlandsinſeln. Bewohner Däniſche Ablömmlinge. Die Fabel iſt dürftig wie der Boden dieſer Inſeln. Die beyden erſten Theile dienen nur dazu, uns die Natur und Verhältniſſe der Schettlandsinſeln bekannt zu machen, und die einzige Handlung in beyden erſten Theilen iſt ein Gaſtmahl. Die beyden Schweſtern ſind ſehr lieblich geſchildert. Aber warum verpflanzt er ſie nicht auf einen andern Boden? Sie ſo gut, als der redliche Trinker Magnus Troil, Klaudius Gaſtro, und Cleveland hätten an jedem andern Geſtade ebenſo gut wohnen können. Ebenſo die Wetterhexe Norna.

Beſſer hätte der Verfaſſer gethan, das ganze, beſonders wegen Norna, märchenhaft und mythiſch zu erzählen.

Kritik.

In dem folgenden Kunſtbericht aus Paris ſchildert Hauff die Triumphe der Henriette Sontag bei ihrem Gaſtſpiel an der Italieniſchen Oper, das vom 15. Juni bis zum 22. (23.?) Juli dauerte.

Henriette Sontag, geboren zu Koblenz 1805, war eine Schülerin der Wiener Sängerin Fodor und feierte auch in Wien am Kärnthnertortheater ihre erſten Triumphe, kam dann 1825 nach Berlin und ging am 30. Mai 1826 nach Paris mit der Abſicht, eine Anſtellung an der Italieniſchen Oper zu erlangen, was ihr auch gelang, ſo daß ſie bei ihrem Wiederauftreten in Berlin, worüber der Geſellſchafter in ſeiner Nr. 150 vom 20. September 1826 berichtet, mit geteiltem Beifall empfangen wurde, indem die Berliner ihr ihren Weggang als Treuloſigkeit verübelten. Im folgenden Jahr, 1827, verließ ſie Berlin und trat ihr Engagement in Paris an. Sie verheiratete ſich 1828

mit dem Grafen Roſſi, ging auch noch nach England und ſtarb 1853 in Mexiko. Vrgl. Holteis Einakter: „Die deutſche Sängerin in Paris.“

Abendzeitung Nr. 151 und Nr. 152, Montag, am 26. Junius 1826 und Dienſtag, am 27. Junius 1826.

Demoiſelle Sonntag in Paris.[1])

„Paris fing ſeit einigen Tagen an, etwas langweilig zu werden, weil ihm intereſſanter Stoff zum Geſpräche mangelte. Die Griechen hatten den erſten Reiz der Rührung nach und nach verloren; wenn man auch noch viel für ſie thut, man ſpricht weniger davon, als einige Wochen früher; Carl Maria v. Weber hatte innige Theilnahme erregt, war aber ſchon zuvor bei Erſcheinen ſeines Robin ſo durchgeſprochen worden, daß man jetzt bald über ihn wegging. Die ſchöne Engländerin, eine Dame, die ſich alle Abende verſchleiert auf den Boulevards ſehen ließ, von der aber niemand gewiß wußte, ob ſie ſchön oder eine Engländerin ſey, die aber von den neugierigen Pariſern dazu gemacht wurde, hatte Hunderte herbei gelockt; man hatte die Grazie ihrer Bewegung, die Majeſtät ihres Ganges, den wunderſchönen Seidenzeuch ihres ſchottiſchen Kleides, den reichen, geſchmackvollen Faltenwurf ihres Schleiers bewundert, geprieſen, durchgeſprochen; es kamen ſogar viele Damen nur dieſer Erſcheinung wegen auf die Boulevards und die Stuhl-Vermiether machten große Geſchäfte in Sous. Aber auch dieſe blendende Erſcheinung ging vorüber, und nachdem man einige Abende ſich damit unterhalten hatte, zu fragen: „Weiß noch niemand wer ſie iſt? Wo wohnt ſie? Hat ſie Equipage?“ ꝛc. — fehlte es wieder an einem intereſſanten Stoffe und nur hin und wieder tauchte noch der Name des Stutzers auf, der in der Extaſe auf der Stelle den Stuhl gekauft hatte, auf welchem einmal die verſchleierte Dame ſich niedergelaſſen.

Da gab auf einmal die Quotidienne den Artikel preis: „Demoiſelle Sonntag, eine in Deutſchland berühmte Sängerin, wird in den nächſten Tagen nach Paris kommen und in der italiäniſchen Oper auftreten.“

Gottlob! nun war doch wieder Stoff, reichlicher Stoff zum Geſpräche. — „Sonntag! Sonntag? Wie iſt mir doch? Las man nicht vor einiger Zeit in der Augsburger Zeitung (nicht dem Augsburger Wochenblatte, das in Paris verboten iſt, ſondern der allgemeinen Zeitung), las man dort nicht von dieſer Sonntag und Berlin und dem König etwas? Sagen Sie doch, wie war dieß?“ So fragte man in den Caffees und zu Hauſe. Man muß nämlich wiſſen, daß das Deutſche anfängt in Paris Mode zu werden. Unſere barbariſchen

[1]) „Um einen Beweis zu geben, wie ſehr wir uns der Triumphe des deutſchen Genius im Auslande erfreuen, eilen wir, dieſen Aufſatz hier ununterbrochen und ſo ſchnell als möglich mitzutheilen.“

Über das Auftreten der Sontag in Frankfurt auf der Heimreiſe von Paris hat Ludwig Börne im Morgenblatt 1827 (Nr. 306—309, 23.—26. Dez.) berichtet.

Laute, unsere noch barbarischeren Lettern werden von schönen Augen studirt, von schönen Lippen (komisch genug) ausgesprochen, und eine Dame bildet sich nicht wenig ein, wenn sie die Gazette de Augsbourg, die Allgemeine, auf dem Tische vor sich liegen hat und ihren Besuchen erzählen kann, was sie alles gelesen. Auch die Abendzeitung findet sich in einigen Zirkeln und die Damen lesen vorzüglich den Wegweiser, um nachher mit ihrer Kenntniß der neuesten deutschen Literatur brilliren zu können; die Theater-Kritiken werden oft zur Unterhaltung übersetzt und man findet sie deliciös.[1])

So geschah es, daß Dlle. Sonntag schon zuvor Theilnahme gefunden hatte, ehe man noch wußte, daß sie Paris besuchen werde; und so kamen jene Fragen: „Wie kam doch dieß, wie hing dieß und jenes zusammen?" Schön war es anzusehen, wie die Deutschen jetzt auf einmal im Preise stiegen. Einige junge Herren, die wenige Wochen zuvor von Berlin angekommen waren, ein ruhiges, bescheidenes Leben führten, bei Richard um 25 Sous zu Mittag aßen, in der Gesellschaft nie oder selten mitsprachen, aber ihrer blonden Haare und blauen Augen wegen hie und da von den Töchtern des Hauses gnädige Blicke erhielten — kamen ordentlich in die Mode.

‚Ei, Sie können uns wohl am besten Aufschluß geben über diese berühmte Dlle. Sonntag?' — fragt die Dame des Hauses, indem sie sich an die beiden jungen Männer wendet, die bescheiden erröthen. — ‚Es ist Herr Doctor Krizeler und Herr Doctor Wompen' — fährt sie fort, indem sie sich zur Gesellschaft wendet, — ‚deutsche Herren, die gerade von Berlin kommen.' — ‚O, das ist einzig, das ist köstlich! — hört man die jungen Damen flistern — erzählen Sie doch!' Und Dlle. Sonntag hat die beiden Leutchen glücklich gemacht, denn sie sind auf einmal aus ihrem Incognito aufgetaucht und ganz liebenswürdige, interessante Menschen geworden, und der Weg zu einer kleinen Intrigue mit einer der schönen Damen steht ihnen offen."

Hauff plaudert dann weiter davon, wie die jungen Berliner der Sontag Sympathieen gewinnen, indem sie jene Verleumdungen als nichtig nachweisen, wie aber ein tiefer liegender Grund des Interesses an der deutschen Sängerin in den musikalischen Parteien liege, in die Paris damals geteilt war, er spricht von dem Gegensatz zwischen der italienischen Partei, der des théâtre royal italien und Rossinis, und einer dieser entgegengesetzten, die man grade nicht ausschließlich die Partei der großen Opera nennen könne, da sie ihre Ägide teils vor Mozart, Gluck und andere alte Meister, teils vor die französische Musik halte. Es ist ein ähnlicher Gegensatz, wie er in Berlin einige Zeit vorher zwischen der Rossini- und der Weberpartei, welch letztere auch die nationale Musik auf den Schild erhob, tobte und wie ihn Heine dort anfangs der 20er Jahre erlebte. Die französische Partei wirft der italienischen vor, daß man

[1]) Dieser ganze Exkurs über die Zunahme deutscher Lektüre in Paris ist natürlich von Hauff geflunkert.

dort nichts anderes mehr mit Luſt gebe und zu geben verſtehe, als Roſſini: „Barbier und immer wieder Barbier und hie und da zur Abwechſelung la Gazza ladra!“ wird in den Blättern geklagt.[1])

Es ſei deswegen ein beſonderes Wagnis von der Sontag geweſen, grade die Roſina im Barbier zu ihrem erſten Debut zu wählen, zumal da dies eine Lieblingsrolle der Dlle. Cinti ſei, die fortwährend darin Triumphe feierte. Aber die Sontag, die ſo als eine Deutſche vor einem franzöſiſchen Publikum eine Italienerin in italieniſcher Sprache und Manier, in einem durchaus italieniſchen Stück zu beſiegen hatte, habe die Ehre der deutſchen Waffen gerettet, indem der Erfolg ihr vollſtändig Recht gab.

In der Vorſtellung hörte man allerdings ſehr viel Deutſch, und dieſes zahlreiche Kontingent von Landsleuten half natürlich dazu, den Triumph vollſtändig zu machen. Es wird im einzelnen die Erwartung bis zum Auftreten des berühmten Gaſtes, die Eingangsſcenen, ihr Erſcheinen beſchrieben; dieſe Schilderung erinnert an den Eingang der Novelle „Othello“ und zeigt Hauff als regen Theater- und Muſikfreund. Wie die Sängerin bei der Briefſcene eine Nüance gibt, die das Entzücken der Pariſer erregt, wie die Pariſer ſogar das ihnen ungewohnte Schweben des Körpers während des Vortrages der Solos (sic) ſich als eine liebenswürdige pikante Neuheit zur Abwechslung gefallen laſſen, während bei ihnen die Aktion nicht von dem perpendikulären Schweben des Körpers, ſondern von der runden Bewegung der Arme ausgehe. Man ſieht, wie genau Hauff beobachtet und wie ſcharf er ſolche Unterſchiede erfaßt. „Dlle. S.“, ſo ſchließt er ſeinen Bericht, „iſt das Tagesgeſpräch geworden und ich denke, wir können uns darüber freuen, daß endlich einmal eine Erſcheinung aus unſerm „kalten Deutſchland“ kam, die dieſen Franzoſen warm machte. Man wird erleben, daß man nächſtens weder an Trocadero-, noch an Trauerſchleier à la Missolounghi, weder an ſchottiſche Kleider, noch an Bänder à la Walter Scott denkt, ſondern nach Dlle. Sonntag eine neue Mode tauft. Und mit Recht. Denn, um mich eines Lokal-Ausdrucks zu bedienen, ‚Dlle. Sonntag hat ja furore gemacht in Paris‘.“

Aus den nicht als Hauptartikel, ſondern als „Korreſpondenzen oder Referate“ abgedruckten Beſprechungen der weiteren Gaſtſpiele der Sängerin hebe ich nur noch folgende zwei Stellen aus:

„Ich hoffe nicht, daß Sie ein Anti-Sonntagianer ſind?“ — läßt er einen Dilettante zu ſich ſagen, worauf er antwortet: „Im Gegentheil, ich war noch nie ſo andächtig als gegenwärtig; denn in Paris iſt es jetzt die ganze Woche Sonntag.“

---

[1]) Vergleiche Heines witzige Verſpottung Roſſinis, worin er grade auch mit dem Titel der diebiſchen Elſter Wortſpiele macht. Heine hatte in den Jahren 1821/22 in Berlin die Sontagſchwärmerei und den Antagonismus zwiſchen deutſcher und italieniſcher Muſik miterlebt.

„Aſchenbrödel hatte auch als Oper über alle ihre Schweſtern geſiegt und war zum Liebling des Publikums geworden."

Die weiteren Berichte erſchienen in folgenden Nummern der Abendzeitung von 1826: Wegweiſer im Gebiete der Künſte und Wiſſenſchaften, Nr. 56 (15. Julius 1826): II. La Donna del Lago. Don Giovanni.

Abendzeitung Nr. 190 (10. Auguſt), Nachrichten aus dem Gebiete der Künſte und Wiſſenſchaften: III. a) Cenerentola (Aſchenbrödel). 6.—21. Juli: b) Il matrimonio segreto.

Abendzeitung Nr. 191 (11. Auguſt), Nachrichten ꝛc.: Fortſetzung.

Abendzeitung Nr. 192 (12. Auguſt), Nachrichten ꝛc.: Fortſetzung.

Abendzeitung Nr. 193 (14. Auguſt), Nachrichten ꝛc. Beſchluß.

Entwurf einer Rezenſion. Nr. 1.

Grimm, Elfen-Mährchen. Beſonders iſt hier die Vorrede zu bringen. Treffende Bemerkungen über das Weſen der Elfen beygefügt. Sehr ſinnreich und gründlich. Die Ableitung des Namens Elfe alp. CXXVI Einleitung. Ungeſtaltheit? 13. Fingerhütchen, Aehnlichkeit mit dem Mährchen von Mauſe und vom buklichten Ritter. Sehr ergözlich iſt die Brauerey von Eierſchalen. Scene mit der glühenden Zange.

Berliner Converſationsblatt — Blatt für Poeſie, Literatur und Kritik. Sonnabend — Nr. 238 — den 1. December 1827.

Entwurf einer Rezenſion. Nr. 2.

Eremit, 2tes Heft. Die beſte Welt; ein geheimnißvoller Unglücklicher ſpannt ſehr; ein Brief Jungs an Fontenelle zeigt und ſteigert ſeine Geſinnung über die Welt und ihre Verhältniſſe. eintönig.

Die Zweikämpfe. Unnatürlich der Satz 10, den ein gemeiner Gaſtwirth über Erziehung ſpricht. 107a unten, unnatürlicher Satz „Warum mußte dieſe" — Schülerhaftes Zeug! 108b.

Secretair Gelaſino Grabe.

Taſchenbücher auf 1828.

(Nr. 92 des Literaturblatts vom Freitag, den 16. Nov. 1827, und Nr. 94 des Literaturblatts vom Freitag, den 23. November 1827.)

„Wir hatten heuer einen erträglichen Herbſt, wenn auch wenig, doch gehaltvollen Wein, nur bey den Taſchenbüchern iſt er ſchlecht ausgefallen, vielleicht nur, weil ihnen noch nicht, wie unſern Weingärtnern, von Polizeywegen verboten iſt, ihre Rufen drey Tage dem Regen auszuſetzen, um mehr an Quantität zu gewinnen, weil doch längſt nach der Qualität nicht mehr ſo ſtrenge gefragt wird. — Aber gerade darum, weil das Publikum ſo außerordentlich nachſichtig iſt, und Almanach um Almanach kauft, wenn nur der

Titel wohlklingt, das Titelkupfer anzieht, so ist Nachsicht genug geübt worden, und die Literaturzeitungen haben gar nicht nöthig, mit Versteckens zu spielen, sondern dürfen sich öffentlich ärgern, daß ein solcher Unfug in der Literatur und auf deutschem Gelehrten-Markt aufgeführt werden darf. Denn so jämmerlich ist es mit dem größten Theil der 360 Almanachsmitarbeiter und -arbeiterinnen beschaffen, daß jeder, dem von einer unwahrscheinlichen Hexengeschichte einmal geträumt hat, jeder, der es versteht, eine Chronik, mit Auslassung ungehöriger Stellen abzuschreiben und etwa seine beyden schönen Nachbarskinder hineinzuflicken, sich nicht nur für einen Van der Velde [Franz Karl] oder Scott hält, sondern auch seine „historische Novelle", d. h. sein Chronikstücklein in einen der 30 oder 40 Almanache abdrucken läßt, die es geben soll.

Damit aber keiner dieser Schwachen allzuempfindlich sich getroffen fühlte, wenn wir jetzt anfingen, z. B. dieser T. oder dieser B., so gehen wir lieber zu einem Almanach über, den solches gerade gar nichts angeht. Ohne dies gebührt Ludwig Tieck schon der Ehre wegen die erste Stelle. Also:

Taschenbuch für 1828, herausgegeben von L. Tieck. Berlin, Räumer.

Nach seiner genialen und doch so bequemen Weise führt uns Tieck in der ersten Novelle — doch wir sehen so eben im Meßkatalog, daß dieses Taschenbuch unter den zukünftigen Schriften aufgeführt, also noch nicht fertig ist; es wäre daher höchst indiskret von uns, Tiecks Novellen, ehe sie noch gedruckt sind, rezensieren zu wollen.[1])"

Den Rest der Besprechung, die nunmehr auf Einzelheiten eingeht, lasse ich weg, doch bemerke ich, daß darin die Selbstkritik der „Letzten Ritter von Marienburg" enthalten ist.

Wilhelm Müller und Wilhelm Hauff.[2])

(Morgenblatt 292, 6. Dezember und 293, 7. Dezember 1827.)[3])

Die Tasche möchte ich wohl sehen (so schrieb W. Hauff wenige Wochen vor seinem frühen Tode), welche die ganze Schaar der Taschenbücher auf

---

[1]) Eine kleine Teufelei Hauffs, die freilich schlecht zu dem Brief an Tieck vom 30. März desselben Jahres paßt und offenbar dessen nachgrade monoton gewordene Manier geißeln sollte.

[2]) Die im Eingang des Artikels mitgeteilte Plauderei Hauffs, die wir hier wiedergeben, ist wohl eine schließlich nicht benutzte Einleitung zu dessen Artikel „Über die Taschenbücher auf 1828" im Literaturblatt Nr. 92 und 93 (16. und 23. November 1827). Gezeichnet ist der Artikel am Schluß mit A. B.(ättiger).

[3]) Motto: Der Schmerz wird neu, es wiederholt die Klage
Des Lebens labyrinthisch-irren Lauf,
Und nennt die Guten, die um schöne Stunden
Vom Glück getäuscht, vor uns hinweggeschwunden.

1828 faßte! Da liegt sie vor mir, die kleine Bibliothek, und es war ein Sack und keine Tasche, worin man mir die 28ger gebracht hat. Womit soll man nun beginnen? noch sind die 6000 Blätter, die nach einer billigen Schätzung diese Schaalen enthalten, mit Gold verklebt, und es ist eigentlich grausam, daß man das schöne polirte Gold auftrennt.

Schon der erste Blick auf diese zwey Dutzend buntgefärbter Büchlein erregt allerley Gedanken. Einmal: wird denn in der That in Deutschland so viel gedichtet? und — wird denn auch wirklich so viel gelesen? Die erste Frage beantwortet sich durch sich selbst. Es sind in diesen Almanachs die Erzeugnisse von zweyhundert deutschen Dichtern und — Halt! sollte Deutschland gegenwärtig zweyhundert Dichter haben, und doch wäre die Theilnahme so groß, die Trauer wirklich tief empfunden, wenn einer oder der andere stirbt? Als wir vor einigen Wochen den Tod des trefflichen Wilhelm Müller vernahmen, als man klagte, wie unendlich viel mit ihm zu Grabe gehe, wie Herrliches ihn überlebe, da hätte ich mir nicht träumen lassen, daß wir zweyhundert Dichter besitzen; da ist also nur einer aus M. ausgefallen und wir haben noch Maltitz, Maßmann, Miltitz, Mosengeil und mehrere Müller und — Müllner. Ach, freylich sind wir trefflich assortirt von A—Z; aber unter uns gesagt, es wäre mir lieber gewesen, es hätten aus jedem Buchstaben ein Paar andere zu schreiben aufgehört, ehe jener liebenswürdige und erheiternde Sänger verstummte. —

„Also findet doch unter jenen Zweyhundert einiger Unterschied statt und W. Müller war etwa in einer der ersten Klassen?" — Er selbst hat eine für sich gebildet; er hielt eine kleine Schenke in einem schöngelegenen Weingarten, und so viele Wirthshäuser und vornehm scheinende Hôtels umher waren, er hatte doch unter allen die beste Kundschaft, denn er hielt seinen Wein lauter und ächt, und wer etwas ausgezeichnet Gutes versuchen wollte, kehrte bey ihm ein. Ich wüßte keinen, so viele sich auch in seiner Weise versuchen, keinen, der ihn uns ersetzen könnte. — „Aber, was treibt denn die Schaar der Uebergebliebenen?" — Sie bemühen sich, diese Büchlein mit Erzählungen und Novellen zu füllen. Einige davon geben sich auch mit kleineren Gedichten ab. Alle oder die meisten sind bey diesen Taschenbüchern angestellt, einer oft bey drey bis vier, und jeder muß seine Aufgabe fertig machen. Ich kam vor einiger Zeit zu einem meiner Freunde, der auch bey einigen dieser Institute beschäftigt ist; ich fragte ihn, was er jezt eben arbeite. „Ich schreibe eine Novelle für die Rosen," gab er mir seufzend zur Antwort. „Armer Freund!" sagte ich, „Du gehst auf schlechten Wegen, wenn Du nicht für Dich, sondern für die Rosen schreibst; diese Morgenstunden hast Du dann für einiges Geld verkauft und Deine Arbeit — denn sie nennen es jezt arbeiten, nicht dichten — Deine Arbeit ist vergänglich wie jene Rose."

Diese Almanachsliteratur hat mich nie sehr angezogen. Gute Gedichte, die man dort liest, halten sich über der Flut der Zeiten und kommen nach

einigen Jahren unter anderer Gestalt vor das Auge. Aber was ist denn jezt so eigentlich der Hauptcharakter dieser Büchlein?

Ihr Hauptcharakter? nun das ist eigentlich der, daß sie gar keinen Charakter haben, und wie bey zweydeutigen Menschen dieser Art fragt man besser, was ist jezt eben ihre Richtung, ihre Hauptbeschäftigung?

„Nun und diese?" —

„Diese besteht jezt in einer sonderbaren Erzählungsweise, die sie Novelle nennen, und doch wollte ich wetten, von allen jenen, die in dieser Form sich versuchen, sind nur Wenige, die über die innere Natur dieser Erzählungsart und über die Gesetze ihrer Form nachzudenken sich die Mühe nehmen. In unserer Jugend, wo wir so gerne Erzählungen von Huber, Lafontaine und anderen lasen, bestand die Hauptaufgabe und der mächtigste Reiz der Erzählung in einer guterfundenen, interessanten Geschichte; die inneren Verhältnisse mußten gut geordnet, der Faden gleichmäßig und zart gesponnen seyn, und es kam darauf an, die Verirrungen oder die Höhen des menschlichen Herzens nachzuweisen, weniger wie es sich in Empfindungen und Worten, als wie es sich in überraschenden und anziehenden Verhältnissen zeigt und ausspricht. Jene Art von Erzählungen hatten noch das Angenehme, Bequeme, ich möchte sagen Kindliche des Vortrags an sich. Es wurde in der Erzählung selten gesprochen, desto mehr gedacht und gehandelt. Daher konntest du auch mit ein wenig Aufmerksamkeit und Gedächtniß eine solche Erzählung in jeder Gesellschaft in derselben Ordnung wieder vortragen, wie du sie gelesen hattest, denn sie war schon ursprünglich so geordnet und eingerichtet, wie etwa ein Reisender eine Geschichte, die sich da oder dort zugetragen, erzählen würde. Eine der trefflichsten Dichtungen dieser Art ist das Fräulein von Scuderi von Hoffmann, und die Theilnahme, womit man dergleichen Erzählungen noch immer liest, beweist mir, daß der jezt herrschende Geschmack vorübergehend seyn werde. — Hast du Tiecks Novellen gelesen?"

„Einige, z. B. die Gemälde, musikalische Leiden und Freuden, Dichterleben."

„Gut; könntest du sie etwa wieder erzählen, in derselben Ordnung, wie der Verfasser sie zuerst erzählte?"

„Unmöglich; zwar steht das Bild, das sie in mir zurückgelassen, hell und klar vor meiner Seele, die einzelnen Figuren, die er so scharf und bestimmt zu zeichnen wußte, leben in mir als Bekannte, die Sätze, welche durchgesprochen wurden, stehen fest in meinem Gedächtniß und sogar von der eigenthümlichen Melodie der Gespräche ist etwas in meinem Ohr geblieben, aber — dennoch wäre ich nicht im Stand, einem Dritten eine Tieckische Novelle wieder zu erzählen, denn das Gerippe nur, nicht den seelenvollen Körper, nicht das Gemälde mit seiner Farbenpracht, sondern nur den schmalen Rahmen, der es einfaßt, könnte ich beschreiben." „Und wohl aus demselben Grunde, weil du kein Schauspiel erzählen kannst. Jene Novellen haben das einfache Gebiet der

Erzählung verlaſſen und ſich dem Drama genähert, oder um es anders zu ſagen, im Geſpräch entwickeln ſich jetzt die Charaktere von ſelbſt, deren Entwicklungsgang uns ſonſt nur angedeutet oder beſchrieben, erzählt wurde. Dieſe Manier, in welcher ſich jener Meiſter, der ſie für ſich erſchaffen, mit großer Umſicht und Sicherheit bewegt, haben nun alle unſere Almanachsdichter mehr oder minder angenommen; ſie iſt Mode geworden. Du kannſt Dir aber kaum denken, wie linkiſch ſie ſich dabey benehmen. Der kleine Raum ſolcher Büchlein, die oft vier bis fünf Novellen enthalten ſollen, geſtattet jedem Einzelnen nur enge Gränzen. Nun ſoll die bequeme Sprachweiſe des größern Romans in dieſen Novellen mit kurzer, ſcharfer Zeichnung der Charaktere verbunden werden; auf achtzig Seiten ſoll nicht nur viel geſchehen, ſondern auch vieles wörtlich verhandelt werden, man will nicht von dem Autor ſich erzählen laſſen, Hans und Kunz haben dieß oder jenes gedacht, ſondern Hans ſoll es Kunzen ausſprechen, was er gedacht, und Kunz ſoll dieſen Ausſpruch anfechten, fortſetzen und alſo ſeinen Charakter zeigen. Bey dieſem allem ſoll die Novelle noch die innere Einheit der Theile, die Rundung und den gleichmäßigen, ſichern Gang der früheren Erzählung haben."

„Und dieß verſtehen alle jene zweyhundert Novelliſten?"

„Ach, das gerade iſt ja der Jammer, daß ſie ſich nicht darauf verſtehen, jene Forderungen zu befriedigen, und dennoch Novellen ſchreiben!"

An allen angeführten Schwierigkeiten, worunter ſelbſt die Beſſeren erliegen, haben unſere Novellenſchreiber nicht genug. Seit Sir Walter auf dem Dudelſack hiſtoriſche Romane vorſpielte, zwitſchern auch die Deutſchen dieſe Melodien, und die Mode will, daß auch die Novellen hiſtoriſch-romantiſch ſeyn ſollen. So muß nun in dem engen Raum einer ſolchen Novelle auch ein Stück der Weltgeſchichte oder der Chronik aufgeſpielt werden, und die redenden Figuren, die den armen Novelliſten ohnedieß Mühe genug machen, müſſen auch noch hiſtoriſche Leute ſeyn und in dem gehörigen Koſtüme auftreten.

„Welch jämmerliches Treiben!" rief ich. „Warum ahmen denn alle jene Herren und Frauen nur fremde Formen nach, ſtatt ihren Ruhm in Natürlichkeit, in Neuheit der Erfindung, in Originalität des Entwurfs und der Zeichnung zu ſuchen? Dieſes Streben kömmt mir faſt ſo ſchülerhaft und kleinlich vor, wie der lateiniſche Unterricht unſeres Lehrers, der uns bald eine Aufgabe in dem Styl des Tacitus, bald in dem des Salluſt oder des Cicero zu überſetzen gab, und unwillig zu rufen pflegte: Das iſt nicht Ciceroniſch, nicht Salluſtiſch, nicht à la Tacitus."

„Bedenke, was du verlangſt," erwiederte der Freund. Beynahe jede nahmhafte Buchhandlung gibt ein Taſchenbuch heraus; wo willſt du nun Leute genug finden, die für zwanzig Almanachs lauter Neues und Treffliches ſchreiben? Dieſer Literatur hat ſich jenes zahlreiche Gefolge der großen Dichter bemächtigt, das in Abweſenheit der Herren die Meiſter ſpielt, ihre Manieren

nachäfft, vornehm thut, und ſich mit Graf, Miniſter, Baron, General bekomplimentirt, obgleich es ſammt und ſonders die Livree nicht verläugnen kann. Seyen wir billig, laſſen wir ſie ihr Weſen treiben, ſie leben davon."

„Aber die Ehre der deutſchen Literatur —"

„Kann von dieſem Heer weder gefährdet noch gehoben werden. Siehe, alle die Sonnenſtäubchen, die ſie aus den ewigen Strahlen beſſerer Meiſter zuſammengehaſcht haben, verweht der Wind, und nach ſechs, acht Jahren iſt das Gedächtniß dieſer Kleinmeiſter verwiſcht. Nur das iſt zu bedauern, daß unſer gutes, ehrliches Volk dieſe tauben Nüſſe für Aepfel aus den Gärten der Hesperiden hält, und daß wohl noch mancher Herbſt vorübergehen wird, bis ſie ſich an dieſem halbreifen Obſt ſo überſättigt haben, daß Niemand mehr kaufen und folglich Niemand mehr ſchreiben wird. Die Beſſeren werden ſich dann aus der Menge heraus finden, und ihre Werke werden es ſeyn, womit ſich am Chriſtabend und Neujahr die Liebe und die Freundſchaft beſchenken."

Aus der Beſprechung des Taſchenbuchs für Damen auf das Jahr 1828.

Literaturblatt 1827, Nr. 100 (14. Dezember).[1])

(Das Taſchenbuch war mit 10 Kupfern nach engliſchen Originalen geſchmückt.) Mit Recht wählt der deutſche Herausgeber das gleichſam mit Geiſterhand uns berührende Bild, „wo Todte leben in der Schweſter Traum", wo drey früher verſtorbene Schweſtern in ätheriſcher Klarheit zur noch lebenden Schweſter, die ins neue Jahr hinüberſchlummert, herabſchweben, den Sister's dream, zum Titelblatt.[2])

---

[1]) Taſchenbuch für Damen. 5 fl. 24 kr. XXVI und 454 S. 3 Thlr., 4 g. Gr. Enthält 10 engl., von den beſten Meiſtern geſtochene Blätter, meiſtens ernſte und heitere Charakterſcenen vorſtellend und mit einem ausführlichen Text verſehen.

30 Bogen: 1. Die Neugierigen, Novelle von G. Döring.
2. Columbus, von G. Schwab.
3. Stammbuchblätter, von M. Beer.
4. Venus in Rom, Novelle von W. Alexis.
5. Zwölf Sonette von E. v. Schenk.
6. Der Turm mit ſieben Pforten, von Graf Platen.
7. Geſang der Würtemberger, von Matthiſſon.
8. Des Neckars Treue, Romanze von E. Grüneiſen.
9. Das Gaſtmahl des Theoderich, von Streckfuß.
10. Das Bild des Kaiſers, von W. Hauff.

[2]) Hauff begleitete dieſes Bild mit dem jetzt an der Spitze der Gedichte ſtehenden Gedicht „Der Schweſter Traum", das demnach der Zeit der Entſtehung nach ungefähr das letzte ſeiner Gedichte iſt.

[Nr. 2 ſtellt ein verſchämtes Mädchen dar, wie es ſich beim Juwelier den Brautring ausſucht.

Nr. 3: The Bridal Morning, der Hochzeitsmorgen.

Dieſe 3 Bilder wurden in eine innere Beziehung zueinander gebracht.

Ein anderes Bild hatte zum Gegenſtand „Die ſiebente Plage von Egypten, wie Moſes die prachtvolle Nilſtadt mit Hagel und Feuer überſchüttet. Hauff begleitete es mit folgenden Worten:]

„Immer neue Schaaren ſtürzen ſich dem Obdach dieſes Rieſentempels zu. Wenn ſich unſre Leſer die Mühe geben wollen, dieſes Blatt durch ein großes Vergrößerungsglas zu betrachten und die menſchlichen Figuren einzeln zu muſtern, ſo werden ſie deren in dieſem kleinen Raum mehr als Hundert zählen können, die Geſtalten der ägyptiſchen Mythologie ungerechnet, die der Künſtler (an den Sockelfrieſen und Architraven) ebenſo treu gezeichnet hat, als er ſie ſinnreich benützt, einen erhabenen Gegenſatz anzudeuten."

Fragmente und Entwürfe.

Beim erſten der hier folgenden Entwürfe iſt nicht ganz klar, ob er eine Skizze zu einem Charakterbild Cäſars oder nur eine Paraphraſe von Cäſars Rede in Salluſts Darſtellung der Catilinariſchen Verſchwörung iſt. Ich reihe das von Hauff ſelbſt nicht näher bezeichnete Stück hier ein, weil es an dieſe Stelle noch am ehſten paßt.

Bey Cäſar iſt beſonders Rückſicht zu nehmen auf ſeine Verhältniße. Es läßt ſich aus dieſen ſchließen, daß er wohl ein geheimes Intereße für die Verſchworenen haben mußte, wenn er auch nicht mit ihnen verbündet war. Die Nothwendigkeit mochte ihn dazu zwingen. Er hatte große Summen an das Volk verſchwendet durch prächtige Gaſtmähler, durch glänzende Spiele ꝛc., um ſich ſeine Gunſt zu verſchaffen. So war er in große Schuldenlaſt gekommen, hatte aber dadurch einen Gipfel der Größe erreicht, wo er als Liebling des Volkes, wenn eine Revolution ausbrach, die höchſten Wünſche erreicht haben würde. Er konnte alſo und mußte eine Umwälzung des Staates wünſchen. Wenn nun die Verſchworenen verurtheilt würden, ſo mußte er fürchten, daß dadurch das Complott zu Rom(?) aufgelöſt werde. Er ſelbſt konnte dieſes damals nicht zuſammenhalten, weil er ſich das Anſehn geben mußte, als ob er gegen ſie. Aus dieſem ließe ſich nun einesteils das Widerſprechende in ſeinem Votum erklären. — Einzelne Züge darin kann man aber nicht blos auf eine Theilname an der Verſchwörung zurückführen, ſondern man muß ſie ſeinem Charakter beilegen. Er verachtete die gemeine Meinung und ſezte ſich kühn über das alltägliche hinaus. Mit dieſer

Gesinnung spricht er über den Tod. Bey ihm war schon lange der Glaube an ein Leben nach dem Tode und daher auch an eine Strafe nach ihm verschwunden. Er hatte Nachsicht und Schonung gegen die, die anders gesinnt waren, als er; daher drückt er sich auch so sanft gegen Silanus aus; seine Ehrliebe mochte ihn auf die Würde aufmerksam machen, die nicht zu verletzen sey. Er will seinen Vorfahren nicht nachstehen in der Behauptung von Ehre und Ansehen. Deßwegen weißt er auf die Väter, deßwegen spricht er so eifrig gegen Zorn und Rache.

Anfang einer nicht ausgeführten Erzählung.

In Baden-Baden waren am Anfang Junis noch sehr wenige Gäste versammelt; das schlechte Wetter, das sich jetzt erst aufzuklären begann, hatte viele abgehalten; manchem mochten auch die späteren Monate gelegener seyn, weil sich an die spätere Saison sogleich eine Herbstreise anknüpfen ließ. Unter den wenigen Gästen befand sich auch der Landrichter von Wasserburg mit seiner Frau und seiner Nichte. Der Landrichter kam, um hier einmal wieder die Welt zu sehen; die Frau Landrichterin, um ihre sterbliche Hülle auszubessern; die Nichte hatte verschiedene bey weitem wichtigere Zwecke. Es war in Wasserburg, das bekanntlich in Baiern liegt, schon seit sie confirmirt war, also etwa seit drei Jahren, von der Reise nach Baden-Baden die Rede gewesen. Schon das Vorhaben, eine so kostbare Reise zu unternehmen, hatte einen eigenen Nimbus um die Familie verbreitet. Das erste Jahr, als sie nicht zu Stande kam, sagte der Landrichter: Der Minister Rosenfarb, mein Specieller, wird heuer nicht dort seyn, was nüzte es mich also hinzugehen; das zweite Jahr war die Frau Landrichterinn zu schwach; schlechte Leute sagten, Madame habe beidemal den Baden-Badener Sparpfennig vorher verspielt. Dieser Sommer war unabänderlich zur Reise festgesezt. Rathie, die Nichte, sonst auch Kätterle genannt, fühlte wohl, daß sie einige Jahre lang von dem Baden-Badener Nimbus werde zehren können; das war ein Grund; der zweite war, sie hatte die Leihbibliothek von Wasserburg ganz durch und durch gelesen und

war dadurch in Liebe gekommen zu einem unbekannten Gegenstand. Die Practikanten und andere junge Wasserburger sahen ihr etwas zu gemein, nicht ideal genug aus; in Baden-Baden hoffte sie das Urbild zu finden, und das war der zweite und Hauptzweck.

So oft daher die Familie zusammen auf der Promenade spazieren gieng, schaute die Richte Rathie rechts, schaute links um, nach dem Ideal zu fahnden. Wirklich schien um —

Fragment eines Märchens von Turandot.[1])

(Einzelnes Blatt) ihrem Leben nicht heirathen wolle? Der alte Herr Kaiser mochte ihr vorstellen was er wollte, er mochte ihr das harte Loos einer alten Jungfer (in?) China beschreiben, er mochte ihr die Annehmlichkeiten einer Kaiserin noch so glänzend darstellen, sie blieb bey ihrer frevelhaften Meinung, daß die Prinzen unverständige Leute seyen und heirathete nicht.

Als aber einst der Herr Altoum sehr krank darniederlag und zu sterben meinte, bath er sie ganz flehentlich, so daß ihr hartes Herz erweicht wurde. „Herr Vater", sprach sie, „weil ihr denn so ein gar großes Lamento habt so will ich nachgeben aber nur unter einer Bedingung. Wer um meine Hand anhält muß 3 Räthsel auflösen die ich (ih)m aufgebe. Löst er sie auf so möge er mein Herr und der Erbe Deines Reiches seyn, löst er sie nicht auf so mußt Du ihm laßen den Kopf abhauen." Der Kaiser freute sich ungemein

---

[1]) Gewöhnlich wird die Sammlung von Tausend und eine Nacht als eine der Hauptquellen für die Märchen Hauffs angenommen. Doch konnte ich außer Namenanklängen (Fatme) und ganz allgemeinen Reminiszenzen keine Übereinstimmungen auffinden: Die Geschichte vom Geisterschiff, die ja auch Verwandtschaft mit der Geschichte vom Fliegenden Holländer zeigt, erinnert etwas an Sindbad den Seefahrer, speziell in dem Namen Bassora. Auch Die Geschichte von der abgehauenen Hand hat einzelne Entsprechungen in 1001 Nacht, ohne daß doch *eine* Erzählung durchgängig als Vorlage gedient hätte.

Auch für die nicht in orientalisches Gewand gekleideten Märchen dürften die Quellen schwer aufzufinden sein. So ist es mir z. B. nicht möglich, für die Höhle von Steenfoll ein schottisches Original nachzuweisen, ja, nicht einmal eine Lokalität desselben Namens konnte ich auffinden.

über die *Nachgiebigkeit seiner Tochter.* Die Bedingung kam ihm gar nicht schwer vor, denn in seiner Jugend hatte er allerhand anmuthige Räthsel und Charaden gew(u)ßt) (gerathen?) und aufgelöst und mit Freuden gab er sein kaiserliches Wort daß geschehen (solle?) wie Turandot begehrt habe. Die Freude über die Einwilligung seiner Tochter machte den guten Kaiser bald wieder ganz gesund; er ließ in alle Zeitungen, in den chinesischen Merkur, in den japanischen Reichsanzeiger, in den Mongolischen Beobachter, in die tartarische Allgemeine Zeitung kurz in alle guten Tagesblätter die zu selbiger Zeit in China und den Nachbarstaaten gelesen wurden einen Aufruf an alle Prinzen setzen unter den vorgeschrie—

Einzelnes Sonstige, was ich über Quellen und literarische Beziehungen der Märchen zu bemerken habe, füge ich hier nur als vorläufige Notizen bei

Die Personen treten aus den eingeschalteten Erzählungen heraus und in die Rahmenerzählung über, so Zaleukos, so Orbasan.

Kalif Storch scheint im wesentlichen eigene Erfindung zu sein, obwohl das Motiv der Verwandlung in Tiere durch einen Zauber und die Rückverwandlung in Menschengestalten durch einen Gegenzauber ja natürlich uralt ist.

In der Geschichte vom Geisterschiff klingen Schiffersagen, wie die vom Fliegenden Holländer und vom Klabautermann an.

In der Geschichte von der abgehauenen Hand findet sich außer dem Motiv der zeitweilig belebten Leichen (vergl. die Belebung der Statuen im „Steinernen Gast") auch das Motiv der Personenverwechslung durch ein einem andern gehörendes Kleidungsstück, wodurch der Held etwas erfährt, was nicht für ihn bestimmt ist, und was er sonst nicht erfahren würde. Ähnlich im Othello. Sonst echt hoffmännisch-grausig. Claurens Erzählung, der Grünmantel von Venedig, könnte auf die betreffende Figur eingewirkt haben.

Die Errettung Fatmes zeigt einige, aber schwache Ähnlichkeit mit der Geschichte vom Talisman in Voltaires Zadig.

Die Geschichte vom kleinen Muck. Die Figur erinnert an den Zwerg Nase. Die von selbst sich bewegenden Pantoffeln sind eine Variation der Siebenmeilenstiefel im Däumling. Im übrigen zeigt dieses Märchen Anlehnungen an das Volksbuch von Fortunatus (Fortunatus mit dem unerschöpflichen Säckel und dem unsichtbar machenden Wunschhütlein), das auch Raimund in seinem Barometermacher benutzte.

Das Märchen vom falschen Prinzen, vergl. G. Kellers „Kleider machen Leute".

Der Scheik von Alexandria. Jedenfalls ist es kein Zufall, daß grade in diese Erzählung der Frankenkaiser hereinspielt, da sie wahrscheinlich in Paris geschrieben ist.

Der Zwerg Nase, siehe oben über den kleinen Muck, zeigt auch Anklänge an Kalif Storch in den Verwandlungen. Hier ist es ein Wunderkräutlein, dort ein Pulver, das die Verwandlung bewirkt. Könnten wohl Haugs Epigramme auf Herrn Wahls große Nase auf dieses Märchen eingewirkt haben? Die Erwähnung der Hamburger Klößchen könnte darauf deuten, daß es in Hamburg geschrieben ist.

Zu Abner, der Jude, hat, großenteils wörtlich, als Vorlage gedient „Der Hund und das Pferd" (in Voltaires Zadig, 3. Kapitel), wie Mendheim in seiner Neuausgabe des 2. Märchenalmanachs (Verlag des Bibliographischen Instituts) nachweist.

Auch in Bodenstedts Roman „Die Falkensteiner" könnte man noch einen Nachklang dieser Geschichte finden, da im Eingang die Figur eines Juden vorkommt, der an Abner erinnert.

Der Affe als Mensch. Ganz unverkennbar ist die Abhängigkeit dieses „Märchens" von Hoffmanns „Nachricht von einem gebildeten jungen Mann" (Phantasiestücke in Callots Manier, 2. Teil, Kreisleriana, Nr. 4).

Außer dieser Hoffmannschen Erzählung kann auch das in der Mitte der 20er Jahre in Paris, Wien und Berlin bald als Melodrama, bald als Ballett, bis zum Überdruß gegebene Theaterstück vom Affen Jocko, der ein Kind rettet und dem Gouverneur Diamanten zuträgt, auf dieses Märchen eingewirkt haben.

Das kalte Herz. Titel und Idee erinnern an „das steinerne Herz" bei Hoffmann (Serapionsbrüder). Bei der Figur des Glasmännlein und des Holländer Michel hat Hauff wohl an die Elementargeister gedacht, wie sie als „Moosmännchen, Schrätlein, Waldschrat, Silvanel, wilde Männer" im Glauben des Volks, insbesondere auch der Bevölkerung des Harzes, leben. Einen Anklang an die Szene, wo Kohlenmunkpeter sich aus der Herzenkammer sein Herz wieder holt, finde ich in Heinrich Seidels Märchen „Der Wassermann" (in den Wintermärchen), wo der Wassermann die Seelen seiner Opfer auch in gläsernen Flaschen eingeschlossen hält und Gertrud unter Gefahren Konrads Seele befreit.

Entwurf zur „Sängerin".

1826.

Josephine wird von teutschen Aeltern in einer kleinen Stadt des Elsaß erzogen, ihr Vater ist Musiklehrer. Ein ihr fürchterl. Mann kommt alle Jahre, ihr Vater ist ihm Geld schuldig. D(ie) Schulden wachsen. Er macht Handel mit Mädchen und verk(au)ft

ſ(ein)e Tochter. Man ſagt ihr, man wolle ſie in ein Inſtitut bringen. Ankunft in Paris. ſi(e) bekommt 1 Zettel worinn ſi(e) gewarnt wird ſie ſeye in ſchlechten Händen. Flucht mit einem deutſchen Geſandten. Sie wird Sängerinn, Verhältniß zu dem jungen —. Der Vater wird es nie zu geben. Der böſe kommt, ſiehet ſie, ſucht ſie auf und ſucht ſie zu tödten. Ihr Ruf wird angegriffen, der junge Schu(—)lzried will brechen. Die Polizei legt ſich darein, ſie behauptet ihn an der Maske zu erkennen. D(ie) Redoute. Sch—lzried wählt ſ(ich) e(in) ſch(önes?) Koſtüm; er wird gefangen. Sacktuch mit eigener Parfümerie. Der Arzt wird zu einem Kranken geholt. Der Wirth ſagt er ſey ſchon längſt tot. D(er) Kranke verlangt ein Sacktuch. Ähnl. Stoff und Parfüm. Er wird befragt, geſteht. Der alte und junge Schulzried kommen dazu. er ſtirbt und hinterläßt bedeutendes Vermögen. heurathsanzeige im hamb(urgiſchen) Correſpondenten.[1])

Lichtenſtein.

Vorbemerkung.

Was mich zuerſt zu Hauff hingeführt und mich beſonders für ihn eingenommen hat, das war die liebevolle Behandlung, die er meiner Vaterſtadt Ulm im bekannteſten ſeiner Werke hat angedeihen laſſen. Über die Beziehungen des Dichters zu dieſer Stadt habe ich im biographiſchen Teil gehandelt. Trotz dem alten Gegenſatz zwiſchen den beiden größten Städten des Königreichs, Stuttgart, dem Geburtsort unſeres Dichters, und der erſt 1810 württembergiſch gewordenen früheren Reichsſtadt, hat Hauff volle Objektivität gegen die Stadt an der Donau walten laſſen. Beim Münſterjubiläum 1877 und bei dem Feſt zur Feier des Ausbaues 1889 kam denn auch die Vorliebe der Ulmer für Hauffs Geſtalten im Feſtzug zum Ausdruck, indem die hervorragendſten Figuren ſeines von ſchwäbiſchem Lokalpatriotismus durchtränkten Hauptromans leibhaftig wiederum ihren Einzug in die gute alte Stadt Ulm hielten.

Denn wie eine Hochburg der Romantik erſcheint grade dem durch landſchaftliche Reize nicht verwöhnten Oberſchwaben das Schlößchen Lichtenſtein,

---

[1]) Der Hamburgiſche Korreſpondent iſt eine der älteſten deutſchen Zeitungen und beſteht ſeit 1731 bis heute.

besonders wenn der Hauch mittelalterlicher Elegie noch gehoben wird durch den Zauber des Pfingstfestes, zu dem der Oberschwabe so gern wie der Unterländer das Honauer Tal aufsucht: Die pittoreske Lage, vermöge deren das Schlößchen von der übrigen Welt völlig abgeschlossen erscheint, der Hauch historischer Erinnerungen und der Reiz der idyllischen Natur wirken zusammen, um Lichtenstein zu einem Kleinod Schwabens zu machen. —

Schon von Blaubeuren aus, wo Hauff ja 1817—1820 als Schüler des theologischen Seminars weilte, war er manches Mal in die nur etwa 4 Stunden entfernte alte Reichsstadt Ulm gekommen, und schon damals hat sicher „die Stadt mit ihren dunkeln Backsteinmauern und ihren hohen Thortürmen" Eindruck auf den Jüngling gemacht.[1]) Einmal brachte er die Weihnachtstage dort zu, und in seinen Memorabilien spricht er auch von dem Briefwechsel mit einer Cousine in Ulm. Aber mit ganz andern Augen noch wird sie der werdende Dichter betrachtet haben, der mittlerweile sein Talent schon entdeckt und im vertrauten Kreise der Genossen geübt hatte, als er in den Herbsttagen des Jahres 1823 auf jener Reise nach dem Glück wieder dort einzog und bei seinem Freund Max v. Seydothen einige Zeit verweilte, ehe man nach Donauwörth aufbrach. Er hat damals wohl ungefähr den Weg, den er seinen Sturmfeder von Ulm bis zum Hohen-Neuffen machen läßt, in umgekehrter Richtung gemacht und hat bei der Ankunft die alte Stadt unten zu seinen Füßen liegen sehen, wie Sturmfeder beim Abschied nochmals auf Ulm hinunterblickt, das mit seinem grauen Münsterturme so bieder in der breiten Donauniederung daliegt. Es muß einen eigenen Reiz auf ihn ausgeübt haben, dieses altertümliche oberschwäbische Nest, und von dem altererbten Antagonismus zwischen Ulmern und Stuttgartern war in Hauff, wie gesagt, nichts zu spüren: selten hat einer die Donaustadt liebevoller geschildert, und die Ulmer können sich bei dem Stuttgarter für diese Verherrlichung ihrer Stadt bedanken. Redlich berührt Hauff den beregten Antagonismus zwischen Unter- und Oberländern in seinem Roman, wenn er bei der Szene auf dem Stuttgarter Marktplatz einen Remstäler ausrufen läßt: „Auf ihn, er ist von Ulm!" — Sei es, daß ihm die Ahnung künftigen Liebesglückes, das er auf der Weiterreise in Nördlingen finden sollte, schon die Brust unbewußt schwellte, sei es, daß sein Sinn durch die Reisefreiheit nach dem gebundenen Tübinger Stiftsleben gehoben und allen Eindrücken offener war, — sein Herz muß in jenen goldenen Herbsttagen höher geschlagen und der Umgebung noch liebevoller aufgeschlossen gewesen sein wie sonst.

Und auch Nördlingen wird für seinen Lichtenstein bedeutungsvoll, nur daß er das gegebene Verhältnis umkehrt: im Roman findet ein fränkischer Ritter

[1]) Die Schilderung des mächtigen Domes im „Mann im Mond" scheint auf Eindrücken zu beruhen, die Hauff im Ulmer Münster empfangen. Für Freilingen ist allerdings Tübingen zu setzen.

ein schwäbisches Fräulein, wie in Wirklichkeit der Schwabe die an der Grenze Frankens Wohnende sich erobert hat. Diese Umkehrung brauchte er für seine Zwecke, da die Geliebte den Bewerber in das Dilemma zwischen Herzog und Bund bringen soll. Der erste Anlaß zum „Lichtenstein" ist wohl in Tübinger Eindrücken zu suchen. Sicherlich hat Hauff auf mancher Fußwanderung von Tübingen aus den Boden schon beschritten, auf dem er später seine Gestalten auftreten ließ, und Lichtenstein, Pfullingen, die Nebelhöhle und den Hohen-Staufen aus eigener Anschauung kennen gelernt. Den Namen seines Helden gab ihm eine schwarze Tafel im Schloß zu Tübingen, die den Namen Burkard Sturmfeder trägt. In der Georgenkirche aber hing, wie er in seinen Notizen selbst erwähnt, ein Monument für den bei der Belagerung von Tübingen gefallenen Griechenführer Samaros und dieser hat merkwürdigerweise den Vornamen Georg, den Hauff seinem Sturmfeder gibt. (Hauff las: Georg Samaros aus Corona, während Stumphardt „Georgios Samare [Genitiv von Samaros] von Coron [Albanien]" gibt.)[1])

1819 war Scotts Roman Ivanhoe erschienen, an den der Lichtenstein ja besonders in der Figur des seines Landes beraubten und zu einem Ritter ohne Furcht und Tadel gestempelten Fürsten erinnert. „Mein Entschluß stand fest; einen historischen Roman mußt du schreiben, — denn nach allem, was man gegenwärtig vom Geschmack des Publikums hört, kann nur diese und keine andere Form Glück machen, — so sagt, ohne Zweifel autobiographisch, der Dichter in der Skizze „Die Bücher und die Lesewelt", die in Tübingen spielt, wenn wir die Kürzung —n in Tübingen auflösen dürfen, — und

[1]) Epitaphium nobilis viri et Capitanei Georgij Samare Stradiotis.

Strenuus hic miles Graecis oriundus ab oris,
Cujus apud varias virtus fuit aguita gentes,
Dum volat acer equo gaudens et divite praeda,
Hostili pressus cuneo caput inguina laesus
Mox Jove suscepto clausit sua fata Tubingae;
Corpus humo linquens animus super astra volavit.

Ad viatorem exhortatio.

Sorte peregrini misera gestire viator,
Quisquis es ipse, cave, nam quae te Patris humandum
Terra ferat, nescis aut qua regione locatum
Obruet incautis te mors infesta sagittis.

Authore Joh. Hyphantico Wissenhorensi
Ernestus Banxius Hasso Tubingen. Canonicus
Expensis suis et Joh. Samare fratris
F.(ieri) F.(ecit).

diesem Entschluß folgte das eifrige Studium des schottischen Vorbildes. 1823 erschien die Beschreibung der schwäbischen Alb von Gustav Schwab, durch die Hauff, wenn es noch nötig war, auf einige Hauptlokalitäten seines Romans wohl erst recht hingewiesen wurde.

Es ist wohl möglich, daß die in der hinteren Nebenhöhle der Nebelhöhle sich findende Einzeichnung eines württembergischen Prinzen aus dem Jahre 1461 Hauff veranlaßt hat, die Erzählungen des Landvolks von dem Versteck des flüchtigen Fürsten auf jene Höhle zu beziehen (bekanntlich nimmt noch Schwab eine Höhle bei Hardt als den Unterschlupf des Herzogs an), und daß er diese Legende mit den Andeutungen des Chronisten Crusius dahin kombinierte, daß er den Herzog, der sich nächtlich als „der Mann" vor dem Schlößchen einfindet, aus der kaum ein Stündchen entfernten Nebelhöhle kommen ließ. Als eine Art Vorklang und Studie zum „Lichtenstein" ist das dem Jahr 1822 zuzuweisende Gedicht „Hans Hattens Ende" zu betrachten, welches nicht nur das Interesse des Dichters für den Herzog, sondern auch schon eine gewisse Parteinahme für ihn verrät.

Das eigenste Verdienst Hauffs ist es, den vaterländischen Roman begründet zu haben, indem er bei der Wahl seines Stoffes kühn in seine nächste Umgebung und deren Vergangenheit griff und das alte deutsche Vorurteil, wonach der Wert einer Sache und so auch eines literarischen Milieus mit der Entlegenheit wächst, zerstört hat. Das war auch eine nationale Tat, und hier zeigt sich Hauff als der echte Schüler der Romantik.

Man hat den Dichter, der den gegebenen Stoff formte, wie es ihm taugte, in übel angebrachter Sucht, aus der Dichtung die Wirklichkeit herauszulesen, auf seine Schilderungen festgenagelt, und unter anderem hat so Ulmer Lokalpatriotismus und Lokalinteresse das Haus zu bestimmen gesucht, aus dem Marie und Bertha sich den Zug des bündischen Heeres ansehen. Es müßte die Bedingung erfüllen, daß man aus seinen Fenstern sowohl bis zur Donau-Brücke, als auch in die Fenster des Rathaussaales sehen könnte: Diese erfüllt aber weder das Kaufmann Staudachersche Haus, das man als das ehemals v. Besserersche bezeichnet, noch das Haus des verstorbenen Herrn Ratsschreiber Römer, welch letzteres allerdings einen aus alter Zeit stammenden gotischen Erker besitzt. —

Wie die Sage von dem sich in Höhlen versteckt haltenden Herzog sich gebildet hat, läßt sich, besonders wenn man die Sage von dem im Nyffhäuser verborgen weiterlebenden Friedrich II. (die ja später erst auf Friedrich I. übertragen wurde) vergleichend hinzunimmt, leicht erklären. Wie wir aus Stumpharbts Notiz erfahren, war Ulrich am 7. April von Tübingen nach Mömpelgard entwichen. Zunächst wohl, um die Feinde auf eine falsche Spur zu locken und um der Anhänglichkeit des Landvolkes einen Anhaltspunkt zu bieten, verbreitete man das Gerücht, der Herzog sei noch irgendwo verborgen im Land.

Entwürfe und Varianten zum Lichtenstein.

A) Entwürfe.

Die Einzelheiten des Anzugs zu beschreiben.

Gottesdienst in Ulm.

N. N. Nichte eines Patriziers lernt N. N. in Ulm kennen. liebt ihn. Stürme durch den Bundskrieg. ihre Anhänglichkeit an die Sache des Landes. Einzug des Bundes in Ulm.

(Der Lichtenstein wartet nur so lang bis er gewiß weiß daß Krieg beschlossen ist. Bestättigung. Absagebriefe. Geht fort, — Zweifel ob seine Tochter nicht sicherer sey? Die vielen Schweizer? lassen dies nicht hoffen). Der junge Mann wird vor Frundsberg gerufen um zu spionieren.

Die wahre Idee des Romans ist daß der Vater nur dem einst die Tochter gönnt (der treu zum Herzog gehalten und) — ihm wieder ins Land geholfen hat. Der Plan scheitert an dem Eigensinn Ulrichs. Prophetische Worte des Alten.

Ulrich gibt seinem Fürsten-Mantel an Martin.[1])

Strauß[2]) Wohnung am Frauenthor.

Georg wird, frühe verwaist, von einem Bruder seines Vaters erzogen.

Maria[3]) bei Muhme in Tübingen, dann nach der Mutter Tod, vom Vater nach Ulm zu weiterer Ausbildung geschickt. Frau von Besserer Schwester des Vaters.

Tübingen finstere Hügelstadt.

Georg reitet an einem schönen Morgen des Februar aus den Thoren Tübingens seiner Heimat entgegen durch den Schönbuchwald. Ulm die Stadt mit ihren hohen Backsteinmauern, mit ihren hohen Thorthürmen.

---

[1]) Jetzt Hans, der Pfeifer von Hardt.

[2]) Später Dieterich Kraft.

[3]) In der Wahl dieses Namens spricht sich wohl Hauffs Anhänglichkeit an seine ältere Schwester aus. Fouqués „Bertha von Lichtenrieth" hat vielleicht auf die Wahl des Namens für Mariens Base eingewirkt.

Das Pflaſter Eurer Straßen iſt herzlich ſchlecht.

Marie und Bertha ſind Dieterichs von Kraft Baſen mütterlicher Seits.

Das „nöthigen“. elegiſch beim Anblick der aufbrechenden Gäſte vor dem Ulmer Rathhaus.

Dieterich hatte ein großes Haus nicht weit vom Münſter, einen ſchönen Garten am Michelsberg, einen alten grauen Diener, zwei große Katzen und die unförmlich dicke Amme.

Dieterich Strauß.

Bertha die blonde.

von Söfl[ingen] Blick möglich? ein freudiger Blick nach den fernen blauen Bergen von Würtemberg hinüber.

Der Garten liegt ungefähr 300 Schritte unter der Brücke.

Walther von der Vogelweide.

Kloſterkirche Blaubeuren Geſchichte meines Patrons, des Täufers Johannes.[1])

Amme alte Roſe.

Pfeifer gelobt 7 Jahr Wallfahrt.

Ei Hans Martin Pfeifer woher des Wegs.

B) Varianten.

Kapitel 2.

Doch der letztere Gedanke machte bald einer freudigen Gewißheit Raum.

Rathhaus. Als er aber dort vom Pferde ſprang und gleich auf das Haus mit dem Erker zueilen wollte, fühlte er ſich gar unſanft von einer kräftigen Hand am Arm gefaßt und eine tiefe bekannte Stimme die ihn etwas unſanft zur Wirklichkeit herabzog. Was treibt ihr, Herr von Sturmfeder ſchrie ihm [dann übereinſtimmend mit dem endgiltigen Text bis zum Schluß von Kap. 2].

Schluß von Kap. 5.

— wo er der Kriegskunſt — — die Entſcheidung zutraute, da ſollten die Künſte der Politik entſcheiden? da wo ihn der fröhliche Glanz

[1]) Im Sinne des Pfeifers von Hardt, Hans, gemeint.

der Waffen gelockt hatte, den ehrgeizigen Planen dieser Menschen sollte er dienen; ein altes Fürstenhaus — — sehen? unerträglich war ihm der Gedanke, von diesem Rathschreiber belehrt zu seyn. Aber der Gedanke, daß Mariens Vater diese Partei ergriffen habe, daß er sie nur so verdienen könne, milderte seinen düstern Sinn. Auch seinem gutmüthigen Wirt konnte er nicht zürnen, wenn er bedachte, daß ja diese Plane nicht in seinem Kopf gewachsen seyen und daß solche Menschen wie dieser politische Rathschreiber, wenn sie einmal ein Geheimniß, — — eigenen, wie ihnen ihr eigenes Ich bedeutender vorkommt, wenn sie eine Idee gefaßt haben. Der alte Diener unterbrach seine Gedanken die er — indem er ihn zu Tisch rief.

Die Kriege wurden damals noch wie einzelne Kämpfe geführt und —

Nach Tisch führte ihn sein Gastfreund zu Breitenstein, wo über Krieg und Frieden gesprochen wurde. Mit vieler Sorgfalt kleidete sich Strauß zum Tanze und half auch seinem Gast, der mit vielem nicht versehen war, treulich aus, und um 6 Uhr schickten sie sich an ins Rathhaus zu gehen. —

Der Abendtanz (Kap. 6).

ungefähr 200 Schritte[1]) unter der Brücke Sorgfalt und .....

Obstbäume am Ufer des Flusses (erwartet) die Gartenpforte knarrte.[2])

Kapitel 6.

Wenn wir auf ein Taschenbuch zum geselligen Vergnügen mit neuen Tanztouren vom Jahr 1519 auf einem Trödelmarkt oder in der Auktion eines Antiquars, wohin wir (regelmäßig zu gehen pflegen?) gestoßen wären, hätten wir nicht leicht so freudig (überrascht werden) können als neulich durch einen Fund ähnlicher Art. Wir waren nemlich in dieser „anmuthigen Historia" biß an dießes Capitel gekommen wo (wir) von einem Abendtanz die Rede ist als [es] uns [auf] mit einem mal der Gedanke schwer aufs Herz fiel,

[1]) Jetzt: zweitausend.

[2]) Diese beiden Zeilen beziehen sich auf das jetzige Kap. 7.

daß wir ja nicht einmal wißen, wie und was man damals getanzt habe. Wir ſelbſt ſind nicht ganz unerfahren in dieſer Kunſt. Wir haben in früheren Jahren manchen Menuett, manch ..... getanzt, wir haben ſpäter mit unterſchiedlichem Beifall die ernſten Polonaiſen, Walzer mit und ohne Hops, die längſten Cotillons, die zierlichſten Fandangos, zuletzt noch Gallopaden mitgemacht, aber alle dieſe Herrlichkeiten die man zu „unſerer Zeit" genoß, hatten jene guten alten Zeiten nicht. Wir hätten zwar ſchlechthin ſagen können, „ſie tanzten" [übereinſtimmend] — und z. B. Georg von Sturmfeder einen Cotillon auf dem Abendtanz in Ulm hätte vortanzen laſſen. In dieſer Verlegenheit kamen wir zu einer verehrten Dame die uns erlaubt hat hie und da Abends ihre Sallons zu beſuchen. Sie bemerkte bald unſere Niedergeſchlagenheit und glaubte eines unſrer neueſten Werke ſey vielleicht tüchtig mitgenommen worden, wofür leider kein Kraut gewachſen iſt. Als ſie aber den wahren Grund erfuhr, verſicherte ſie, uns unterſtützen zu können und ſie hielt Wort.

Am andern Tag nemlich langte ein großer in Leder und Meſſing gebundener Foliant in unſerem Stübchen an; er enthielt das ſehr ſelten gewordene Buch Vom Anfang — — 1564. In dieſem Buch fanden wir treffliche Holzſchnitte vorſtellend einige ſolcher Abendtänze die zu Zeiten Kaiſer Maximilians wenige Jahre vor unſerer Hiſt(orie) gehalten worden waren.

Den deutlichſten Begriff ei(nes) ſo(lchen) Vergn(ügens) werden ſich unſere Leſer machen, wenn wir eines dieſer Bilder beſchreiben den Vordergrund u. ſ. w.

7. Kapitel.

Motto: Nur einmal noch laß leuchten
Mir Deiner Augen Strahl!
Laß hören Deine Stimme
Mich noch ein einzig Mal!

C. Grüneiſen.

Am Ende des 7. Kapitels:

(In dieſem Kp. iſt noch vergeßen daß der Vater morgen abreißt).

Kapitel 8.

Hocheisen [statt Kohler]. — solch einem Lassen zu Hof reitet [jetzt: solch einen Lassen alle Paternoster lang geht].

Materialien zum Lichtenstein.

Götz von Berlichingen Sitt(en) und Thaten 141.

Hauptmann Hans Wagenbach ist beym Herzog blieben u. hat sich wohl bey ihm gehalten, hat sich auch mit ihm verjagen lassen, und ist bey ihm verblieben biß er wieder ist ins Land gekommen. Das haben sie nit alle gethan, sondern ihrer wenig sind gehalten.

Ueber die Verjagung siehe:

Pufendorfs Einleitung. P. III p. 537/38.

Staat v. Würtemb. p. 37.

Adam Reißner in d. Historia der Herren v. Frundsberg p. 26.

Frundsberg zu Götz 88: Du willst zeitig zu einer Nessel werden.

Tettingers Carmen über Würtemb.

Höllenstein unter Stephan v. Lichow.

Göppingen unter Phil. v. Rechberg. Schoß stark auf die Feinde und will Entsetzung.

7. April (Crusius) nimmt Ulrich Abschied in Tübingen.

Das Lager ward vor Tübingen am Käsbach geschlagen.

14. Apr. Ausfall. Gefecht mit Albanesern, Georgios Samares. Obrister fällt (in der Georgen-Kirche hängt sein Monument). Baron von Schwarzenberg bleibt als Statthalter zurück.

Cruf. Cron. 192 kommt Ulrich zurück und nimmt Heimsheim und Leonberg, und Mitte Aug(u)st auch Stuttgart (Burcard von Stadion, Phil. v. Rechberg). 10,000 zu Fuß. 300 Reuter. Neuffen. Urach, Tübingen setzen sich wider ihn (wegen ihrer Besatzung). Am Lamperti Tag belagert er Eßlingen (wohin viele geflohen), in der Ebershalden sein Lager.

Der Bund kommt zurück (Wilh. v. Baiern) und zündet Würtemb. an. Der Herzog bey Türkheim überwunden. Mitte Oc-

tobers Johann Unzälter über Göppingen durch die Blienshalde gegen Eßlingen. 700 Mann stark.

Lichtenstein Crus II. 426. 1 Stück Schuß v. Holzelfingen g. Mittag auf 1 Felsen, so daß die untern Zimmer im Felsen gehauen sind. Erbaut v. 1 alten Edelfrau, da d. Bau z. Ende war, sagte sie: Nun bin ich Gotts Freund und aller Welt Feind, denn sie glaubte da sicher zu seyn. Ds Schloß ist ganz abgesondert, 1 lange Brücke geht hinüber, unten 1 sehr tiefer Graben, auf beiden Seiten Felsen, auf d(em) äußersten Th(ei)l ds Felsen steht ds Schloß, vor sich über d. Brücke Wälder. Auf d. and(ern) Seite lustige Gärten. Trefflicher Wasser-Trog zum Regenwasser, und 1 Weiher. Unten an d(er) Staig ist 1 trefflicher Bronnen, der aus Felsen quillt. Am unter(en) Th(ei)l ds Schlosses ist 1 altes Festungswerk. höher 1 herabstehender Stall und kleine Kammern statt des Kellers. Alles in Felsen gehauen. Wenn man die Stiege hinauf geht, findet man eine weite u. helle Stuben mit gegoss(enem) Boden. Vor der Stube sind Doppelhaken an der Wand. Im ober(en) Stock überaus schöne Stube oder Saal, ringsherum mit Fenstern, aus welch(en) man biß an Asperg sehen kann. Dort hat U. oft gewohnt. „Der Mann ist da."[1])

[1]) Der vollständige Text bei Crusius lautet, wie folgt:

Einen Stud-Schuß weit von Holzelfingen, gegen Mittag siehet man das Schloß Lichtenstein, welches nicht groß ist, und auf einem Felsen liegt, so daß die untere Zimmer in den Felsen gehauen sind. Dieses hat, wie man sagt, eine alte Edel-Frau erbauet; man weiß aber nicht, wer sie gewesen und zu welcher Zeit sie gelebt. Doch ist von alten Leuthen erzehlt worden, daß sie, da der Bau zu Ende war, gesagt habe: Nun bin ich GOttes Freundin, aber der ganzen Welt Feindin. Denn sie glaubte, sie sey nun wieder jedermann in demselben sicher. Dieses Schloß ist von den andern (sc. Felsen?) abgesondert, auf welche eine lange Brücke geht, unter der ein sehr tiefer Graben ist, und auf beyden Seiten sind Felsen, die lange Laitern zum hinaufsteigen nöthig haben. Auf dem äußersten Theil des Felsen stehet das Schloß, vor sich, über der Brücke hat es Wälder, auf der andern Seite lustige Gärten, Wiesen und Aecker. Diesem Schloß müssen die Dörfer frohnen, zum Exempel, eines muß das Holtz hauen, das andre muß es dahin führen, das dritte muß den Mist wegführen, das vierdte das Groß abmähen, das fünfte dasselbe dürr machen und einführen. Gleiches Recht hat auch das Schloß Achalm bei fünf

Ich führe aus Stumpfhardt noch folgende Einzelheiten an:

21. Jan. zieht Ulrich vor Reutlingen.

Die Absagebriefe werden am 28. März in Stuttgart übergeben. Ulrich nimmt von Tübingen ungefähr den 7. April Abschied, geht durch Schwarzwald nach Mömpelgardt. Besonders benannte Veldbüchsen sind der Trach von Ynsbruck, der Narr von Ulm, der Strauß, Trach und Hirsch von Wirtemberg. —

Von einem hüpschen Gespräch von Herzog Ulrichen ꝛc. anno 1523 geschehen.

Wie ein hauptman, der vom Köng usz Tennemarckt in ettlich Stett am Rheyn nach Landsknechten geschickt wurd, ongfärd zu eynem Pfarrer kam, die beid miteinander sprach halten und under anderem vom herzogen von Wirtemperg und seinem Land uff nachvolgend Maynung reden würden. — Dem armen herzogen, da man nit mee mocht, legt man lügenhafftig und fälschlich zu, Jr (er) hett jung knaben enzwey gehauwen, Er hett die grousen Engellschen hund an sein gmahell gehetzt, und hett sie mit spornen geritten, Item er hett souil gulden, souil er härlin an seiner schawben gehapt hett, in einer schanz verspylt, und unuerschampt legten sie Jm vyl dergleychen und ander so ungeschwungen Lugin zu, daß sollich Lugen ettwa unmöglicheit und

---

Dörffern. Lichtenst. hat auch einen tieffen Trog, im Felsen eingehauen, darinn das Wasser von den Dächern geleitet wird: Außerhalb, einen tieffen Bronnen, bey der großen Scheuer, darinn das Vieh ist, und einen Weyher, von dem Wasser, welches von den Dächern lauffi. Unten, an der Staig, ist ein trefflicher Bronnen, welcher aus dem Felsen herfür quillet. Am untern Theil des Schlosses ist ein Festungs-Werk, auf alte Art gebauet: Etwas höher, ein herrlicher Pferde-Stall von viel Ställen, und kleine Kammern, an statt des Kellers; alles in Felsen gehauen. Wenn man die Stiege hinaufgeht, findet man eine weite und helle Stuben mit gegossenem Boden, dergleichen Boden man auch in andern Zimmern und Lauben siehet. Vor der Stuben sind Doppelhaken an der Wand. Jm obern Stockwerck ist eine überaus schöne Stuben oder Saal, rings herum mit Fenstern, aus welchen man biß an den Asperg sehen kann: Darinn hat der vertriebene Fürst, Ulrich von Würtemberg, öffters gewohnt, der des Nachts vor das Schloß kam und nur sagte: Der Mann ist da; so wurde er eingelassen. Jm Schloß geht man durch eine Schnecke hinab, von oben biß zu unterst. Vor noch nicht viel Jahren hat eine vornehme Person eine andre vornehme Person heißen hinuntergehen, und sie eine Zeitlang Scherz-weise eingesperrt: Sie wurde zornig darüber, doch wurde es in ein Gelächter verwandelt. Das Schloß hat im vordern Theil, gegen Aufgang, ein erschröckliches Absehen, wegen der Gähe, daß wenig sind, die hinab sehen können und sich nicht fürchten.

alſo unglaublicheit halben by frommen Lütten keiner verantwortung bedörfften.

Jeder, der zum erſtenmal den „Lichtenſtein" lieſt, wird glauben, daß Hauff durch das in ſeiner Art einzig gelegene Schlößchen, das ein Stück Romantik für ſich allein iſt, wie es luſtig und keck in die Lande ſchaut, zu ſeiner Dichtung mit angeregt worden ſei. Aber grade umgekehrt hat die Dichtung den Wiederaufbau des ſeit dem Bauernkrieg zerſtörten Schloſſes veranlaßt, indem der Herzog von Urach, ein Verwandter des Königshauſes von Württemberg, 1837 die Wiederherſtellung nach den Plänen von Heideloff unternahm. Als Hauff ſeinen Lichtenſtein ſchrieb, war von dem Schlößchen nichts mehr zu ſehen.[1])

So war er denn bei ſeiner Schilderung auf die obige Beſchreibung des Cruſius angewieſen.

Das alte Schloß ſtand übrigens an der Stelle des heutigen Jägerhauſes, lag alſo gar nicht ſo romantiſch wie das jetzige.

Noch ſei angeführt, daß eine Tafel im Flur des Schloſſes meldet, es habe an derſelben Stelle urſprünglich ein römiſches Kaſtell geſtanden.

Zu den von Bobertag in der Ausgabe der Kürſchnerſchen Nationalliteratur aufgeführten Überſetzungen trage ich nach:

Überſetzungen des Lichtenſtein.

The Ranished, edited by J. Morier, London 1839.

Lichtenstein, or the Swabian League. An historical romance. Translated from the German by F. Woodley & W. Lander (in „The Library of Foreign Romaunce"). London, Bruce & Wyld, 1846.

Lichtenstein or the Outlaw of Würtemberg. Translated by E. M. Swann. London (1859?), 8°.

Däniſche Überſetzung, in Kopenhagen erſchienen:

L., Romantisk Soge of de Würtembergske Historie, of W. Hauff, overs. of J. Jacobson (d. i. Ludw. Jos. Flamand), Köbenhaven, 1831, II. 8.

---

[1]) Vgl. Uhland: — — — Auf ſchroffem Steine,
Dem man die Burg gebrochen, hob ſich neu
Ein Wolfenſchloß, ein zauberhaft Gebäu.

In der Pfingstwoche des Jahres 1901 fanden in Honau, am Fuße des Lichtenstein, auf einer eigens hiezu errichteten Festbühne Aufführungen eines Volksfestspieles „Lichtenstein" von Rudolf Lorenz in Halle a. d. S. statt. Dasselbe Festspiel wurde auch von der Stadt Aalen zur Aufführung angenommen. Nach dem Vorbild von Oberammergau wurde das Spiel mit einheimischen Kräften und unter Verwendung der Naturumgebung aufgeführt.

Von Übersetzungen anderer Werke führe ich noch an:

Schlottmann & Cartmell „Das Wirtshaus im Spessart von W. Hauff." Mit Einl. und Anm. in engl. Spr. Cambridge 1893.

Die Phantasieen wurden ins Dänische übers. v. Rasmus Schmidt.

Dramatisches.

Parodie von Wall[ensteins] Lager.

(Bierspiel am andern Tisch.)

Hörner.

Bemogelt hast Du, ich sahs genau.

Ziegel.

Beweiß Du mirs nur gleich auf der Stelle!

Rein.

Ich spiel aus. —

Hörner.

Da liegt Herz-Sau.

Ziegel.

Wart, die stech ich mit der Belle.
Und Aß — und König — und Zehner und Dam' —

Hörner.

Den Stich krieg' ich wieder, 's ist doch infam!

Kercher.

Seht, wie der Ziegel den Fuchſen dort prellt![1])
Anderthalb Schoppen, ſo will ich ſchweigen.

Ziegel.

'Schoppen noch! — man kommt durch die Welt
Nur durchs Bemogeln, — es ſoll gleich ſteigen.

Wund, Hohenhorſt (treten ein).

Sieh, ſieh!
Da treffen wir luſtige Kompagnie![2])

Kercher.

Was für Burſche mögen das ſeyn?
Treten ganz ſchmuck und ſtattlich herein?

Mosſtein.

Sie kommen aus Preußen, ſo viel mir bekannt,
's ſind Bonner Burſche, ich kenns am Band.

Wirthin.

Glück zur Ankunft, ihr Herrn,
Mit was kann ich dienen? was hätten Sie gern?

Wund.

Wie? was ſeh ich? Himmel und Höllen,
Iſt denn das nicht die Guſtel aus Köllen?

Wirthin.

Ei freilich und Sie wohl gar Herr Wund,
Des Amtsvogts Söhnlein von Peterſtund.
Der ſeines Vaters goldene Füchſe
In meiner Kneipe hat durchgebracht
In Leipzig in einer glücklichen Nacht.

Wund.

Und die Bibel vertauſcht mit der Doctorsbüchſe —

---

[1]) Vrgl. Wallenſteins Lager, 3. Auftr.
[2]) Ebenda 5. Auftritt.

Wirthin.

Ei, da ſind wir ja alte Bekannte!

Wund.

Und treffen uns hier an des Neckars Strande?

Wirthin.

Heute da, Herr Vetter, und morgen dort,
Wie das Schickſal einen Wirthsbeſen
Fegt und ſchüttelt von Ort zu Ort,
Bin ſeither weit herum geweſen —

Wund.

Auf Cerevis! ich glaub' ihrs aufs Wort!

Wirthin.

Von Leipzig aus, da zog mein Vater
Nach Wien und wirthſchaftete in dem Prater,
Er ſtarb — noch denk' ich dran mit Schmerz,
Ich habe, Sie wiſſens, ein weiches Herz.
Nach ſeinem Tode war ich ſo dumm
Und heirathete den Wirth am Muſeum,
Ach! Der ſezte mich auf den Hund,
Richtete mich an Leib und Seele zu Grund.
Da habens wir nachher reiflich erwogen
Und ſind nacher Schwaben herausgezogen,
Da will ichs in Tübingen jezt probieren,
Obs mir in die Länge hier gefällt,
Ob mein Wirthshaus wird florieren
Und — hauptſächlich, obs abwirft — Geld.

Wund.

Doch wo hat Sie denn ihren Mann,
Den Oeſtreicher mein ich, hingethan?
Iſt er denn nicht mit herausgezogen?

Wirthin.

Der Spitzbub' hat mich ſchön betrogen!
Fort iſt er, mit allem davongefahren,
Was ich mir thät' am Leib erſparen.
Ließ mir nichts als den Schlingel da.

Knabe.

Mutter! ſprichſt Du von meinem Papa?

Wirthin.

Komm, Du kleines Affengeſicht!
Ob's gerad Dein Papa iſt, weis ich nicht.

Wund.

Nun, das muß die Wirthſchaft ernähren,
Die Menſchheit ſich ſtets muß neu gebähren.
(Zu den andern Burſchen.)
Euch zur Geſundheit, meine Herrn!
Laßt uns hier auch ein Plätzchen haben.

Mosſtein.

Wir rücken zu, willkommen in Schwaben![1])

Wund.

Schön hier! Auf der Reiſe von Land zu Land
Konntens wir nicht ſo bequem ſtets haben!

Kercher.

Man ſollts euch nicht anſehn, ihr ſeyd galant; —
Ihr habt da ſaubere Spitzen
Am Kragen, und wie euch die Hoſen ſitzen,
Die feine Wäſch', die geſtickte Müz,
Das beißt ſich heraus, potz Donner und Bliz.

[1]) Vgl. W. L. 6. Auftr.

Das Fiſcherſtechen.

Der Sohn des reichen und berühmten Freiherrn von Gleichen iſt auf einer Reiſe in eine Flußſtadt (etwa Ulm—Regensburg ꝛc.) gekommen, ſieht und liebt dort die Tochter des Ober-Aelteſten der Schiffer-Gilde. Er hat ihr ſeine Liebe geſtanden, zugleich aber auch die geringe Hoffnung, die er habe, von ſeinem Vater die Einwilligung zu einer ſo ungleichen Verbindung zu erlangen. Seine Leidenſchaft, die größer iſt als die Rückſicht auf den Vater, bewegt ihn, um wenigſtens auf einige Zeit in des Mädchens Nähe zu leben, ſeinen Stand zu verläugnen und Dienſte bei dem Schiffermeiſter zu nehmen.

Zu dieſem Zweck hat er ſeinen Bedienten (die komiſche Figur des Stücks) in ſeine Kleider geſteckt und läßt ihn unter ſeinem Namen in der Stadt leben, ſeinen Vater glauben zu machen, er ſelbſt halte ſich als Freiherr von Gleichen dort auf.

Der Schiffermeiſter hat ſeinem älteſten Geſellen die Tochter zugedacht, und dieſer iſt der eiferſüchtige Liebhaber. Doch iſt er, geblendet von dem ſchimmernden Auftreten des Bedienten, den er für den wirklichen Freiherrn hält, auf dieſen und nicht auf den wahren Liebhaber eiferſüchtig. Dieſes Verhältniß der Beiden gibt Anlaß zu komiſchen Szenen. Alljährlich feiert die Stadt ein großes Feſt, das Fiſcher- oder Schifferſtechen (bekanntlich werden an manchen Orten noch jetzt ſolche Feſte gehalten). Der Altgeſelle ſoll an dieſem Tage Sieger bleiben, dadurch Meiſter werden und die Tochter zur Frau bekommen. Diß iſt der Plan des alten Meiſters. Der junge Gleichen ſieht, daß ihn und die Geliebte nichts von dieſem verderblichen Plan retten kann. Nur ein Ausweg iſt möglich, nemlich den Alt-Geſellen, der als der beſte Schiffer bekannt iſt, nicht zum Sieger werden zu laſſen. Gleichen, im Führen der Lanze wohl erfahren, ſpricht in einem muthigen, kriegeriſchen Liede ſein Vertrauen aus, den Gegner zu beſiegen und die Braut zu gewinnen. Er will ſogar ſeinen Stand ganz verlaſſen, immer als Schiffer leben und um die Geliebte werben.

Der eiferſüchtige Alt-Geſelle hat indeſſen dem alten Gleichen gemeldet, daß ſein Sohn in einem Verhältniß mit der Tochter des Schiffermeiſters ſei. Der alte Gleichen kommt, um ſeinen Sohn zurückzurufen. Er wird von dem Bedienten, der ſich vor ihm nur im Livrée-Rock zeigt, überzeugt, daß ſein Sohn ſchon nach Hauſe abgereist ſey. Unterwegs bekommt er die Nachricht, daß er belogen worden, daß ſein Sohn noch in der Stadt ſey, und trifft gerade in dem entſcheidenden Moment ein, wo ſein Sohn im Schifferſtechen ſiegt. Er glaubt der Kleidung nach unter der Menge ſeinen Sohn zu ſehen und trifft den — Bedienten. Durch ihren Wortwechſel, der im Vor-Grund vorfällt, wird die Aufmerkſamkeit der Zuſchauer von dem Hintergrund abgelenkt, wo das Schifferſtechen ſtattfindet.

Der junge Sieger wird im Triumpf vorgeführt. Der Meiſter, im Zorn, daß der Altgeſelle überwunden worden, ſagt die Tochter dem Sieger zu, die Glücklichen umarmen ſich, und in demſelben Augenblick erkennt der alte Gleichen ſeinen Sohn.

Im Drang des Augenblickes, hingeriſſen von dem Schmerz des Mädchens, von der Verzweiflung des Jünglings, geſteht der alte Schiffer-Meiſter, daß ſie nicht ſeine Tochter ſey, ein Geheimniß, mit welchem der Zuſchauer ſchon während des erſten Actes durch eine Unterredung des Alten mit ſeinem Freunde, dem Bürgermeiſter der Stadt vertraut gemacht wurde. Eine Edelfrau (deren Gatte in der Schlacht geblieben war) ſchiffte ſich ſehr krank mit dem unmündigen Kinde in ſeinem Schiffe ein, um in Oeſterreich Verwandte um Hilfe anzuflehen. Sie wurde auf dem Schiffe ſo krank, daß man ſie ans Land bringen mußte. Dort, dem Tode nah, übergab ſie dem Schiffer, zu welchem ſie Vertrauen gefaßt, ihre Tochter und die Familien-Papiere, die ihre Geburt belegten, und bath ihn, das Kind zu den Verwandten zu bringen. Die Verwandten aber waren ſo hartherzig daß ſie das Kind nicht aufnehmen wollen. Da nahm er es ſelbſt zu ſich und zog es auf.

Der Meiſter zeigt einen Ring vor, welchen ihm die Mutter des Kindes als ein Vermächtniß des Vaters, das er ſterbend vom Schlachtfeld geſchickt, gegeben. Der alte Gleichen betrachtet den Ring,

ſtaunt und geſteht, daß er denſelben Ring einem Jugendfreund gegeben habe, und fragt nach dem Namen der Edelfrau. Der alte Fiſcher nennt ihn, es (iſt) der Name ſeines Freundes. Gleichen iſt überzeugt, und das Andenken an dieſen Freund, die Bitten des Sohnes, die Liebenswürdigkeit des Mädchens beſtimmen ihn, ſie als Tochter aufzunehmen. Großes Jubel- und Gratulationsfinale.

Als komiſches und lebendiges Zwiſchen-Spiel kann die Liebe des Bedienten zu einer Nichte des alten Fiſchers benüzt werden. Sie lieben ſich, aber er darf ſeinen wahren Stand nicht verrathen und ſie hat, troz der Liebe, ungemeine Ehrfurcht vor ihm, als einem Ritter, was ihm höchſt unbequem iſt.

Unbetitelte Scenen eines Singſpiels aus der mittelalterlichen Geſchichte.

1. Scene.

Ritter und Damen an Tiſchen gruppiert, Knappen und Dienerinnen im Hintergrund. Rechts vom Zuſchauer ſtreiten ſich während des 1. Chors der Wirt und Conrad durch Geberden.

Chor.

Laßt im edeln Blut der Reben
Unſern künft'gen Kaiſer leben;
Stoßet an und trinket aus:
Hoch! Der Kaiſer und ſein Haus!

Babette (ſingend).

Sieben Zimmer! Zwei dem Grafen,
Drei, worinn wir Damen ſchlafen,
Auch dem jungen Ritter zwei,
Gebt mir ſieben Zimmer frei!

Wirth (ſingend).

Alles hab ich ſchon vermiethet,
Wenn ihr hundert Gulden biethet!
Doch mein eignes Kämmerlein
Räum' ich Euren Damen ein.

Chor.

Welches Zanken
Welches Streiten!
Soll man diß
Im Wirthshaus leiden?
Ei Herr Wirth,
Was ſoll dieß ſein!
Laßt das Zanken
Laß das Schrei'n!

Babette.

Sieben Zimmer —

Wirth.

Schon vermiethet.

Babette.

Drei den Damen,

Schon vermiethet.

Babette.

Und dem jungen Ritter zwei.

(Conrad).

Gebt mir sieben Zimmer frei!

Wirth.

Doch mein eignes Kämmerlein
Räum' ich Eurer Dame ein.

2. Scene.

Die Vorigen. v. Sperber. Conrad.

Wirth.

Da kommt der Herr von Sperber; schaut Euch um,
Das ist mein lezter Gast, mein lezles Zimmer
Hat er schon vor drei Stunden eingenommen.
Vielleicht — er ist ein guter, braver Herr,
Vielleicht, daß er aus großer Höflichkeit, —
Wie solche Herren gegen Damen sind, —
Sein Zimmer umtauscht für mein Kämmerlein.

Conrad.

Was seh' ich; alle gute Geister!
Dort steht Babette, unsrer Gräfin Zofe
Da ist wol ihre Dame selbst nicht weit?

v. Sperber.

Geh! sprich sie an, vielleicht daß wir erfahren —

Conrad weigert sich.

Babette.

Mein Gott im Himmel! Das gibt ſchöne Sachen,
Jezt gute Nacht, Herr Bräutigam, wenn dieſer
Die alten Rechte bei dem Fräulein fordert.
Ei! und auch der Doctor, die will ich bezahlen.

Conrad (naht ſich Babetten).

(Mich gehorſamſt)
Ob ich an

Duett.

Conrad. Babette.

Conrad, naht ſich ſchüchtern. Bab. ſtellt ſich ſpröde.

Conrad.

Ob ich meinen Augen traue?
Jungfer Baby? wär' es möglich?

Babette.

Iſts Herr Conrad, den ich ſchaue?
Ei der tauſend! wär' es möglich?

Conrad (halb pathetiſch).

Hätt ich das gedacht, als ich ſo ſchmerzlich
Damals an die Gartenmauer kam?
Weiß man noch, wie man ſo warm und herzlich
Von dem armen Conrad Abſchied nahm?
: Ja gewiß! auf Reiſen muß man gehn,
Will man alte Freunde wieder ſehn! :

(wendet ſich um).

Babette.

Weiß man noch, was man von ewig lieben,
Ja von Hochzeit und Paſtör geſagt?
Beym Verſprechen iſt es dann geblieben,
Nach Babette hat man nicht gefragt.

Conrad (zärtlich).

Jungfer Baby!

Babette (ſpöttiſch).
Nun? Herr Doctor!?

Conrad.
O, Schäz'chen ſey nicht ſpröde,
Komm her und hör' mir zu —

Babette.
Ei! Man iſt gar nicht blöde
Man ſpricht ja gleich mit Du!

Conrad.
Viel beſſer wird Dich kleiden
Ein Du aus alten Zeiten
Ein freundlich, herzlich Du!

Babette.
Vorbey ſind jene Zeiten
Ich mag diß Du nicht leiden
Man laſſe mich in Ruh!

Conrad.
Nur einmal noch diß Du!

Babette.
Man laſſe mich in Ruh!

Conrad.
Ein Du? ein Du?

Babette.
Laß mich in Ruh! —

Beide.
Doch wird Dich / mich } beſſer kleiden
Diß Du aus alten Zeiten
So gib / So nim } das alte Du —
Dein / Mein } Du!

Conrad. Nun, — über den erſten Berg wären wir hinüber, aber nun der zweite; wie kömſt Du hieher, Baby, wo iſt Graf Gleichen? Was hat Dir dieſer gute Wirth, dieſer allgemeine Menſchenfreund leides gethan, daß Du ihn beinahe zum Weinen bringſt? Und haſt Du meinen jungen Herrn noch nicht geſehen?

Babette. Ei warum nicht, und vor Dir; ich wünſche dem Herrn Junker einen guten Tag.

Cuno (v. Sperber). Schön Dank! Doch ſchwärmſt Du ſo allein und ohne Deine Dame durch die Welt?

Babette. Ach, nein! Ich habe ſchon an dieſer Stunde genug. Meine Herrſchaft wird gleich hier ſeyn und ich kam nur, um die Zimmer zu beſtellen, denn der Herr Graf meint, niemand könne diß beſſer als ich.

Cuno.

So zieht der Graf nach Frankfurth zu der Krönung?
Und Fräulein Ida hat ihn herbegleitet,
Das Krönungsfeſt zu ſehen?

Babette.

(Verlegen) freilich — freilich
Doch weiß ich nicht, ob Ihr Euch freuen,
Ob Ihr Euch grämen werdet, Herr von Sperber,
Wenn Ihr ſie wieder ſeht.

Cuno.

Ob ich mich gräme?
Du ſprichſt in Räthſeln. Iſt Dein Fräulein krank?

Babette.

Sie iſt nicht krank und iſt doch nicht geſund,
Denn unſer alter Herr führt jemand mit ſich,
Der iſt, ich fürchte, gar ihr — (hält inne).

Cuno.

Nun?

Conrad.

Vielleicht ihr Medicus?

Babette.

Ihr Bräutigam.

Conrad.

Ihr Bräutigam!

Cuno.

Wie? Ihr Bräutigam?
Doch ich entſinne mich,
Ihr ſcherzeſt gern...

Baby.

Ach! Herr von Sperber!
Diſsmal iſts bittrer Ernſt, — ich bin ſo traurig
Daß ich mein ganzes Leben nimmer ſcherze.
Zwar meines Wiſſens haben ſie den Ring
Noch nicht gewechſelt; doch ich fürchte
Der alte Herr will nur das Feſt erwarten,
Um den Verſpruch recht glänzend zu begehen.

Doctor (Conrad).

Ich bitte, faßt Euch, Junker! Wißt ihr nicht
Wie gern die Weiber alles übertreiben?
Ich wollte wetten, recht beim Licht beſehen,
Iſt dieſer Bräutigam ein Anverwandter,
Ein armer Vetter oder ſonſt dergleichen,
Der ſich's zur Ehre rechnet, mit dem Grafen
Zum Krönungsfeſt zu reiten, und Babette
Hat ſich ein Mährchen d'raus gemacht.

Babette.

Ein Mährchen, ei man ſehe doch, ein Mährchen!
Das Fabeln freilich kann man leicht erlernen,
Wenn man bey Euch, Herr Doctor, Stunde nimmt
Doch wird ſich Junker Sperber wol erinnern,
Daß mich das Fräulein ins Vertrauen zog
Und daß ich alles weiß.

Doctor.

Nun denn, ſo beichte,
Doch ſetz ich meinen Doctorhut zum Pfand,
Es iſt nichts mehr als eine Unze Wahrheit,
Gemiſcht mit einem Zentner Übertreibung.

Babette.

Seit ſieben Wochen wohnt auf unſrem Schloß
Ein junger Herr von Dalberg; irr ich nicht,
Ein Sohn von einem alten Freund des Grafen.
Er wird gehalten wie ein Königs Sohn
Und herrſcht und ruft im ganzen Schloß umher,
Als ſey er Herr, wir andern nur die Gäſte.
Und denket Euch, mir hat er zugemuthet,
Ich ſoll' ihm ſeine Sporen feſter ſchnallen,
Als wär ich Stallknecht bei dem gnäd'gen Fräulein.

Doctor (Conrad).

's iſt himmelſchreiend; dieſe zarten Händchen
Die Sporen ſchnallen, gleich als wäre ſie,
Des gnäd'gen Fräuleins Stallknecht! aber weiter —

Babette.

Du ſpotteſt noch! ich hab' ihm aber tüchtig
Bewieſen, wer ich bin; Herr Ritter, ſagte ich,
Ich bin des gnäd'gen Fräuleins Kammerfräulein,
Bin guter Leute Kind, mein Vater ſeelig
War Jägermeiſter bei dem Grafen, ſagt' ich,
Und ich ward aufgezogen mit dem gnäd'gen Fräulein
Und bin gebildet wie ein Frauenzimmer,
So ſagte ich, und kurz und gut — ich ſchnall' nicht.

Wirth.

Ei, Jungfer Baby, Ihre Pferde ſtampfen
Und Ihre Knechte fluchen wie die Heiden —

Babette.

Hätt ich beinahe doch die Zeit verplaudert
Und bald vergeſſen, daß wir noch dem Grafen
Entgegen müſſen, nun auf Wiederſehen,
Herr Doctor —

Doctor (Conrad).

Baby — nur noch zwei Minuten
Wie iſt es mit dem Bräutigam —?

Baby.

Ich kann nicht. —
Ein andermal — der Graf wird ſchrecklich böſe,
Wenn ich ſolange —

Sperber.

Baby, nur ein Wort!

Doctor (Conrad).

Der junge Dalberg —

Baby.

Iſt ihr Bräutigam (ab).

Sperber, Doctor (Conrad).

Sperber.

Ihr Bräutigam! und Baby muß es wiſſen,
Wie manchen Gruß, wie manches Band der Liebe
Hat ſie von Ida auf geheimen Wegen
Mir überbracht! Und doch — es iſt nicht möglich,
Dieß Auge, das nur mir zu lächeln ſchien,
Für mich nur jenes zärtliche Geheimniß
Verſtohlene Blicke hegte, dieſes Auge
Soll für ein fremdes Auge Liebe ſtrahlen?
Dein ſüßer Mund ſoll Liebes-Worte hauchen,
Die nicht zu meinem Ohr geflüſtert ſind?
Die zarte Hand ſoll eine andre faſſen
Als dieſe, die ſie einſt zum Schwur gedrückt?

Doctor (Conrad).

Es iſt ein Mährchen, Junker, wie ich ſagte.
Doch ſagt mir eines, was mir nicht ganz klar,
Weiß Idas Vater 'was von Eurer Liebe?

Sperber.

Der Alte kennt mich und er hält mich werth
Seit jener Schlacht, da ich an ſeiner Seite,
Von Jugend Muth und gutem Glück geführt,
Den ſeel'gen Kaiſer..... gerettet.
Und damals war es, daß er mich auf Gleichen
Nach ſeiner Burg wie einen Sohn geführt,
Und damals zog ich mit nach ſeinem Schloß.
Und wie ich Ida fand — wie ſie mich liebte —
Du weißt es und ich hab es oft erzählt.
Doch kennſt Du auch mein trauriges Geſchick'
Wie ich verlaſſen, einſam, heimathlos
Dem oft verſprochnen Licht entgegen ſchaue,
Das mir mein dunkles, räthſelhaftes Schickſal
Erklären ſoll!

Doctor (Conrad).

Und darum habt Ihr nicht gewagt
Dem Grafen Eure Liebe zu entdecken?
Daß Euch der alte Herr von Falk erzog,
Macht Eurem Namen Sperber keine Schande,
Daß Ihr nicht wißt, wer Eure Eltern waren,
Iſt unbequem, doch iſt es keine Schande,
Hat doch der alte Kaiſer ſie gekannt
Und Eure redliche und unbeſcholtne Herkunft
Mit Brief und Siegel Euch beſtättigt, und das Geld,
Das Euch ſein Kanzler alle Monat zahlte
Und jezt noch zahlt, beweist zum mindeſten,
Daß Eure Eltern reiche Leute waren.

Sperber.

Diß Alles macht mich vor den ſtolzen Augen
Des Grafen nie zu ſeinem würd'gen Sohn.

(Er zieht eine goldene Kapſel, die er an einer Kette trägt, aus dem Koller.)

O daß ich einmal dich eröffnen dürfte,
Den Namen meiner Namen[1]) auszuſprechen
Und mich an Deutſchlands edelſte Geſchlechter
Mit Spruch und Wappen offen anzuſchließen.

Doctor (Conrad).

Was ſeh' ich Junker! Dieſe kleine Schale
Verſchließt den Namen und Ihr habt bis heute
Gezaudert, dieſe volle Nuß zu knaken?
Gebt her, ich will es Euch eröffnen —

(greift nach der Kapſel).

Sperber.

Hinweg! — es bindet mich ein hoher Schwur
Nie darf ich ſelbſt, nie eine fremde Hand
Die kleine Wohnung meines Kummers öffnen,
Ich ſchwurs dem alten Falk an jenem Tag,
Da er mich waffenfähig machte. Dieſen Eid,
Ich muß ihn halten bis der rechte Mann
Mit Zeichen, die ich niemand nennen darf,
Den Schlüſſel mir zu dieſer Pforte reicht!

Doctor (Conrad).

Das iſt ein ſchlechter Spaß! Da könnte einer
Aus lauter Sehnſucht nach dem kleinen Schlüſſel
Die Schwindſucht kriegen, und mich wundert's nur,
Daß ihr nicht längſt vor Luſt nach dem Geheimniß
Ein Narr geworden ſeid. 's iſt eben ſo,
Als trüg ich einen Beutel in der Taſche,
Gefüllt mit lauter Spaniſchen Quadrupeln,

[1]) Ahnen?

Und dürfte doch den Knoten nicht eröffnen,
Als bis der Mann mit seinem Zeichen kommt.
Und wenn ich nun mein andres Geld verloren,
Verspielt, vertrunken oder sonst verprasst,
Kein Heller in der Tasche als Quadrupel, —
Mein Wort ist mir so theuer als dem Kaiser! —
Doch stünd' ich nicht dafür, daß meine Finger,
Wenn ich gerade etwas andres dächte,
So lange an dem dummen Knoten nagten,
Bis sie zum Gold sich eingewühlt.

Sperber.

Genug. Vergebens lockst Du mich,
Denn eh' nicht meines Herzens volle Schläge,
Die an den Namen meiner Ahnen pochen,
Zerschmettern dieses goldene Gehäuß,
Und eh' nicht sein Metall wie weiches Wachs
An meiner heißen Brust zerschmilzt, will ich getreu
Auf meinem Wort, wie Männern ziemt, verharren.

Doctor (Conrad).

Ich kenne das, das sind die alten Grillen
Von Treu und Eid, worüber man sich lieber
Todtschlagen lassen soll, als je sie brechen,
Als hätte nicht die gütige Natur
An unsrer Wiege schon vor allen Dingen
Das feste Ehrenwort uns abgenommen,
Ein jeder soll sich selbst der Nächste seyn,
Und sollt er auch dabey zu Grunde gehen.
Doch hört ihr nicht, mir wars, als stürmte man
Trepp auf, Trepp ab! (eilt ans Fenster).
Sie reiten in den Hof!
Verzeihet, Junker, doch mich läßt's nicht hier,
Ich muß genau die kleine Baby sehen,
Wie ihr das Maulthier steht, mit dem sie kam,
Und wie dem Fräulein der Herr Bräutigam!

Sperber allein. Er eilt ans Fenſter.

Stummes Spiel.

Recitativ.

Sie iſt's, ſie iſt's — die herrliche Geſtalt,
Schwingt ſich herab; ſchon rührt der kleine Fuß
Die Erde und die zarten Finger ſpielen
Um ihres Zelters ſtolzen Hals.
Noch deckt der Schleier mir das theure Antlitz.
Doch nun — ſie hebt ihn auf — ihr ſchönen Augen,
Euch ſeh ich wieder, traute Liebesboten?
Nur Muth, mein Herz, noch iſt ſie nicht verloren,

(Er tritt vor.)

Sie ſchaut herauf, und ihre Augen grüßen
Und dieſer Blick ruft, noch gehör' ich Dein!
Sie naht und in freudigen Schlägen
Eilt jubelnd mein Herz ihr entgegen,
Doch ſtill, mein Herz!
Du darfſt es niemand ſagen,
Wie Du durch Luſt und Schmerz
So treu ihr Bild getragen,
Nur ſtill für Dich, nur einſam und allein,
Darfſt Du es ſagen, noch gedenk' ich Dein.[1])

Arie.

Seyd mir gegrüßt, ihr ſchönen Sterne,
Ihr Augen, mild wie Mondes Licht,
Ach! ſelbſt in weiter, öder Ferne
Vergaß ich Euren Zauber nicht.

---

[1]) Variante (auf beſonderem Blatt):

Sie naht und in ſchnelleren Schlägen
Eilt mein jubelndes Herz der Geliebten entgegen,
Poch' nicht ſo laut! nur leiſe darfſt Du ſagen,
Wie treu durch Stürme Du ihr Bild getragen,
Nur leiſe flüſtern: noch gedenk' ich Dein!

Und ihr, um die mit ſtolzem Prangen
Der Morgen ſeine Strahlen gießt,
Ihr holden, jungfräulichen Wangen,
Noch denk ich Eurer, ſeyd gegrüßt.
Doch Euch die ſchönſten, wärmſten Grüße,
Ihr weichen Lippen zart und roth,
Dem kleinen Mund, der mir das ſüße:
„Gedenke mein“ zum Abſchied both.
Sie naht, und in freudigen Schlägen
Eilt jubelnd mein Herz ihr entgegen,
Doch ſtill, mein freudig Herz!
Du darfſt nicht ſagen,
Wie Du durch Luſt und Schmerz
Ihr Bild getragen,
Nur ſtill für Dich, nur einſam und allein,
Darfſt Du es ſagen, noch gedenk' ich Dein.
Sie naht, — ihr Bild getragen (wie Str. 1),
Nur einſam jubeln, einſam und allein,
Darfſt Du es ſagen, noch gedenk' ich Dein.

Auftritt.

Der Graf v. Girichen, Hr. v. Dalberg. Fräulein Anna. Babette. Der Doctor. Wirth. Sperber.

Wirth. Wie geſagt, Herr Graf, an ein Zimmer iſt gar nicht mehr zu denken. Ich wollte Euer Gnaden aus Rückſichten gerne in meiner Taſche logiren, wenn ſie groß und ſchön genug wäre: für's Gnädige Fräulein gibts noch eine Kammer, aber das iſt auch alles.

Graf. Und könnten nicht die andern Gäſte —

Wirth. — etwas abtreten? Ja, ich muß nur geſtehen, gnädiger Herr, ich als Wirth mache ſolche Anerbiethungen ungern. Vielleicht thuts einer oder der andere aus Höflichkeit. (ihm ins Ohr) Da ſteht zum Beiſpiel einer, der hat viel Geld, iſt aber beſcheiden wie ein fahrender Schüler, das iſt der Herr von —

Graf (hat ſich umgeſehen). Sperber! (er nähert ſich ihm mit treuherzigem Handſchlag).

Ei! ſieh da lieber Junge! muß man Dich
Am Heerweg ſuchen und im Wirthshaus finden?
Sey mir gegrüßt; wo kommſt Du eben her?
Und hör' einmal, ein wenig bleich und mager
Kömmſt Du mir vor, wo treibſt Du Dich denn um?
Denkſt auch noch an D — — —, gelt das war
Ein heißer Tag und wär' der alte Falk
So thöricht nicht auf ſeinem Sinn beharrt,
Der Kaiſer ſelbſt müßt' Dich zum Ritter ſchlagen,
Du trägſt ſeit jenem Tag die goldnen Sporen.

Sperber.

Ihr ſeyd zu gütig, Herr! Der alte Falk,
Gott hab ihn ſeelig, meinte wohl mit Recht,
Ich könnte wohl für dieſe hohe Ehre
Mich würdiger und beſſer machen.

Graf.

Nein, vom Kaiſer,
Vom Kaiſer ſelbſt hat er verblümt geſprochen,
Von einem großen wichtigen Geheimniß.
Kurzum, Du kennſt ja ſeine Art und ſicher hat er
Auch Dir ſolch tolle Mährchen vorgeſchwazt.
Doch ſiehe da, faſt hätt' ich ja vergeſſen,
Euch meinen Leuten vorzuſtellen; Anna,
Da iſt er wieder, unſer ſchöner Wildfang.
Kennſt Du ihn nimmer, daß Du ſo verlegen
Und ſteif Dich neigeſt?

Anna.

Herr von Sperber war
Zu lange unſer werth geſchäzter Gaſt
Als daß ich ihn vergeßen konnte; ſeyd willkommen.

Sperber zu Anna.

Erlaubet, Gnäd'ges Fräulein, daß ich Euch
Begrüße nach der Sitte Eures Hauſes?

Anna zieht einen Handſchuh ab; Sperber küßt ihre Hand.

Dalberg (höhniſch).

Iſt das die Sitte Eures Hauſes, Fräulein?
Doch ward mir nie das Glück, ſolang ich auch
Bey Euch auf Gleichen wohnte, daß ich je
Zu Eurem Hand kuß zugelaſſen wurde;
Vielleicht nur, weil ich nicht gefragt, ich hätte
Mich bey dem Schloßvogt nach des Hauſes Sitte
Erkundgen ſollen. Drum erlaubt mir jetzt —

(will die Hand küſſen).

Anna (zieht lächelnd den Handſchuh an und zieht die Hand zurück).

Verzeiht, wer erſt den Schloßvogt fragen muß,
Was gute Sitte gegen Damen fodert,
Verſteht den Vortheil ſchlecht —

Dalberg (finſter).

Ich merke wohl,
Der Herr hier (auf Sperber deutend) hat den Schloßvogt nicht gefragt,
Ich ſehe, der verſteht ſich auf den Vortheil;

Sperber (ſtolz).

Gewiß, denn wenn ich je von ſchönen Damen
Ein Pfand der Liebe oder eine Gnade
Erbitten will, da brauch ich keinen dritten,
Wie dieſer Herr hier —

Dalberg (auffahrend).

Wie verſteht ihr das?

Graf.

Ruhig, ruhig Herr Vetter, und auch Du gib Friede,
Wer wird ſich wegen ſolcher Dinge zanken?
Das, Vetter, iſt der tapfre Herr von Sperber,
Der, wie ich Dir ſchon zwanzig mal erzählt,
Den alten Kaiſer Friederich[1]) gerettet,
Als er dem Herzog Maximilian, ſeinem Sohne,
Nächſtkünftig unſer Hochverehrter Kaiſer,
Nach Hennegau zu Hilf zog, gegen Frankreich.
Als man nachher dem alten ſeel'gen Herrn
Das Bein abnahm, der tiefen Wunde wegen,
Die er an jenem Tag empfing, da rief er laut,
„Dem jungen Sperber dank ichs, daß ich lebe."

Dalberg.

Ihr habt mirs zur Genüge ſchon erzählt.

Graf.

Nun wenn Ihr's wißt, ſo dien es Euch zum Spiegel,
Doch etwas hab ich Euch noch nicht erzählt,
Was damals Kaiſer Friedrich beigeſetzt:
„Bei meinem Bart," ſo ſprach er, „dieſer Sperber,
(Er meinte meinen jungen, wackern Freund),
Ich will ihn einſt zu etwas rechtem machen;
Und bänd' mich nicht mein kaiſerliches Wort,
So wollt ich ihn gleich jetzt aus einem Sperber
Zu einem meiner ſtolzen Adler machen."
Der Kaiſer ſtarb und noch iſt er ein Sperber,
Doch mir deßhalb nicht minder lieb und werth.

Sperber.

Ich dank' Euch, Herr! für gütges Angedenken;
Doch noch habt Ihr vergeſſen, dieſen Herrn
Bei ſeinem Namen mir zu nennen.

[1]) Friedrich III.

Graf.

Ach verzeiht!
Das iſt mein Vetter Dalberg, ein gewandter
Bei Hof erzogner Herr! ich wünſche ſehr,
Daß ihr zuſammen gute Freunde werdet.
Denn allem Anſchein nach wird dieſer Herr
Mein Eidam werden.

(Die beiden jungen Männer verbeugen ſich kalt.)

Dalberg.

Ei, Herr Graf,
Dürft' ich von dieſem Anſchein eine nähere
Erklärung mir erbitten? Denn Ihr wißt,
Nach dem Vertrag, den unſre beiden Häuſer —

Graf.

Ach, freilich, freilich, muß ich meine Anna
An einen Dalberg geben; ja, das iſt
Längſt ausgemacht, eh' meine Anna noch
Geboren ward. Nur eines macht mir Scrupel,
Nicht Ihr ſeyd es geweſen, dem mein Kind
Schon in der Wiege ward verlobt, und Euer Bruder —

Ende.

Bei der Sammlung von Hauffs Briefen habe ich Vollſtändigkeit angeſtrebt, ſoweit ſie bis jetzt zu erreichen iſt. Nur wo es zum Verſtändnis ſeiner Briefe nötig war, habe ich vereinzelt auch Briefe an Hauff (von Chriſtian Heinrich Riede, von Nane Klaiber und Lina Geiger) mit aufgenommen. Die vielbeſprochenen Brautbriefe, in denen Hauff ſich ungezwungen, wie ſonſt nirgends gab, ließen ſich leider nicht aus ihrem Gewahrſam erlöſen und ſind jetzt wohl für immer verloren. Sie waren im Beſitz einer Nichte von Hauffs Frau von der katholiſchen Linie der Familie, der jetzt verſtorbenen Fräulein Emma Hauff in Stuttgart (nicht zu verwechſeln mit der gleichnamigen Tochter von Hauffs Bruder Hermann). Ich verfolgte ihre Spur nach dem Tode der Beſitzerin, die ſie ängſtlich hütete, bis nach München, da Herr Aſſeſſor Strobel daſelbſt den Nachlaß dieſer Dame geerbt haben ſollte, aber nur um zu erfahren, daß ſie vernichtet ſeien.

Stammbaum der Familie Hauff.

Oberamtmann Stockmayer

Frau Regierungsrat Kerner, Mutter Justinus Kerners.

Frau Regierungsrat Elsässer, vermählt mit Karl Friedr. Elsässer, Oberappellationsrat, zuletzt in Tübingen, früher Professor in Erlangen und an der Karlsschule.

Daniel (?) **Hauff**, während des Dreißigjährigen Krieges aus Österreich in Schwaben eingewandert.

Johann Wolfgang Hauff, Landschaftskonsulent, 1721–1801.

Wilhelmine Hedwig, vermählt mit August Friedrich Hauff.

Eine jüngere Schwester, gest. unverheiratet bei Kerners.

Christian.

Arzt zu Neustadt a. d. Linde, gest. 1813.

August Friedrich Hauff, Regierungssekretär, 1772–1809, vermählt mit **Wilhelmine** Hedwig Elsässer (geb. 1774) am 27. August 1799.

Henriette Gottliebin Hauff, vermählt mit Oberregierungsrat Karl Christian Heinrich Grüneisen, Stuttgart.

Hermann, Dr med., geb. 22. Oktober 1800, vermählt 26. Oktober 1827 mit Friederike Braun, Tochter des Amtsnotars in Schwaigern, Bibliothekar 1847, Professor, gest. 16. August 1865.

Sophie, geb. 31. Mai 1828, gest. 3. März 1898.

Eduard August Hauff, geb. 3. Juni 1836 zu Stuttgart, Landgerichtsarchivar zu Heilbronn.

Emma, geb. 5. August 1838.

Wilhelm Hauff, geb. 29. Nov. 1802, gest. 18. Nov. 1827, vermählt am 13. Febr. 1827 mit Katharine Eleonore **Luise**, geb. Hauff, geb. (zu Weitingen bei Nördlingen als Tochter des Oberamtmanns und Hofrats Johann Heinrich Ludwig H., eines Bruders August Friedrich Hauffs) am 6. Januar 1806, gest. 20. Juni 1887.

Wilhelmine, geb. 10. Nov. 1827, gest. 2. Januar 1844 zu Stuttgart.

Marie, geb. 1806, vermählt 1824 mit Gottfried Klaiber,*) Professor am Gymnasium zu Stuttgart.

Sophie, geb. 1807 (beim Tod des Vaters 6/4 Jahr alt), vermählt Januar oder Februar 1826 mit Ernst Wilhelm Klaiber,*) Diakon in Vaihingen, Professor in Schönthal, gest. 1841.

Julius Klaiber, geb. 22. März 1834, gest. 15. Sept. 1892.

Karl Grüneisen, Hofkaplan, später Oberhofprediger und Prälat.

Nebenverwandte:

1) Stud. med. Friedrich Hauff, gen. Senf, geb. zu Marburg, immatrikuliert zu Tübingen 1820, gest. 1825 zu Bondorf bei Tübingen.
2) Pfarrer Hauff zu Bondorf, gest. als Stadtpfarrer zu Giengen 1867.
3) Johann Albrecht Hauff, Pfarrer zu Bethnang 1722–1788, dann zu Bonlanden.
4) Oberamtsarzt und Medizinalrat Hauff zu Kirchheim u. Teck.
5) Karl Viktor Hauff, geb. 1754, Repetent zu Tübingen 1777, lebte 1830 noch.
6) Hauff, Vetter von Christian Heinrich Ricke, gleichzeitig mit Wilhelm Hauff als Seminarist in Blaubeuren.

*) Söhne von Johann Christian Klaiber, Pfarrer zu Roßwag bei Vaihingen a./Enz, und Brüder (Halbbrüder?) von M. Chr. Friedr. Klaiber (1782–1850), Professor am Gymnasium zu Stuttgart 1809, Konsistorialassessor 1824, Oberkonsistorialrat und Oberstudienrat 1829, gest. 1850 mit dem Titel und Rang eines Prälaten.

Perſonen- und Sachregiſter.

A. = Anmerkung. o. = oben. u. = unten.

Aalen 35.
Abendzeitung 85, 89, 92, 96, 100.
Abſtammung V.
Aachen 97.
Alexis, Willibald 84, 86, 87 (mit A.), 98, 107, 116, 163.
Alb, die ſchwäbiſche 13, 24 (mit A.).
Amalie (»Malchen?) 8, 9, 34.
Anfänge, ſchriftſtelleriſche 22, 23, 31, 42, 59.
Anlage des Dichters VII, 59, 64.
Antwerpen 96.
Äußeres des Dichters 3.
Authenrieth, Arzt der Familie 19.
Authenrieth, Joh. Heinr. Ferd. von, Kanzler der Univ. Tübingen 41.

Bauer, Ludwig 16.
Baur, Ferdinand Chriſtian 41, 75.
Bemperlein (Bemperle, Pömperle) 24, 39, 51, 61, 220.
Benedikt, Julius VI, 107—108.
Bengel, Ernſt (Enkel von Joh. Albrecht B.) 41, 43.
Berlin 64, 98—100.
Die Norddeutſchen 98.
Bild des Kaiſers VII, 42, 47, 56, 63 A. 3, 64, 66, 77, 85, 108.
Blaubeuren 13, 14, 15, 18, 121—125, 175—176.
Seminar 15—17, 19, 21, 184.
Kloſter 15, 16, 24.
Schulkameraden 14 A., 175—176.
Blücher 8.
Boiſſerée, Sammlung der Brüder B. 27 (ſiehe auch die Bettlerin vom Pont des Arts).
Bondorf bei Tübingen 40 o., 177.
Braun, Friederike, Frau von Herm. Hauff — ſ. d. Stammtafel.
Braun, Friederike II, ſiehe Robert.
Brautfahrt nach Nördlingen 47.
Brautbriefe 49, 292.
Bremen 97, 98.
Brief der Mutter nach Blaubeuren 260.
Brüſſel 96, 99.
Bührlin, Ludwig 66.
Burſchenſchaft 25, 31, 32, 33, 36, 37, 38, 40 A., 42 A., 45, 75, 191—194.
Bürger (Münchhauſen) 62.
Byron 62.

Cäſar 253.
Chriſtian, Adolf, gen. Cocles 33, 35, 38, 44, 61, 148, 219, 220 f.
Clauren 53, 67 (77), 81, 85, 86, 87, 88, 92, 99, 101, 147.
Cöln 96, 97.
Compagnie (ein der Burſchenſchaft nahe-ſtehender Verein in Tübingen) 32, 36, 40, 41, 61, 104.
Cong 11, 109.
Cotta 22, 76, 97, 103, 105, 156, 159.
Couſine in Ulm 24.
Cramer, Romanſchriftſteller 10 u.
Cruſius 267.

Dertinger, G., Kupferſtecher (Hauff-bild) 117.
Deutſchtümelei 36—37, 75.
Dickens 66 A.
Doktordiplom 166.
Doktorexamen 92.
Donauwörth 47.
Dresden 100—101.

Eigenart, schriftstellerische, Hauffs 66.
Ellwangen 35, 61.
Elsäßer, Karl Friedrich (Großvater) VI, 5, 7, 10, 39, 77.
Engweihingen (O. A. Vaihingen a. E.) 103, 167.
Erbtante in Tübingen 136.
Eremit in Deutschland, Zeitschrift (Freie Stunden am Fenster) 101.
Erlaß der Behörde vom 29. V. 1820 21, 25.
Erlaß (Verfügung) des K. Ev. Konsistoriums vom 29. XII. 1826 102.
Erligheim (O. A. Besigheim) 27.
Examen 51.
Exkurse 66, 82—83.

Faber 177.
Fidelia zu Tübingen 35, 40.
Fielding 10, 75, 87.
Feuerreuter 36, 39, 40, 111, 187.
Figuren in den erzählenden Dichtungen 34, 41, 59 (zweimal), 76 ff.
Firnhaber, gen. Spatz 45.
Fischer, Hermann, Prof. zu Tübingen 63.
Fischerstechen 24, 108, 274—276.
Fouqué 8, 9, 10, 37, 62, 75.
Frankfurt 47, 94.
Franck, Friedrich Gottlob 84, 85, 87, 89—90, 91, 97, 108, 161 f.
Frauentaschenbuch für 1828, 107.
Friedrich I., Kurfürst, dann König von Württemberg 4.
Frisch, Wilhelm 32 u., 33, 35, 61, 109, 112.
„Frosch"-Pennäler 26 u.
Fußreise von Tübingen nach Ulm (Herbst 1821) 35.
— nach Nördlingen (Ostern 1824) 50.

Geburtshaus 4.
Gedichte 23, 38, 66, 74, 107, 181 ff.
Geiger, Karoline (Lina), Schwester von Nane Klaiber 27, 35, 103, 130 ff., 134, 189.
Geiger, M. Gottlob Friedrich (Schwager von Hauffs Schwägern, Pfarrer zu Erligheim, später zu Engweihingen) 27, 103.
Gent 48, 68, 96.
Gerok, Karl 29 o.
Gesellschafter, Zeitschrift in Berlin 60, 69, 91 (mit A. 1), 168—170.
Glems bei Tübingen 197.
Gmünd (Schwäbisch-G.) 35.
Goethe VIII, 10, 54, 59, 61, 72, 81, 83.
Göppingen 50, 109, 201.
Görig, Karl 33, 35, 44, 61, 181.
Göttingen 97.
Goldsmith 10.
Gozzi 62.
Grabbe 72.
Gräter 71 A. 2, 225.
Grüneisen, Karl d. Ä. 24, 98, 191.
— Christian Heinrich 143 u. Stammtafel.
Guttenberg bei Heilbronn (Bild des Kaisers) 84.
Gutzkow 86 A. 1.

Haagen in Tübingen 206 (mit A.).
Haagsche Brauerei in Tübingen 5.
Hauff, Johann Wolfgang (Großvater des Dichters) 101.
— Aug. Friedrich (Vater des D.) VI, VII, 3, 5, 101.
— Wilhelmine Hedwig (Mutter d. D.) VI, 5, 19, 20, 31, 60, 61, 93, 95, 111, 141.
— Hermann (Bruder des D.) VI, 4, 24 A., 25, 93, 95, 102, 110, 140, 141, 143.
— Marie (Schwester des D.) 4, 50, 60—61.
— Sophie (Schwester d. D.) 4, 78, 93, 187.
— Luise (Frau des D.) 8 u., 37, 48, 49, 50, 55, 93, 103, 110, 112, 114, 115, 116.
— Wilhelmine (Tochter d. D.) V, 110, 114, 115, 116.
— Margarethe Barbara Eberhardine, geb. Wünsch (Schwiegermutter d. D.) 47 u.
— Friedrich, gen. Seni 39, 77.
— Henriette Gottliebin (Tante d. D.) 25.
— Oberamtsarzt in Kirchheim u. T. 38. Vergl. ferner zu sämtlichen Gliedern der Familie Hauff die Stammtafel.
Hamburg 76, 98.
Hegel V.
Heidelberg 47, 204.
Heidenheim 35.
Heilbronn 47.

Heine, Heinrich 56, 73, 74, 75.
Hell, Theodor (Winkler) 92, 105, 109, 153 ff.
Herlohsohn 100, 101, 153 ff., 156 ff.
Hermes 10.
Hitzig, J. E. 98.
Hofer, Andreas (Roman) 105, 107.
Hoffmann, E. Th. W. VIII, 58 A. 1, 62, 67, 68, 69, 70, 72, 77, 91, 99.
Hohenzollern 24.
Holder, J. M. (Hauffbild) 117.
Hölderlin 28, 56.
Horaz 7, 82.
Hornberg ob Neckarzimmern bei Heilbronn (Bild des Kaisers) 84.
Hügel, Ernst Eugen, Freih. v., 53 mit A., 54, 55, 78.
— Luise, Freifrau von, geb. Freiin v. Gemmingen 53 A.

Immermann 69, 105.
Jobsiade 62 A. 3.
Jocko 80, 81, 96.
Justiz 66, 85, 89—90.

Karl I., König v. Württemberg 221.
Karlsruhe in Baden 46.
Kauffmann, Rektor in Tübingen 7, 9.
Kassel 97, 99.
Keller, Gottfried 39 A., 256.
Kern, Professor in Blaubeuren 15.
Kerner, Justinus V, VIII und Stammtafel.
Klaiber, Johann Christian, Pfarrer zu Rohwag 27.
— Gottfried (Sohn des vorigen) 27, 50, 93, 97.
— Ernst Wilhelm (Sohn des vorigen) 27, 97.
— Julius, dessen Sohn 3, 91 A. 1., 104 A.
— Wilhelm, Sohn Gottfrieds 72—73, 189, 223 ff.
— Nane (Christiane) VII, 27, 28, 33, 34, 35, 46, 125 ff.
— Christian Friedrich, (Stief-?) Bruder von Gottfried und Wilhelm d. Ä. 53, 54.
Kleinjustheim (-Ehingen) 85.
Klingemann 72.
Klinger, Friedrich Maximilian 72.
Klopstock 72.
Knapp, Albert 32 u.
Knaus, Karl 36, 42 A., 43, 115.
Köbler, Friedrich 35, 44, 61.
Kolb, Gustav 32, 42 A.
Kontroverspredigt 97, 99—100, 143.
Kosaken 8.
Krankheit 7, 19, (31), 34, (66), 109—111.
Kriegs- und Volkslieder 54.
Kunstnovelle 65, 66, 70.

Landexamen 7, 11, 12.
Leipzig 100, 105.
Lenau 114.
Leiewut, des jungen Hauff 9, 10.
Lessing 10, 61.
Lichtenstein (Roman) VIII, 8, 15, 23, 24, 29 A., 32, 48, 57, 59 u., 60, 63, 64, 67, 77, 78, 82, 92, 93, 107, 112, 113—114, 258—269.
— Übersetzungen des L. 269.
Ludwigsburg (Eröffnung der Landstände) 25 A., 44.
Lustenau bei Tübingen 11, 37, 41, 46 o., 122.

Mädchenbriefe 39, 41, 227—228.
Märchen 22 A., 32, 57, 64, 67, 69, 92, 255, 256.
Mainz 86, 94.
Mannheim 46.
Mann im Mond 43.
Marienburg, Die letzten Ritter von 4, 10, 34, 58 A. 1, 66—67, 70, 72, 77, 109.
Markgröningen bei Ludwigsburg 44.
Memoiren des Satan s. Satan.
Memorabilien 11, 28 A., 41, 175—178.
Menzel, Wolfgang 86.
Metternich 37, 101, 147.
Metzlersche, L., Buchhandlung 54, 92, 157.
Mitarbeiter 106.
Mittwochsgesellschaft in Berlin 98—99.
Morgenblatt 76, 97, 101—105, 109.
Motti 105—106, 112, 116.
— zu vier Novellen 195—196.
Mohl, Julius, und dessen Bruder 95.
Montgolfier 73.
Mörike 15, 27, 28, 66.
Moser 109, 172.
Müller, Wilhelm 247.
— Max 28.
Münchow 108.

Nachlaß, Teile des N. 1827 veröffentlicht 116.
Napoleon I. 8, 63, 83.
Neuwied 47 o.
Nicolovius (Berlin) 99.
Niedernau 35.
Nördlingen 47, 48, 49, 50, 52, 61, 94, 103, 109.
— Fußreise nach (Ostern 1824) 50.
Novellen 59, 67, 77—78, 81, 82.
Bettlerin vom Pont des Arts 60, 63, 66, 72, 77, 95—96, 100, 101, 107.
Sängerin 60, 66, 218 A., 257.
Othello 57, 69, 92.
Fluch 66, 68—72.

Ostende 68, 96.

Paris 68, 95—96, 141—142, 242 bis 246.
Paul, Jean, Friedr. Richter VII, 62, 70 ff., 73, 75.
Pauer, Pedell 42.
Predigten (erste: 45) 165.
Pessimismus, patriotischer 65, 66, 74, 75.
Pfaff, Gustav 36, 45, 222.
— Moritz 33, 35, 43, 44, 45 A., 46, 57, 60, 86, 104, 149 ff., 201, 222.
Pfuhl bei Ulm 35.
Phantasien im Bremer N. VII, 17, 107.
— und Skizzen 108.
Platow, General in den Freiheitskriegen 8.
Pforzheim 46.
Preise Hauffscher Schriften 197, Anm. 1.
Primavesi, Friederike s. Robert.
Promotionsexamen (Konkurs) 26.

Rätsel 100, 101.
Rauchen 11, 18, 175.
Reden im Kränzchen 41, 211—216.
Rede im Stuttgarter Liederkranz 216 ff.
— beim Kommersfest zu Waldenbuch (Phantasie für den September 1830) 38, 220—223.
— bei der Taufe von Wilh. Mauser d. J. 72—73, 103 A., 223 ff.
Reimlingen bei Nördlingen 48.
Reuß, Jeremias Friedrich 15, 17, 20, 23, 25.
Reutlingen 26, 35.
Reuscher, Schwager v. H. und A. Riecke 35, 61.
Rezensionen Hauffscher Schriften 116—117.
Rheinreise (Herbst 1822) 48, 57.
Riecke, Christian Heinrich VI, 11, 18, 25, 35, 45, 59, 109—110, 121 ff.
— Adolf, 35, 45, 61, 230.
— Viktor Ludwig, Arzt zu Stuttgart 11.
— Viktor Heinrich, Pfarrer zu Lustenau 11.
— Karl von II, 20.
Ritter- und Räuberromane 8.
Robert, Ludwig 103, 108, 158—160.
— Friederike, geb. Primavesi, geb. Braun (vergl. Kerner, Bilderbuch S. 176 und Varnhagen, Denkwürdigkeiten 5, II, S. 70) 76.
Röder, Friedr., Frhr. von 33, 35, 44.
Rösch, Wilh. (Bildhauer) 116.
Rom 68.
Romantik 62 ff.
Roßwag (O. A. Vaihingen a. E.) 27, 33.
Rottenburg 11.
Rüdesheim 47.

Samaras, Georgios 260.
Sanct Johann 26.
Sand, Karl 37, 127.
Saphir 160.
Satan, Memoiren des 41, 43, 49, 56, 57, 58 A. 2, 64, 65, 68, 69, 72, 77, 78, 85, 91, 99, 109.
Satire 66, 75.
Satirische Ader Hauffs 22, 23.
Scott, Walter 63, 67 A., 75, 157, 229 ff., 260.
Schadow 99.
Schauplatz der Erzählungen 67, 68.
Schelling 28 u.
Schicksalstragödien 57 und A.
Schiller 4, 5, 10, 11, 21—22 (zweimal), 35, 39, 54, 56, 61, 81, 113.
Schlaich 46.
Schmid, Professor in Tübingen 41.
Schola Anatolica VI, 6, 7, 11.
Schönthal 26, 219.
Schott (gen. Steinheimer, Steinemer) 35, 206.
Schreibweise Hauffs 66 ff.
Schubart 14.
„Schuch"-Pennäler 26 u.
Schultze, Cäcilie 24.
Schwab, Gustav 114, 115, 116, 174, 177

Schwaben V, VII, 177.
Schwaben, Urteil über 64, 65.
Seeltied, Julie 23 u.
Seidel, Heinrich 257.
Selbstironie V, 10, 23, 63, 73 A.
Seniade 32, 39, 292.
Seybothen, Max von 35, 47.
Shakespeare 61.
Siegfried von Lindenberg (Marionettenspiel) 11.
Sigel 35 A., 177.
Singspiel aus der mittl. deutsch. Geich. 108, 276—292.
Sitzler, Fräulein (Jungfer Sitzlerin) 6, 78.
Skizzen 9, 32, 58, 60, 70, 71, 77, 84, 95, 101.
Sontag, Henriette 92, 96.
Smollett 19, 61 A., 96 u.
Spatz (Kneipname?) 177.
Spitz 8.
Sprachorgan 21, 76.
Sprache des Schriftstellers H. 22, 56, 79 f.
Stabel, Anton 36, 222.
Stammbuchblätter 11, 38, 49, 51, 54, 98, 196.
Steinhäule bei Ulm 35.
Stellung Hauffs innerhalb der deutschen und schwäbischen Literatur 83—84.
Sterbehaus 106.
Steudel, Dr., Universitätslehrer zu Tübingen 41.
Stift zu Tübingen (Christophsstift) VI, 27—39, 184.
Supf (Kneipname?) 47.
Strauß, David Friedrich 13, 19, 28 u.
Stuttgart 3, 7, 27, 33, 35, 55—61, 73, 84—94, 95, 116.
Kriegsministerium 57, 58.
Wohnhaus, Sterbehaus 106.
Syrlin 121, 122.
Stuttgarter Hefte 25 A.

Taschenbuch für Damen (Cottasches) auf 1828: 97, 107, 171, 251.
Taschenbücher auf 1828: 106, 108.
Tasso 62.
Technik 78.
Theurer 35.
Tieck, Ludwig 100, 152f.
Tirol 107, 108.
Tod des Vaters VII, 5.
Tod Hauffs 112.
Tübingen VI, 4, 6, 7, 11 u., 25 A., 27—53.
— Schulfreunde (Conz, Rheinwald, Schmid, Schwarzmann) 11, 175.
— Universitätsfreunde 43-45, 176-178, 220 ff.
— Wohnhaus der Familie Hauff 5.

Uhland VI, 55, 115.
Ulm 12, 15, 18, 24, 26, 47.
Ulrich, Herzog v. Württemberg 29.
Uracher Steige 26, 123.

Varianten zu den Gedichten 194.
— zum Lichtenstein 263.
Verfassungsfeier des Stuttgarter Obergymnasiums 25, Tübingen 191.
Völker, Burschenschafter 25 A.
Voltaire 57, 71 A. 2.
Vulpius 8.

Wagner (Bildhauer) 114.
Wagners Archiv 194.
Waldenbuch 220.
Wallensteins Lager 10, 270.
Wakratslichter 89.
Wankheim bei Tübingen 27.
Waterloofeste 32, 47. Festredner dabei 32 u.
Wertheim 111.
Wetzel, Gedeon 47, 222.
Wieland 61.
Wiesbaden 47.
Wörth in Tübingen 28, 32, 295 (siehe auch Waterloofeste).
Worms 46.

Zachariä 38, 62, 295.
Zeugnis beim Abgang von der Schola Anatolica 7.
— beim Abgang aus dem Stift 51.
Zeugnisse in Blaubeuren 21.
Zeichnungen Hauffs 44 A. 1.
Zitate 81.
Zschokke 59, 79.
Zukunftsphantasieen 72, 73 (siehe auch Jean Paul).

Berichtigungen:

S. 24 Zle. 14 v. o. muß es heißen: „Das Zinderfelder" nicht „Das [illegible]"

S. 178 u. 221 in Anm. 1 muß es heißen: Alois M. nicht Anton M.